

Der Kreislauf der Welt



Die Legende von Relsh II
Florian Auer

Prolog I | Drei Welten

Der Himmel wurde langsam dunkler und die Luft, die ihr um die Nase wehte, wurde empfindlich kalt. Doch es war so schön, die Landschaft anzusehen.

Waldstücke zogen an ihr vorbei, Weizenfelder, deren hohe Halme sich im abendlichen Wind hin und her bewegten.

Die Wolken am Himmel leuchteten noch in fahlem rot, die ersten Sterne waren am dunkelblauen Himmel zu erkennen. Es war so schön.

Sie selbst lag in den Armen ihres Liebsten, er hielt sie fest, streichelte sanft ihren Daumen mit dem seinen. Noch einmal drückte sie ihn enger an sich.

Nun, da sie fortgelaufen war, hatte sie nur noch ihn. Nie wieder würde sie nach Hause zurückkehren können, zurück in die Arme des liebenden Vaters. Sie hatte sich für genau diese Zukunft entschieden, und diesen Weg wollte sie auch gehen. Vor ihr lag ein Leben voller Freiheit, voller Abenteuer und neuer Möglichkeiten. Es würde alles so toll werden.

Ihr Schatz schob sie in eine aufrechte Position und drehte sich weg von ihr.

„Hey, was machst du?“

Er lächelte sie an.

„Nur eine kleine Dosis. Es ist gerade so toll, und was wäre jetzt noch schöner als mit dir hier zu sein?“

Er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern fuhr unbeirrt fort.

„Genau, mit dir hier zu sein und ein wenig Stoff im Blut.“

Mit diesem Satz lachte er auf, band sich den Oberarm ab und setzte sich die Spritze.

„Nun, das werde ich ihm auch noch austreiben. Irgendwann braucht er dieses Zeug nicht mehr. Er hat doch mich“, dachte sie sich, drehte sich wieder um und sah der Natur zu, wie sie an der offenen Tür des Güterwaggons vorbeirauschte.

Wo würden sie am nächsten Tag ankommen? Sie wusste es nicht. Das alles war ihr egal, solange sie mit ihm zusammen war.

1 Eilie | Ein Abend in Lyon

„Ach hol's der Teufel!“

Sie warf den Bleistift mit so einer Wucht auf den Tisch, dass er beim Aufschlag von der Glasplatte hüpfte und nach einem Salto auf den Boden fiel. Nun war er sicherlich kaputt. Er rollte noch ein Stück über den dunkel gefliesten Boden.

Frustriert ließ Eilie sich in den Bürostuhl fallen, schob ihn etwas nach hinten und glitt mit dem Hosenboden langsam nach vorne, als würde sie wie ein Fisch auf dem Trockenen nach unten gleiten. Nur weil sie sich mit den Armen an den Lehnen festklammerte, rutschte sie nicht ganz von dem Stuhl. Sie sicherte ihre Position, indem sie sich mit den Knien an der Aluminiumstrebe abstützte, welche auf der Rückseite des Schreibtisches die beiden breiten Tischbeine verband.

Sie wagte einen Blick auf die leise surrende Uhr an der Wand.

„Kurz nach zehn.“

Wieder einmal war sie viel zu lange im Büro geblieben. Es laugte Eilie aus, manchmal fiel sie abends nur noch ins Bett, um sich frühmorgens wieder in die Arbeit zu kämpfen. Doch das, was sie zu tun hatte, war ihr persönlich zu wichtig. Die Menge an Daten, die sie

abzuarbeiten hatte, war schier unendlich. Eine Sisyphusarbeit.

Doch Eilie war getrieben vom Verlangen, einen Zweck im Leben zu erfüllen und ihr Dasein mit Erfolg zu bestreiten. Wie besessen klammerte sie sich an ihre Aufgabe, denn nur so erfuhr sie ein Gefühl der Zufriedenheit. Ein Gefühl, etwas für sich und andere zu tun. Zu lange hatte Eilie nur an sich gedacht.

Sie konnte sich nur zu gut an das Gesicht ihres Vaters erinnern, als sie nach vielen Jahren wieder vor seiner Türe stand.

Ungläubig hatte er sie zuerst angesehen, dann verzweifelt, wutentbrannt und doch so glücklich, sie wiederzusehen. Es war wie eine Springflut der Gefühle, eines nach dem anderen in einer Kettenreaktion der Überwältigung ausgelöst. Er war mit der Situation derart überfordert, dass er sie nicht in den Arm nahm, sondern wie eine Fremde in sein Haus bat und ihr die Hand schüttelte.

Dabei war Eilie nicht einmal entführt worden. Sie lief mit gerade einmal vierzehn Jahren davon und irrte fünf Jahre durch die Welt. Ihr Vater erschien ihr so langweilig, so spießig, so völlig ohne Risiko lebend. Eilie jedoch dürstete damals nach Leben, nach Nervenkitzel, so schlich sie sich in Güterzüge, war als Anhalterin unterwegs und reiste herum. Sie zog durch die Lande

ohne Ziel und suchte nach einem Sinn in ihrem Leben. Sie dachte, sie hätte alles richtig gemacht. Doch sie war dumm gewesen.

Als sie ihren Vater wiedersah, augenscheinlich um viel mehr als nur fünf Jahre gealtert, fühlte sie sich so unendlich schuldig. Damals wurde ihr klar, dass sie nicht nur für sich selbst verantwortlich war, sondern beinahe alle ihre Taten auch andere Menschen betrafen.

Menschen handeln nur selten so, dass niemand außer ihnen selbst von den Auswirkungen betroffen sind. Auch wenn sie nur ein kleines Mädchen aus Deutschland war, so betraf das, was sie tat, andere. So kam sie zu dem Schluss, dass sie zumindest ihre Umgebung beeinflussen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten für eine bessere Welt sorgen konnte. Und sie wollte ihrem Vater beweisen, was für eine gute Tochter aus ihr geworden war.

Seit diesem Moment der Erkenntnis waren nun annähernd zehn Jahre vergangen. Sie konnte ihren Schulabschluss nachholen, studierte, und hatte nun die Arbeit hier in Lyon gefunden. In diesem kurzen Zeitabschnitt konnte sie durch unermüdlichen Fleiß die verlorenen Jahre nachholen. Eilies Vater wurde in dieser Zeit zu ihrem besten Freund.

Er war so traurig gewesen, als sie wieder hinfort zog, doch diesmal wusste er, wo sie war. Sie telefonierten häufig und er kam sie besuchen, so oft es nur ging.

Die Vorgesetzten waren mit Eilie zufrieden. Sie war noch nicht lange bei Interpol und hatte zur Aufgabe, die Anfragen der Polizeibehörden zu koordinieren. Im ersten Mitarbeiterjahresgespräch lobte man ihren Einsatz und ihre sorgsame Arbeitsweise. Das erfüllte sie mit Stolz und wieder fühlte sie sich ein Stück näher am inneren Frieden.

Doch wenn die Arbeitszeit zu Ende war, fühlte sie ein beklemmendes, schmerzhaft kaltes Gefühl in ihrer Brust. Eilie verließ die schützenden Wände ihrer Arbeitsstelle, ihres Büros, die Räume, in denen sie die Tage mit ihren netten Kollegen verbringen konnte, und fuhr hinaus in den kalten Frühlingsabend.

Ihre Stimmung war wie so oft nach der Arbeit am Boden, und schließlich stand sie auf, zog ihre Jacke an und schloss die Bürotür hinter sich. Langsam trottete sie hinab zur Tiefgarage, ging zu dem einsam geparkten Auto, das dort noch stand und machte sich auf, um in ihre Wohnung zu fahren. Sie weigerte sich immer noch, diese Wohnung *Zuhause* zu nennen.

Von dem mächtigen Gebäudekomplex aus ging es ostwärts auf die breite Chaussee, die nach dem großen Präsidenten des Landes benannt worden war. Trotz der Uhrzeit war auf den Straßen von Lyon noch viel Verkehr. Es ging nicht besonders schnell voran, und Eilie hatte viel Zeit zu sinnieren. In ihrer bedrückten Stimmung fiel ihr das auch besonders leicht.

Sie dachte an ihren Vater. Er war weit weg. Freunde hatte sie hier nach Ende der Arbeitszeit kaum. Und sie war allein.

Eilie stand an einer roten Ampel. Sie sah sich um. Rundherum standen Autos mit Menschen. Wie viele von diesen wohl nach Hause zu ihren Familien fahren mochten, fragte sie sich.

Die Nacht war hell in der großen Stadt. Künstliches, gelbes Licht erhellte den Weg, doch die Sterne konnte sie dadurch nicht sehen. Sie mochte die Sterne.

Eilie klammerte sich am Lenkrad fest, eine Träne lief ihr die Wange hinunter.

2 Viri | Ankunft

Sie hatte Kopfschmerzen.

Fürchterliche Kopfschmerzen.

Sie versuchte, sich auf die Seite zu legen. Vielleicht würden auf diese Weise die Schmerzen etwas nachlassen. Oh, ihr Kopf tat ihr wirklich unbeschreiblich weh, es wummerte regelrecht in ihren Schläfen.

Als sie sich umdrehte, raschelte der Boden.

Der Boden... raschelte?

Er war warm, aber etwas feucht. Irgendetwas stimmte hier nicht. Sie rechnete nicht damit, auf einem feuchten, weichen Boden zu liegen.

Mit viel Mühe setzte sie sich auf, ihre Hände griffen in tiefes Gras, Ihre Ellenbogen machten knackende Geräusche beim Aufrichten.

Ganz vorsichtig und langsam versuchte sie, wieder etwas zu sehen, mit einer Hand rieb sie sich die Augen. Ein Stich durchfuhr ihren Kopf, ihr wurde übel. Es war hell. Sehr hell. Anfangs konnte sie nichts erkennen, überall war nur gleißendes Licht.

Langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Umgebung, und Viri konnte sehen, wo sie war. Anfangs erschien noch alles unscharf, sie konnte keine Formen

ausmachen, eine Mischung aus Dunkel und Hell flirrte in ihrem Blickfeld.

Doch mit der Zeit erkannte sie den strahlend blauen Himmel, der sich über sie spannte. Nur wenige weiße Wolken verdeckten das überwältigende, tiefe Blau des Firmaments.

Sie saß auf einer Wiese. Das Gras war hochgewachsen, es stand ruhig, es war vollkommen windstill. Viele bunte Wiesenblumen reckten ihre Blüten über die Grashalme, alle waren verschieden geformt, jede Blume auf ihre eigene Art wunderschön.

In der Wiese verteilt lagen kleinere Findlinge, schwere, runde Steine, ihre Flanken teilweise überwuchert mit Moos.

In weiterer Entfernung standen einige Zypressen, manche allein, andere in kleineren Gruppen von zwei oder drei Bäumen. Die Bäume standen in voller Pracht, tiefgrün und mit dichtem Nadelkleid.

Es war ein schönes Land.

Ein Schmetterling, der gerade noch auf einer Blume gesessen hatte, flatterte auf sie zu und setzte sich auf das rechte Knie, das sie herangezogen hatte. Sie beobachtete das kleine Insekt. Es war weiß, die Ränder der Flügel waren gelb, mit seinen Fühlern tastete es ihre Haut ab. Das kitzelte, und sie schüttelte sich.

„Was...“, entfuhr es ihr.

Sie war nackt.

„Was mach' ich hier...“, flüsterte sie.

Einen Moment musste sie nachdenken, doch sie wusste genau wer sie war.

Sie war Viri. Elvira.

Und sie gehörte nicht hierher. Langsam erhob sie sich von dem Platz, an dem sie aufgewacht war und sah sich weiter um. Sie ging einige Schritte.

Es war ein heißer Tag an diesem seltsamen Ort. Die Sonne stand hoch am Himmel, es musste um Mittag sein.

Viri versuchte an das zu denken, woran sie sich als letztes erinnern konnte.

Ursprünglich kam sie aus einer ganz anderen Welt. Viri war eine Bewohnerin von Hel, dem Ort, der von den Menschen als Hölle bezeichnet wurde. Doch sie mochte es dort; es war ein kalter, karger Ort, aber er war ihre Heimat. Auch wenn sie herausfinden sollte, dass ihre Bestimmung eine andere war.

An diesem Ort hatte sie ihre große Liebe, Manai kennen gelernt.

Beide konnten Hel verlassen, doch wurden sie als Kinder auf der Erde neu geboren. Ihre Liebe war groß genug,

sodass sie ihn schließlich ausfindig machen konnte. Sie hatten viele glückliche Jahre gemeinsam verbracht.

Sie ließ ein ganzes Leben vor ihrem inneren Auge vorbeiziehen, doch sie hatte das Gefühl, dass sie so viel vergessen hatte. Viri hatte ohnehin Kopfschmerzen, und diese Anstrengung machte alles nur noch schlimmer. Dennoch musste sie wissen, was sie hier an diesem seltsamen Ort tat.

Unter dem Schatten einer Zypresse setzte sie sich auf den weichen Boden und dachte weiter nach.

Sie hatte mit Manai ein glückliches Leben verbracht und schlussendlich erwartete sie sein Kind. Die Schwangerschaft war unproblematisch und sie konnte sich daran erinnern, wie...

Viri konnte sich nicht erinnern, wie es weiterging.

Der letzte Gedanke war der, dass sie zusammen mit Manai das Krankenhaus betreten hatte. Sie saß in einem Rollstuhl, die Hebamme schob sie und Manai hielt ihre Hand.

Danach... Kopfschmerzen. Ein warmer, feuchter Boden.

Viri sah sich um. Die Umgebung wirkte friedlich, schön.

Sie umklammerte ihre Knie.

„Bin ich tot?“, hauchte sie.

Auch dieser Ort kam ihr bekannt vor. Sie träumte gelegentlich davon. Aber sie konnte nicht erkennen, wo sie war. Es hatte nichts mit den wenigen Erinnerungen an Hel zu tun, die sie noch hatte. Die Unterwelt war kalt und dunkel. Hier war es jedoch warm und freundlich.

Sie verspürte keinen Hunger. Keinen Durst. Sie spürte nur die Wärme.

Viri betrachtete ihren Arm. Er glitzerte im Licht ein wenig, sie schwitzte. Doch es fühlte sich nicht unangenehm an. Das Jucken und Prasseln, das sie früher beim Schwitzen empfand, blieben aus. Wie gebannt starrte sie auf ihren in der Sonne schimmernden Körper.

Der Schmetterling, den sie kurz zuvor verjagt hatte, kam zurück. Er setzte sich diesmal auf den Unterarm, den sie eben so ausgiebig gemustert hatte. Er schien etwas von ihrem Schweiß zu trinken, zumindest nuckelte sein kleiner Rüssel an ihrer Haut herum.

Viri ignorierte das Kitzeln und blickte in die Ferne. Am Horizont konnte sie hohe Berge erkennen, doch sie waren so weit weg, dass sie nur die dunkelblauen Umrisse erkennen konnte. Abgesehen von ihr und den Schmetterlingen schien sie allein zu sein in dieser Welt.

Sie musste zurück. Wo immer sie war, sie musste zurück.

Viri stand auf, sah sich um. Und ging los.

3 Michael | Verschwendete Zeit

Er konnte sich nur mühevoll auf die Theke seiner kleinen Küche stützen. Sein T-Shirt war schmutzig und roch widerlich. Ansonsten hatte er bis auf seine Unterwäsche nichts an. Die Kaffeemaschine ächzte und keuchte beim Zubereiten des fahlen Filterkaffees, sie war voller Kalk und sicherlich schon älter als er selbst.

Durch die halb geschlossenen Rollos schien die Sonne des späten Vormittags, die Lichtstrahlen waren in seiner staubigen Wohnung gut zu erkennen. Überall standen leere Packungen, das ranzige Geschirr neben der vertrockneten Spüle stapelte sich neben Styroporverpackungen und Kartons von Fertigpizzen.

Michael nahm eine der Tassen, die er in dem Berg voll schmutzigem Geschirr greifen konnte und spülte sie halbherzig mit klarem Wasser aus. Er goss seinen Kaffee hinein und nahm aus einer kleinen Schachtel ein Stück Zucker.

„Heh...“, raunzte Michael, als er das Stück ansah. Es hatte die Form eines kleinen Herzens.

Mit seinem Kaffee setzte er sich auf das Sofa. Es war alt und abgesehen, aus verblichenem braunem Cord-stoff, doch man konnte noch ganz gut darauf sitzen.

Während Michael an seinem Kaffee schlürfte, ließ er seinen Blick über seinen Wohnzimmertisch schweifen. Er

war vollgestellt mit leeren und halbleeren Flaschen Bier, billigem Schnaps, leeren Weinkartons und mehreren Aschenbechern, in denen sich die Zigarettenstummel häuften.

Hinter dem Wohnzimmertisch flimmerte der Fernseher. Der Ton war abgestellt.

Michael fühlte sich wie immer verkatert, er hatte am Vorabend wieder einmal zu viel Zeug auf einmal gesoffen und war irgendwann völlig betrunken eingeschlafen. Immerhin hatte er mit den Drogen aufgehört.

Er drehte den Ton lauter und sah sich im Fernsehen einige Zeichentrickfilme an. Eigentlich war er mit fast dreißig Jahren zu alt für diese Art von Unterhaltung, doch sie erinnerten ihn an die Samstagmorgende, bei denen er als Kind immer fernsehen hatte dürfen.

Er saß einige Stunden so da, die Zeichentrickfilme waren schon längst vorbei und der Kaffee leer getrunken, als sein Handy klingelte. In einer Hand hielt er noch immer seine Tasse.

Es war keines dieser modernen, flachen Geräte, die gerade in Mode waren, sondern noch ein altes, das ihn beim Betrachten immer an ein Eis am Stiel erinnerte, nur, dass der Stiel nach oben herausragte und als Antenne diente.

„Ja?“

„Michael, du bist wach. Ich bin erstaunt.“

Es war Julian, ein Mann derjenigen Organisation, die ihm schon öfters Aufträge erteilt hatte. Auch wenn Michael ihr nicht angehörte, so nahm er doch immer wieder dankend ihre Aufträge an.

„Was willst du? Hast du Arbeit oder rufst du mich neuerdings zum Plaudern an?“

Michael mochte die Organisation nicht.

„Ich habe eine spezielle Aufgabe für dich. Wir haben ein Paket geschnürt und erwarten, dass du es abholst und bei zwei anständigen, glücklichen Menschen ablieferst.“

Ihm rutschte die Tasse aus den Händen und zerbrach am Boden.

„Julian, ich habe dir gesagt, dass ich keine von diesen Aufträgen annehme.“

„Die Organisation denkt, dass du der richtige Mann für diese Aufgabe bist. Die Belohnung ist außerordentlich hoch.“

„Nein, vergiss es. Diese Art von Jobs kannst du vergessen.“

Michael nahm das Handy vom Ohr und legte auf. Wurde ein *Paket geschnürt*, dann bedeutete das, dass ein Kind aus einem Krankenhaus abzuholen war. Es handelte sich um Säuglinge, sie wurden meistens zu reichen Paaren

gebracht, die keine Kinder bekommen konnten. Menschenhandel. Und das Schlimmste war: die Ärzte spielten mit. Nachdem sie die Kinder für tot erklärten, bekamen diese neue Namen und neue Papiere. Solche Aufträge hatte er nie angenommen, doch wäre er beinahe einmal schwach geworden, um seine Drogensucht zu finanzieren. Mit diesem schmutzigen Geschäft wollte er nichts zu tun haben, deswegen hatte er sich in eine Entzugsklinik begeben. Trotzdem hatte er weiterhin Kontakt mit der Organisation.

Die Kinder würden glückliche Leben erwarten, hatte er sich eingeredet, um überhaupt den Gedanken zu ertragen, mit solchen Menschen zu tun zu haben, doch letztendlich machte er nur die eigentlichen Eltern schrecklich unglücklich.

Er warf das Handy auf den Tisch und widmete sich wieder seinem Fernseher. Die zerbrochene Tasse ließ er am Boden liegen.

Michael war besorgt. Er hatte die Organisation zurückgewiesen. In der Vergangenheit hatte er das Vertrauen von Julian und einigen anderen Personen innerhalb der Organisation gewonnen, doch er wusste nicht, wie sie reagieren würden, wenn er einen Auftrag ablehnen würde.

Aus diesem Grund wurde er schrecklich nervös als sein Handy erneut vibrierte. Doch es war kein Telefonanruf, den er erhielt, sondern eine SMS.

„150.000 €“ stand dort geschrieben. Sie war von Julian.

Damit konnte er sein Leben in Ordnung bringen. Diesem ganzen jämmerlichen Dasein von Alkohol, Zigaretten und Kleinkriminalität „Adieu“ sagen.

Michael starrte eine ganze Weile auf sein Handy. Die Summe war beachtlich. Es musste ein einflussreiches Paar sein, dem ein Kind zugestellt werden sollte.

Ein klarer Kopf würde nun das Wichtigste sein, entschied er schließlich. Doch auch eine heiße Dusche konnte seine Unsicherheit nicht vertreiben.

Michael betrachtete sich im Spiegel und dachte darüber nach, was er sah.

Er war von schlanker Statur, seine Haare dunkel, voll und nach dem Waschen und Trocknen zerzaust. Ein Dreitagebart zierte sein Gesicht, sein Antlitz war unterlaufen von tiefen Augenringen, er sah müde aus.

Als er die Wohnung verließ, stellte er fest, wie heiß dieser Juninachmittag war. Die Hitze flirrte über der Straße, kaum jemand war zu sehen. Das mochte er. Er wohnte in einem der schlechtesten Viertel von Offenbach in Deutschland. Die Häuser waren heruntergekommen, die Nachbarn flößten sogar ihm ab und an Angst ein.

Er ging durch die schmutzigen Straßen voller heruntergekommener Häuser, vorbei an alten, schief geparkten Autos. Dreck, Zigarettenskippen und alte Zeitungen lagen herum.

Michael kickte eine leere Zigarettenschachtel eine Weile vor sich her, als er vor seinem Auto zu stehen kam. Es war ein weißer alter Audi, und er verfluchte ihn, nachdem er sich hineingesetzt hatte. Wie schön wäre ein Wagen mit Klimaanlage.

So kurbelte er die Fenster hinunter und startete den Motor, er fuhr los, irgendwo hin. Er wollte einen klaren Gedanken fassen können.

Noch während er sich durch den Stadtverkehr wälzte, klingelte sein Handy erneut.

4 Eilie | Veränderungen

Pünktlich um Viertel nach sechs Uhr morgens läutete der Wecker in Eilies neuem Handy. Nach dem anstrengenden Vortag konnte sie im ersten Moment nach dem Aufwachen das Geräusch nicht zuordnen und hielt das lärmende Teil eine Weile in der Hand bevor auch ihr Geist wach wurde und sie schließlich realisierte, wie sie den Wecker wieder abstellen konnte.

Eilie setzte sich auf und rieb sich die Augen. Die kurze Nacht hatte ihr nicht gutgetan, sie fühlte sich genauso abgespannt und unausgeschlafen wie am Vortag.

Mit aller Kraft, die sie aufbringen konnte, schob sie ein Bein aus dem Bett, kroch langsam mit dem anderen heraus und stand gebückt in ihrem kleinen Schlafzimmer. Es war wirklich sehr klein, neben dem Bett hatte sie gerade genug Platz um zu stehen. Sie nahm ihr Handy und zog die Schiebetüre zur Seite.

Es war ein herrlicher Morgen, die Sonne leuchtete in ihre helle, moderne Wohnung. Sie ging über den schönen Holzboden durch ihr Wohnzimmer, holte sich aus ihrem Schrank einen Satz frischer Wäsche und trottete in ihr Bad.

Auch das Badezimmer war klein. Wohnraum in Lyon war teuer, und Eilie war eine moderne kleinere Wohnung wichtiger als eine große, aber alte und

heruntergekommene. Grundsätzlich fühlte sie sich sehr wohl in diesen Räumlichkeiten, auch wenn sie Probleme hatte sich hier wirklich zu Hause zu fühlen. Die Geborgenheit ihres Vaters fehlte ihr.

In der Dusche versuchte sie, irgendwie wach zu werden. Sie genoss es, unter dem warmen Wasserstrahl zu stehen, und so blieb sie länger unter der Dusche als eigentlich notwendig gewesen wäre. Sie dachte viel nach, vor allem an den langen Tag, der sicherlich wieder auf sie zukommen würde. Im Geiste ging sie ihre täglichen Aufgaben durch.

Sie ging hinunter in die Tiefgarage, setzte sich in ihren Wagen und fuhr los.

An ihrem Arbeitsplatz angekommen, ging sie ihre Aufgabenliste nun am Computer durch und erstellte sich einen Plan, wann sie genau was machen wollte. Die Liste kam ihr schier endlos lange vor.

Durch ein klingendes Geräusch wurde sie aus ihrer Konzentration geworfen. An ihrem Computer blinkte das Symbol einer Kurznachricht. Es war eine Nachricht ihres Vorgesetzten.

„Kommen Sie bitte in mein Büro.“

Er war ein Mann weniger Worte und sehr direkt. Als Deutsche war Eilie dieses Verhalten aus ihrer Kindheit gewöhnt, doch Enrico Roboles war Spanier, ihre Kollegen hatten immer ein wenig Angst vor ihm. Eilie hatte ein

sehr vertrauensvolles Verhältnis zu ihrem Vorgesetzten, und so ging sie ohne Sorge in sein Büro.

Roboles war ein Mann in den Fünfzigern, eine sportliche Erscheinung mit etwas Bauchansatz, dunklerer Haut und krausen, grauen Haaren. Seine hellen Augen waren beeindruckend, sein Blick war streng und durchdringend, doch er konnte auch herzlich lachen.

Diesmal jedoch sah er sie ernst an, und Eilie wurde tatsächlich etwas mulmig.

„Schließen Sie bitte die Tür“, wies er Eilie an. Sie folgte umgehend und setzte sich auf einen seiner Gästehocker, die am Halbrund seines verlängerten Schreibtisches aufgestellt waren.

„Sie arbeiten immer sehr lange“, begann er ruhig.

„Wir haben geprüft, auf welche Dateien Sie zugreifen, welche Analysen Sie durchführen und haben auch Ihre Notizen durchgesehen.“

Roboles beugte sich vor.

„Sie haben auf eigene Faust ermittelt.“

Eilie begann zu schwitzen. Interpol durfte den nationalen Polizeibehörden nur unterstützend zur Seite stehen, eigene Ermittlungen waren verboten. Sie jedoch hatte die Daten verwendet, um selbst die Hintergründe mehrerer Verbrechen aufzudecken. Sie war schon weit gekommen,

doch von einer Auflösung der Fälle war sie noch weit entfernt.

Ihr Vorgesetzter sah traurig aus, sie hatte sein Vertrauen missbraucht. Ohne seine Genehmigung hätte Eilie nie so lange bleiben dürfen. Und sie hatte die Überstunden überwiegend dafür genutzt, ihre eigenen Ermittlungen durchzuführen.

„Sie... Sie kennen doch meine Vergangenheit, oder?“, versuchte sie sich zu verteidigen.

„Ich war jahrelang von meinem Vater getrennt und bei diesen Fällen ging es um das Verschwinden verschiedener Kleinkinder. Wir haben hier bei Interpol die zentralen Daten vorliegen und ich dachte, man könnte... ein Muster... nicht?“

Die Miene von Roboles war versteinert. Er hob seine Hand und bedeutete ihr zu schweigen. Eilie sagte kein Wort mehr.

„Ich kenne Ihre Hintergründe, Frau Weber, aber ich denke, wir können das Abkürzen. Interpol hat eine Verantwortung seinen Mitgliedsstaaten gegenüber. In den Verträgen ist geregelt, dass wir Informationen zur Verfügung stellen, wenn sie gebraucht werden. Wir dürfen nichts selbst unternehmen und gehen hart gegen diejenigen vor, die sich unseren Anweisungen widersetzen.“

Er schwieg einen Moment.

„Der Sicherheitsdienst ist angewiesen, Sie nach draußen zu begleiten. Sie dürfen ihre persönlichen Gegenstände vom Schreibtisch holen, dann verlassen Sie bitte unverzüglich das Gebäude. Nun gehen Sie.“

Die Aussage traf Eilie und einen Moment wurde ihr schwarz vor Augen. Sie glitt vom Stuhl, doch Roboles sprang von seinem Stuhl nach rechts und fing sie ab, bevor sie sich verletzen konnte. Sein Blick war so enttäuscht und traurig. Sie hatte ihm wehgetan.

„Eilie, Sie waren wirklich ein dummes Kind. Ich lasse Sie ungern gehen, aber mir sind die Hände gebunden.“

Damit hatte er Recht. Es war ausweglos. Sie konnte nur mehr ihre Sachen packen. Ihre Kollegen sahen sie ungläubig an, die Blicke schienen Eilies Seele zu durchbohren. Ihr wurde heiß im Gesicht, sie vermied es, irgendjemanden anzusehen. Innerhalb weniger Minuten wurde sie aus dem großen gläsernen Gebäude eskortiert und saß in der Tiefgarage im Auto. Die ungeduldigen Männer wiesen sie an, den Motor zu starten und den Komplex zu verlassen.

Zuerst fuhr sie einfach nur die Straße entlang, dann fiel ihr ein, dass sie gar nicht wusste, was zu tun war.

Eilie aktivierte das Navigationssystem in ihrem Wagen.

„Papa...“

5 Viri | Gefährten

Mittlerweile war Viri einige Tage lang auf Wanderschaft. Aus der hügeligen Gegend mit den vereinzelt Bäumen wurde ein dichter Wald. Zedern, Zypressen und Tannen standen dicht an dicht, der Boden war weich und voller Nadeln. Ab und an war einer der großen, stolzen Bäume gestürzt, an seiner Stelle war eine Lichtung, in welcher die jungen Pflanzen um die Wette nach oben strebten und um die Gunst der Sonne buhlten. Wäre es nicht so warm gewesen, der Wald hätte sie beinahe an ihre alte Heimat erinnert.

Viri mochte diese Lichtungen, hier fand sie wieder die schönen Blumen und Schmetterlinge, die sie bei ihrer Ankunft in dieser seltsamen Welt willkommen hießen.

Mit dem Wald erinnerte sie sich noch mehr daran, wer sie ursprünglich war, damals, in Hel.

Ihre Heimat war ein kleines Dorf gewesen, es hieß Gaalkayo. Dort hatte sie mit ihrem besten Freund, Unico, gelebt und hatte dort auch die große Liebe ihres Lebens kennen gelernt. Sie war ihrer Aufgabe immer mit viel Eifer nachgegangen. Ihre Aufgabe war es gewesen, Menschen in Empfang zu nehmen. Sie war dabei durch die Wälder um Gaalkayo gestreift und hatte die Neuankömmlinge eingesammelt. Was allerdings mit

diesen Neuankömmlingen geschah, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern.

In ihrem Dorf lebte neben Unico auch dessen Frau Ayrina. Die beiden waren so ineinander verliebt, sahen sich aber selten, da Ayrina ständig auf Reisen war.

Viri trat in eine größere Lichtung, in deren Mitte ein kleinerer See, mehr noch ein Teich lag.

Sie setzte sich auf einen umgestürzten, mit Moos bewucherten Baum. Dieser Baum faszinierte sie, er war noch am Leben, er trug satte, grüne Blätter. Seine wenigen Äste ragten hüfthoch über den Teich.

Viri erinnerte sich, Ayrina war Pilotin mächtiger Luftschiffe. Doch irgendetwas schmälerte ihre Freude beim Gedanken an Ayrina, als hätte sie einmal viele negative Gefühle empfunden. Noch nie hatte sie in den Tagen zuvor derartig empfunden.

Sie ging der Trauer und Wut, die in ihr aufstiegen, weiter nach und erinnerte sich an ihn. Ardankin. Grigorij Ardankin. Er hatte Schuld daran gehabt, dass sie Manai beinahe verloren hätte. Er war ein böser, niederträchtiger Mensch gewesen, der beinahe ihre gesamte Existenz ausgelöscht hatte. Auch wenn Viri nicht mehr genau wusste wie, so war ihr doch klar, dass sie diesen Mann besiegt hatte. Und sie war mit Manai wieder vereint worden... ein schönes Gefühl. Ja, Viri mochte die schönen Gefühle mehr als die schlechten.

So ganz hatte sie sich noch nicht daran gewöhnt, weder Hunger, noch Durst oder die Hitze der Sonne und die Kälte des dunklen Waldes zu spüren. Dennoch fühlte sie sich mittlerweile unbehaglich. Die Tage waren warm und ihr Körper schwitzte ständig. Viri erhob sich langsam von dem Baumstamm und ging auf den Teich inmitten der Lichtung zu. Er war flach, doch offenbar auch tief genug, um darin zu baden. Als Viri knöcheltief im Wasser stand, sah sie ihre Reflektion an.

Sie hatte Flügel.

Warum war ihr vorher noch nicht aufgefallen, dass sie Flügel hatte?

Sie musste diese doch gespürt haben. Eine Hand griff nach hinten und berührte die Federn. Es waren weiche, geschmeidige Federn. Die Flügel waren so groß, dass sie Viri bis zu den Oberschenkeln reichten.

Noch während sie das Spiegelbild im ruhigen, klaren Teich beobachtete, begann sie, die Flügel richtig zu spüren. Es war, als wären sie ein natürlicher Teil von ihr, wie zwei zusätzliche Arme. Viri dachte darüber nach, wie sie sie wohl bewegen konnte und langsam begannen sich ihre Schwingen zu bewegen.

Vor, zurück, vor, zurück... und auch nach oben. Nach einer Weile hatte sie einige grundlegende Bewegungen verstanden. Viri sah nach oben in den Himmel und

beobachtete die Vögel. Sie versuchte, die Bewegungen nachzuahmen, doch ihr Körper blieb reglos stehen.

„Mit diesen Flügeln wirst du nicht fliegen können. Die sind zu klein.“

Erschrocken fuhr Viri herum. Sie hatte bisher nur Vögel, Schmetterlinge und kleine Eichhörnchen gesehen, aber noch keine anderen Menschen.

Anstelle des Baumes, auf dem Viri eben noch gesessen hatte, stand nun eine junge Frau. Am Boden war noch der Abdruck des Stammes zu sehen, die Sonne brannte hier nicht auf hohes Gras, sondern auf trockene Erde.

Die Frau war sehr hübsch, ihre Gesichtszüge weich, ihr Blick erhaben, aber nicht arrogant oder überheblich. Ihr Haar war lang, gelockt und moosgrün, sie trug einen Kranz aus Getreide auf dem Kopf, ihre Kleidung war ein schlichter, hellgrüner Chiton, mit einer goldenen Schnur an der Hüfte gebunden, die Füße nackt. Viri starrte sie an.

„du hättest nicht gedacht, jemanden hier zu treffen?“, sagte die Frau und lächelte.

Viri stand im Wasser wie versteinert. Sie hatte in der Tat nicht damit gerechnet, jemand zu treffen.

„Was machst du hier?“

Schweigen.

„Hallo?“

Die Frau blickte etwas ratlos drein. Schlussendlich streifte sie ihren Chiton ab, und ging auf Viri zu.

„Es ist so ein warmer Tag. Wollen wir uns nicht hier im Teich abkühlen? Dort drüben ist eine schöne Stelle, an der wir uns setzen können.“

Sie nahm Viris Hand und zog sie mit, tiefer in den kleinen See hinein. Selbst an der tiefsten Stelle stand Viri das Wasser gerade einmal bis zur Taille. Die Frau zog sie an eine Stelle, an der ein größerer Findling unter Wasser eingegraben war. Die beiden setzten sich auf diesen Stein, nun reichte ihr das Wasser bis zu den Schultern. Es fühlte sich herrlich an, ihre Füße vergruben sich im weichen Boden. Sie sah nach links, dort saß ihre neue Bekanntschaft.

„Ich bin Demeter“, sagte diese in einer ruhigen, angenehmen Stimme. Ihr natürliches, freundliches Lächeln schien ihr Gesicht nie verlassen zu haben.

„...“, Viri versuchte zu sprechen, doch im ersten Moment verließ kein Wort ihren Mund. Sie hatte so lange nicht gesprochen. Sie hustete kurz.

„Ich bin Elv... Viri.“

Demeter nahm ihre Hand unter Wasser.

„Freut mich, dich kennenzulernen. Ich treffe nicht oft auf andere Personen. Und schon gar keine Personen, die Flügel haben.“

„Wo bin... ich hier?“

Demeter sah in den Himmel. Ihre Locken schwammen im Wasser, die Sonne wurde von der Oberfläche reflektiert und glitzerte.

„Diese Welt hat keinen Namen.“

Demeters Blick gefror, eine Träne lief ihre Wange hinab.

„Ich bin schon lange in dieser Welt. Ich kümmere mich darum, dass hier alles lebt. Sie soll gedeihen, sie soll Existenzen erhalten. Doch ich habe Angst, dass sie stirbt.“

Viri verstand diese Worte nicht. Es war alles so viel auf einmal. Sie ließ Demeters Hand los und umklammerte ihren eigenen Oberkörper. Plötzlich fühlte sich das Wasser so kalt an. Doch die junge Frau wirkte ohne ihr Lächeln so traurig und zerbrechlich.

„Warum... hast du Angst?“, überwand sich Viri zu einer Frage.

Demeter wischte sich die Träne aus ihrem Gesicht und drehte ihren Kopf zu Viri.

„Man überbrachte mir eine Nachricht. Die Welt sei in Gefahr. Ich verstand nicht, was das bedeuten sollte, doch

die Nachricht war vom großen Anführer. Ich wollte zu ihm eilen und sah dich an der Lichtung.“

Ihre Hand streifte sanft über Viris Flügel.

„In alten Geschichten steht geschrieben, wenn Gefahr droht, erscheinen Engel. Die Engel in den Geschichten haben größere Flügel, aber... ansonsten siehst du aus wie solch ein Wesen.“

Plötzlich stand Demeter entschlossen auf, Wasser schwappte zu Viri, ihr Gesicht wurde nass. Demeter stemmte die Hände in die Hüfte.

„Ich muss zum Anführer. Er muss mir sagen, was die Nachricht zu bedeuten hatte.“

Sie atmete kurz durch.

„Kommst du mit? Ich habe das Gefühl, dass... nein, ehrlich gesagt würde ich nur ungern alleine gehen. Hast du etwas vor oder würdest du mich begleiten?“

Viri war so unendlich verwirrt. Ihr Kopf drehte sich, sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Aber Begleitung war besser als Einsamkeit. Vielleicht würde sie auf den Reisen mit Demeter mehr über sich selbst erfahren.

Viri nickte und stand ebenfalls auf.

6 Michael | Ohne Rückkehr

Zumindest der Himmel war hier wunderschön. Hier in den Ostkarpaten, mitten im Nirgendwo, strahlte das nächtliche Firmament viel heller als er es bei sich zu Hause gewohnt war. Er konnte so viele Sterne erkennen, die Milchstraße zeichnete sich deutlich ab. Dort, wo er jetzt wohnte, war die Nacht nicht mehr wirklich dunkel. Die Stadt leuchtete nach oben und verdeckte den Blick auf die meisten Sterne.

Michael zog an einer Zigarette, er saß auf der Motorhaube seines Wagens. Er hatte ihn an einem Aussichtspunkt geparkt und versuchte zu erfassen, was er gerade getan hatte.

Die Verlockung des Auftrages war zu groß gewesen. Rastlos war er umhergefahren, hatte Ruhe und Muße in einem Naturschutzgebiet gesucht und ständig auf das Handy geschaut. 150.000 Euro war zu viel Geld, als dass er es wegen moralischer Verpflichtungen ignorieren konnte.

Doch nun saß er hier. Sein Herz fühlte sich so schwer an. Er fühlte einen stechenden Schmerz und die Erkenntnis, etwas getan zu haben, das nicht mehr wiedergutmacht werden konnte.

Michael hatte den Kontakt mit Julian aufgenommen und die Details seines Auftrages erfahren. Er musste nach

Rumänien fahren, in irgendein einsames Dorf. Dort gab es eine kleine Geburtsklinik und eines der Kinder dort sollte abgeholt werden. Danach sollte Michael den kleinen Jungen an ein sehr einflussreiches Ehepaar in Frankfurt abliefern.

Es war nicht schwer, in das alte, halb verfallene Haus einzubrechen. Ganz vorsichtig hob er das Kind aus dem Bett in einem schmutzigen, versifften Raum und schlich wieder aus dem Haus. Er legte den Jungen in einen Kindersitz, den er in seinem Auto mitgebracht hatte und fuhr los.

Dann begann das Kind zu weinen.

Michael hatte schon mit vielen Kindern zu tun gehabt. Seine Schwester war Mutter eines Mädchens, und damals, als er noch Kontakt zu seiner Familie hatte, musste er manchmal die kleine Anna hüten. Kinder konnten ganz fürchterlich quengelig und fordernd schreien, doch dieses Kind weinte. Es hörte sich so traurig an, dabei war es erst wenige Monate alt.

Die Situation erschütterte Michael. Nein, das war nicht richtig. Das war wirklich nicht richtig. Kurz nachdem er den Jungen genommen hatte, war er umgedreht um ihn zurückzubringen, doch als er sich wieder dem Dorf näherte, sah er alle Häuser hell beleuchtet. Die Bewohner hatten die Entführung bemerkt. So blieb ihm nur noch die Flucht.

„Normalerweise lassen sie die Kinder doch nur aus den Kliniken holen, sie wurden schon für tot erklärt... Es hört sich sonst viel einfacher an...“, dachte er sich.

Nun stand er hier. Nach einigen Stunden Fahrt hatte er das Gefühl, nicht mehr verfolgt zu werden. Zumindest hatte er keine unmittelbare Angst mehr.

Doch nun hatte er den Jungen im Wagen. Alles war rechtens. Er hatte Papiere des Kindes dabei, die ihn als seinen Sohn auswiesen.

Michael drehte sich um und schlug so fest mit der flachen Hand auf die Motorhaube, dass eine kleine Beule blieb.

Wieder einmal war er schwach geworden. Die Aussicht auf den Geldsegen hatte ihn etwas tun lassen, das er früher immer ausgeschlossen hatte. Nicht einmal als Drogensüchtiger hatte er das getan.

Er betrachtete die Beule in seinem Auto und drehte sich frustriert um. Gerade als er den Zigarettenstummel in den Abgrund schnippen wollte, hielt er inne.

Ihm war so vieles gleichgültig. Er war inmitten einer wundervollen Landschaft, die Natur war beinahe unberührt. Der Himmel leuchtete, überall hörte er Tiere und Geräusche, die Hänge der Berge waren dicht bewachsen. Es roch gut, nach einer klaren, lauen Sommernacht. Nach Bäumen und Kiefernnadeln. In der Ferne hörte er einen Fluss rauschen.

Er musste damit aufhören, nur sich selbst zu bemitleiden, beschloss er. Er hatte Verantwortung. Verantwortung der Welt gegenüber, Verantwortung anderen gegenüber. Er setzte sich in seinen Wagen, warf den Zigarettenstummel in den Aschenbecher, drehte um und fuhr wieder auf das Dorf zu, aus dem er den kleinen Jungen gestohlen hatte.

Sicherlich würde er sich verantworten müssen, doch er hatte schon Erfahrungen mit Gefängnissen. Was würde schon an einem rumänischen Knast großartig anders sein als an einem deutschen. Das sollte der Anfang eines vernünftigen Lebens sein.

Doch als er zum dritten Mal die kleine Zufahrtsstraße des Dorfes entlangfuhr, war der Himmel rot gefärbt. Der Ort lag in einer kleinen Senke, so dass er erst am Schluss erkannte, was passiert war.

Das Dorf stand in Flammen. Jedes einzelne Haus brannte.

Michael war wie gelähmt, geschockt, sein Herz begann zu rasen. Was war hier passiert?

Plötzlich wurde die Autotür aufgerissen. Ein maskierter Mann stand neben dem Auto, hatte eine Pistole in der Hand und richtete sie auf Michael. Bevor er jedoch abdrückte, riss er sich die Maske vom Kopf und sah Michael an.

„Was machst du noch hier?“, fragte er auf Deutsch.

Bevor Michael antworten konnte, schrie ihn der Mann an.

„SIEH ZU, DASS DU DEINEN AUFTRAG ERLEDIGST UND KOMM NIE WIEDER HIERHER!“

Mit diesen Worten schlug er die Türe zu. Michael verfiel in Panik. Er startete den Motor, wendete den Wagen und fuhr so schnell er konnte weg vom Dorf. Abermals flüchtete er, aber diesmal nicht vor den Bewohnern, sondern von Mitgliedern der Organisation. In was war er hier hineingeraten?

Viel zu schnell raste er die Straßen entlang, und zum Morgengrauen hatte er die ungarische Grenze erreicht. Mittlerweile hatte er sich wieder beruhigt und konnte dem Zöllner die Papiere für ihn und das Kind ruhig überreichen. Doch innerlich tobte ein Sturm aus Erschütterung, Angst und Hass in ihm.

Er wusste nicht, warum für dieses Kind das ganze Dorf niedergebrannt wurde. Doch ihm war klar, dass er den Jungen nicht der Organisation übergeben würde. Er sah auf den Pass des Kindes.

„Heh, sie haben ihn auch Michael genannt“, sagte er im Stillen zu sich selbst und drehte sich um. Das Kind schlief ruhig auf der Rückbank.

„Ich nenne dich Mick. Und ich werde immer auf dich Acht geben.“

7 Viri | Auf der Brücke

Demeter erwies sich als sehr angenehme Reisebegleiterin. Sie wusste viele Geschichten von Bewohnern dieser Welt zu erzählen, sie war warmherzig und verständnisvoll.

Ab und an fühlte sich Viri unter der Last der neuen Eindrücke in dieser unbekanntem Welt überfordert und kam sich unendlich schwach vor. In solchen Momenten nahm Demeter sie in den Arm und bot ihr Nähe und Geborgenheit. Obwohl sie sich nur wenige Tage kannten, hatte Viri das Gefühl, eine wahre Freundin gefunden zu haben.

Bevor die beiden aufgebrochen waren, begleitete Viri Demeter nach Hause und sie erhielt einen eigenen Chiton. Demeter opferte diesen sogar, indem sie Löcher in das Tuch schnitt, sodass Viris Flügel hindurch passten. Auch die Schuhe hatten die richtige Größe, ein bisschen sahen Viri und Demeter nun wie Schwestern aus, als sie über die überwucherten Straßen wanderten.

Soweit Viri verstanden hatte, residierte der Anführer dieser Welt in einem Schloss, und dieses Schloss befand sich in der Residenzstadt Cobalton, doch bis dahin war es ein Marsch von mehreren Wochen.

Obwohl das Leben überall florierte, fühlte sich Viri doch einsam. Außer Demeter hatte sie bisher nur Pflanzen und

Tiere gesehen, und schon gar kein anderes Wesen mit Flügeln. Sie war um die Anwesenheit ihrer neuen Freundin unendlich dankbar, doch sie hätte gerne weniger Einsamkeit verspürt.

Das Land wurde mit jedem Tag, an dem sie wanderten, hügeliger. Nach einer knappen Woche fand sich Viri im Hochgebirge wieder, die Bäume wurden kleiner und verschwanden irgendwann ganz, schließlich waren nur noch kleines Buschwerk und Gräser neben dem ausgetretenen Weg zu finden. Hin und wieder erkämpften sich kleine weiße Blumen einen Platz im kargen, harten Boden. Auf einem Hochplateau wuchs sogar eine ganze Wiese voll dieser Blumen.

Viri und Demeter wanderten durch das Feld der etwa knöchelhoch wachsenden Pflanzen. Die Sonne brannte herab, doch die Temperaturen waren in dieser Höhe angenehm kühl. Inmitten der Wiese entschlossen sich die beiden Damen, eine kleine Rast einzulegen.

„Du bist wirklich etwas Besonderes“, sagte Demeter gequält in die Stille hinein. Viri sah sie an und musste schmunzeln.

Viri beugte sich nach vorne und pikste mit dem ausgestreckten Finger in Demeters Oberarm. Der Arm wurde an dieser Stelle kurz weiß, nach einem kurzen Moment erhielt er aber wieder seine knallrote Farbe.

„Du hast einen ziemlichen Sonnenbrand.“

Demeter sah ihre Arme und Beine an und verzog die Augenbrauen zu einer leidenden Miene.

„Ja, und sieh dich an! Nichts! Deine Haut ist hell und unberührt, wie noch im Wald.“

Viri betrachtete sich. Ihre Haut war wirklich noch vollkommen unversehrt.

Die beiden beließen es dabei und redeten nicht mehr länger über diesen seltsamen Umstand. Viri fühlte sich immer besonders einsam, wenn sich Demeter von ihr abgrenzte. Ihre neue Freundin bemerkte das und ließ vom Thema ab.

Der Himmel färbte sich schon rot, es wurde langsam Abend, als der Abstieg von den Bergen begann. Diesen Weg konnten sie viel schneller zurücklegen als noch den Aufstieg und so war das letzte Licht des Tages noch nicht erloschen, als Viri endlich ein Lebenszeichen anderer Menschen sah.

„Ein Haus!“, sagte sie, als eine kleine Hütte hinter einer Kuppe zu sehen war. Demeter nahm sie am Arm.

„Das ist nicht nur ein Haus!“

Hinter dem Gebäude konnte Viri erkennen, um was es sich handelte. Es war eine ganze Stadt, an einen Berghang geschlagen. Die beiden hatten sich nur von oben genähert.

Eine Stadt! Endlich! Viri löste sich von Demeters Arm und lief auf die Häuser zu. Und tatsächlich - überall in der Stadt liefen Menschen herum. Sie waren dunkel gekleidet, schmutzig, in lange Mäntel mit unheimlichen Kapuzen, aber es waren Menschen, und einige drehten sich erstaunt zu ihr um, als sie jauchzend an ihnen vorbeilief. Es tat so gut, plötzlich nicht mehr alleine zu sein, auch wenn die Menschen mit den Fingern auf sie deuteten. Nachdem sie durch einige der engen Gassen gelaufen war, rannte Viri zu Demeter zurück und nahm sie in die Arme. Demeter sah verwirrt drein, konnte sich ein Lächeln aber auch nicht verkneifen.

„Leben! Hier ist alles voller Leben!“

Viri hatte Angst gehabt, dass sie und Demeter neben den Tieren die einzigen Lebewesen waren. Auch wenn Demeter von der Residenzstadt sprach, auch wenn sie immer wieder betonte, dass es Orte gab, so hatte Viri bis zu diesem Moment kein Anzeichen menschlichen Lebens gesehen. Hier die Anwesenheit anderer zu erleben, machte sie unendlich glücklich.

„Das ist Kirlia. Die Bergarbeiterstadt.“

Das größte Gebäude, etwa in der Mitte des Hanges, war ein Gasthaus. Die beiden beschlossen, darin zu übernachten. Als sie das Gebäude betraten, wurden sie vom Gastwirt zu Viris Überraschung mit einem vertrauten Nicken begrüßt.

„Ehrenwerte Demeter“, brummte der alte Mann in seinen Schnauzbart.

„Ehrenwerte...?“, fragte Viri.

„Ich bin sozusagen die Anführerin dieses Gebietes“, erklärte sich Demeter. „Unsere Welt ist in vier Gebiete aufgeteilt: Cser, Trann, Cobalton und Rerac. Meine Aufgabe ist es, über Rerac zu wachen. Und Kirliä gehört in diesen Einflussbereich.“

Viri sah sie an und wusste nicht, wie sie reagieren sollte - war Demeter nun anders zu behandeln? Diese jedoch lächelte nur verständnisvoll.

„Es ändert sich nichts bei uns. Außer dass wir hier kostenlos übernachten können.“

Den beiden wurde ein Gastraum zugewiesen und langsam zog die Nacht herein. Doch Demeter wollte noch nicht schlafen gehen.

„Komm mit, du musst dir etwas ansehen!“

Viri folgte Demeter die vielen Stufen der Stadt hinab. Am Fuße des Hügels war ein Fluss und über diesen Fluss zog sich eine große steinerne Brücke. Demeter wies Viri an, sie zur Mitte zu begleiten.

Die Brücke war grob gearbeitet und sah massiv aus, sie musste einem schnell fließenden Bergfluss standhalten. Am gegenüberliegenden Ufer erkannte Viri nichts, hier war nur ein dunkler Wald.

„Schau!“, Demeter deutete über die steinerne Brüstung.

Und in der Tat war der Anblick erhaben. Der Fluss weitete sich und floss geradewegs in einen See. Genau in der Mitte des Flusses spiegelte sich der Mond.

Viri war von diesem Anblick fasziniert. Doch es war nicht nur der schöne Moment, der sie begeisterte, sondern auch die Erinnerung. Die Erinnerung an Manai, wie er sie ebenfalls einst an eine Brücke geführt hatte. Wie sich der Mond ebenso schön im Wasser gespiegelt hatte, die Nacht von unzähligen Irrlichtern erhellt worden war. Wie froh sie gewesen war, ihn in diesem Moment zu haben und wie es dabei zu einem leidenschaftlichen Kuss gekommen war.

Damals, nachdem er sie aus den schlimmen Träumen über ihren eigenen Tod in einer anderen Welt gerettet hatte. In diesen Träumen war sie ebenfalls ein Wesen mit Flügeln gewesen. Sie drehte sich zu Demeter um.

„Ist diese Welt... Etheria?“

Demeter blickte sie verwirrt an. Offenbar wollte sie ihr wirklich nur den schönen Anblick zeigen.

„Nein, diese Welt... sie hat keinen Namen.“

Offenbar war ihre Vermutung falsch. Doch so sehr sich Viri auch anstrengen mochte, sie wusste nicht mehr, was Etheria war. Wieder ergriff sie beklemmende Einsamkeit.

Sie stellte sich näher an Demeter, und diese legte ihren Arm über sie.

„Es ist wirklich schön.“

„Wir sollten nun wieder gehen“, sagte Demeter ruhig.

„Morgen müssen wir wieder früh aufbrechen. Cobalton ist nicht mehr weit weg.“

8 Eilie | Wiedersehen

Es war bereits tiefe Nacht, als Eilie in Tauberburg angekommen war. Sie war wieder in dem Ort, den sie vor vielen Jahren so gehasst hatte, so langweilig war er ihr vorgekommen. Und ruhig war es hier immer noch.

Es war kurz nach zwei Uhr morgens, sie war ohne Umweg von Lyon aus gefahren. Nur einige wenige Male ließ sie sich Zeit für eine Pause, einmal war sie so erschöpft und verwirrt gewesen, dass sie ein paar Stunden im Auto geschlafen hatte, irgendwo auf einem Rastplatz in Frankreich.

Die meisten Fenster in Tauberburg waren dunkel, die Bewohner schliefen tief und fest. Selbst viele der Straßenlaternen waren abgeschaltet, bis auf einige Insekten war nichts zu hören.

Eilie stand mit ihrem Wagen direkt vor dem Haus ihrer Eltern. Es war ein schönes Fachwerkhaus im Zentrum der mittelalterlichen Stadt. Sie klammerte sich an das Lenkrad und stütze den Kopf auf ihre Hände.

Sie war so hastig aufgebrochen, dass sie nichts aus ihrer Wohnung in Frankreich mitgenommen hatte. Die Kündigung hatte sie so getroffen, dass sie den einzigen Menschen sehen wollte, dem sie vertrauen konnte. Und sie wollte ihren Vater schnell sehen.

Dennoch fühlte Eilie sich elend. Sie hatte versagt und wusste nicht, wie sie ihrem Vater unter die Augen treten sollte.

Letztendlich aber fasste sie sich ein Herz, stieg aus dem Wagen und klingelte einige Male an der Türe. Eilie hatte zwar einen Schlüssel, doch die Haustür war von innen versperrt und der Schlüssel steckte.

Zunächst geschah nichts, danach leuchtete es durch das kleine Fenster zum Gang und schlussendlich öffnete sich die Tür. Ihr Vater sah verschlafen aus, mit tiefen Augenringen stand er in Boxershorts und einem T-Shirt vor ihr. Er trug ein Shirt, welches sie ihm einst von einem Schulausflug mitgebracht hatte. In großen Buchstaben stand ‚I LOVE ROMA‘ darauf.

Ihr Vater blinzelte einige Male und rieb sich die Augen. Er sah sie ungläubig an.

„Eilie... du bist hier?“

Sie senkte den Kopf und blickte zu ihm auf. Es gab so viel, was sie ihm sagen wollte.

„Papa... i...“, begann sie zu stottern, doch sie war nicht in der Lage, auch nur ein weiteres Wort zu sprechen. Eilie schluchzte laut auf, umarmte ihren Vater und weinte bitter in seine Brust. Er umarmte sie sofort, hielt ihren Rücken mit einer Hand und streichelte mit der anderen Hand ihren Kopf.

„Was ist denn los, mein Engel?“, fragte er ruhig, während er Eilie hielt und sie weiter weinte.

Eilie löste sich aus seiner Umarmung und sah ihm in die Augen.

„Siham... siehammi... siehamm...“, versuchte sie sich zu erklären, doch sie konnte kein klares Wort sprechen, da sie immer wieder beim Sprechen stockte.

Ihr Vater lächelte sie an.

„Komm doch erst einmal rein. Willst du heiße Schokolade?“

Eilie wischte sich einige der Tränen aus den Augen und nickte, während sie noch einige Male hickste.

Sie traten in das Haus ein, ihr Vater schaltete das Licht im Wohnzimmer ein. Eilie setzte sich auf das Sofa. Es war alles so gemütlich und wohnlich eingerichtet und es roch nach zu Hause, sie fühlte sich auf der Stelle wieder wohler.

Er ging in die Küche, Eilie hörte den Wasserkocher blubbern und schließlich einen Löffel in einer Tasse klimpern. Nach einer Weile trat ihr Vater wieder in das Wohnzimmer, mit zwei dampfenden Trinkgefäßen in der Hand.

„Vorsicht, heiß“, sagte er, während er ihr die Tasse auf den Tisch stellte. Er setzte sich selbst in seinen ledernen Ohrensessel und rührte das Getränk um.

„Kannst du schon wieder sprechen?“

Eilie versuchte, seinen Blick zu meiden. Zuerst starrte sie auf die Holzdecke mit ihren dunklen Balken, dann auf den schönen Parkettboden, sie erkannte die ganzen Bilder, die einst ihre Mutter gemalt haben musste, Bilder von Wäldern im Zwielflicht, Bilder von Luftschiffen...

Schlussendlich aber sah sie ihrem Vater in die Augen. Seine lockigen Haare waren grau geworden, um seine Augen hatten sich tiefe Lachfalten gegraben, doch seine Stirn zeigte auch, wie viele Sorgen er sich in der Vergangenheit hatte machen müssen.

„Ich... sie... meine Arbeit...“

Erneut senkte sie den Blick, schließlich schloss sie auch die Augen. Als sie diese wieder öffnete, saß ihr Vater neben ihr. Er nahm Eilies Hand.

„Es ist alles in Ordnung mein Kind. Ruh dich aus.“

Eilie neigte sich zu ihm herüber, er hielt sie fest.

„Dein Zimmer ist geheizt und frisch geputzt, das Bett gemacht. Erhol dich erst einmal.“

Sie drehte sich zu ihm und sah ihn an.

„Du bist... du hast immer...“

Ihr Vater lächelte. Er hielt ihr Zimmer sauber und ordentlich, damit sie jederzeit kommen konnte. Er hatte

das nie erwähnt, wenn sie telefoniert oder über den Computer miteinander gesprochen hatten.

„Nun, ich muss doch darauf vorbereitet sein, wenn meine Tochter mich spontan besucht.“

Die beiden gingen das schmale Treppenhaus hinauf. Im ersten Stock des Hauses waren das Schlafzimmer ihres Vaters, ihr Zimmer und ihr eigenes kleines Badezimmer.

„Manai?“

Eilie drehte sich um. In der Schlafzimmertür stand eine Frau. Sie trug ein Nachthemd und war deutlich jünger als ihr Vater. Sie sah zuerst die Frau an, dann ihren Vater. Manai sah seiner Tochter in die Augen.

„Das ist Rosalia, meine... Freundin.“

Auch das hatte er ihr gegenüber nie erwähnt. Das war nun zu viel für Eilie. Die Kündigung, die lange Reise, der Gefühlsausbruch vor ihrem Vater... ihre Kräfte schwanden und ihr wurde schwarz vor Augen.

9 Eilie | Auf der Suche nach Einsamkeit

Warum treffen sich Menschen immer dort, wo sie alleine sein wollen?

Dieser Gedanke kam Eilie in den Sinn, nachdem sie den vierten oder fünften Wanderer auf ihrem Spaziergang durch die Flussauen traf.

Sie schätzte den Ort aus ihrer Kindheit. Er lag nicht weit von Tauberburg entfernt. In diesen Wäldern trafen sich zwei Flüsse, rund um diesen Zusammenfluss dehnten sich die Auenwälder aus. Es war ein unberührtes Gebiet, das schon früh zum Naturschutzgebiet erhoben worden war.

Hier hatte nie ein Förster Hand angelegt an den Baumbestand, neben Tannen und Fichten gab es Eichen, Buchen und allerlei buntes Gestrüpp im Dickicht. Der Weg war breit und sandig, an seinen Rändern, dem Fluss zugewandt, wuchsen viele Blumen, das Summen der Bienen war unüberhörbar.

Aber auch sonst blühte das Leben in diesen späten Junitagen. Die Vögel zwitscherten in den Tiefen des Waldes, hin und wieder hörte Eilie ein Rascheln im Unterholz, sie erkannte Fische in der Ufernähe des grünlichen Flusses.

Es war unbeschreiblich warm, in kurzen Shorts und einem Tanktop spazierte sie den Weg entlang. Sie hatte

etwas Angst vor den Zecken, die sich in den langen Gräsern am Rande des Weges aufhielten. Aus diesem Grund versuchte sie, immer in der Mitte, weit weg von den gefährlichen Pflanzen zu gehen.

Ihr Ziel war die Spitze der Landzunge, an welcher die beiden Flüsse zusammenliefen. Eilie hatte aber nach dem Aufeinandertreffen mit den anderen Wanderern Angst, dass dieser Platz schon belegt sein würde.

Doch nach einer weiteren halben Stunde, in der sie keiner Menschenseele begegnete, war sie zuversichtlich. Und tatsächlich war sie ganz alleine am Bestimmungsort.

Der grüne und der braune Fluss trafen sich hier. Die Aussicht war wunderschön, die Wellen glitzerten in der Sonne, weit und breit sah sie nur die Bäume der Auenwälder und konnte den Geräuschen der Natur lauschen.

Eilie zog ihre Schuhe und Socken aus, breitete das Badetuch aus, das sie in ihrem Rucksack mitgenommen hatte und legte sich in den weichen Sand am Ufer der Flüsse. Sie breitete Arme und Beine aus und atmete tief durch. Ihre Hände vergruben sich in den warmen Sand, sie ließ ihn immer und immer wieder durch ihre Finger gleiten.

Mittlerweile waren zwei Wochen vergangen, seitdem ihr gekündigt worden war. Mit ihrem Vater zusammen war sie nach Lyon gefahren und hatte ihre Wohnung

aufgelöst. Die Vermieterin war nicht begeistert gewesen, doch Eilie konnte sich ohne Arbeit keine Wohnung in Frankreich mehr leisten.

Dass ihr Vater, Manai Weber, wieder eine Freundin hatte, irritierte sie sehr. Einerseits fühlte sich Eilie schuldig, da sie gar nicht mehr davon ausgegangen war, dass ihr Vater sich je wieder verlieben würde. Doch der Tod ihrer Mutter war nun bald 30 Jahre her, natürlich hatte er es verdient, wieder glücklich zu sein. Er war lange genug einsam gewesen.

Rosalia war eine nette Frau. Sie war ruhig und gebildet, sie mochte Theater, Kunst und die Natur. Die vierzehnjährige Eilie hätte sie unbeschreiblich langweilig genannt.

In diesen Tagen konnte sie sich gar nicht mehr vorstellen, was sie dazu getrieben hatte, einst alles hinter sich zu lassen. Eilie war als Halbwaise aufgewachsen, ihr Vater hatte sich immer liebevoll um sie gekümmert. Doch ihr waren irgendwann all die Liebe und die Sorge ihres Vaters zur Last geworden, sodass sie schließlich nur noch von ihm wegwollte. So lief sie davon, und war in den Armen von... ihm gelandet.

Er war so alt wie Eilie, doch er wirkte damals so erwachsen, so reif. Sie hatte so für ihn geschwärmt und war ihm überall hin gefolgt. Drei lange Jahre. Er war ihr erster Freund gewesen, ihre erste Liebe. Sie hatte sich für

ihn geöffnet, nur für ihn. Doch irgendwann hatte sie erkennen müssen, dass er krank und schwach war. Er war damals abhängig von Drogen, er war kriminell, und irgendwann hatte er sie in seinen Strudel aus Versagen und Scheitern hineingezogen. So erkannte Eilie damals schließlich, dass das freie Leben, das sie sich so sehr gewünscht hatte, nur ein Trugbild war. Sie war abhängiger und gebundener gewesen als sie es bei ihrem Vater je hätte sein können. Deswegen hatte sie sich danach dazu entschieden, Gutes tun zu wollen und studierte für die Arbeit bei Interpol.

In Gedanken verloren spielte die eine Hand weiter im Sand, mit der anderen kraulte sie sich selbst den Bauch. Eilie mochte das Gefühl, es entspannte sie.

Sie ergab sich der inneren Ruhe, und so hörte sie erst einmal gar nicht, wie sich ein Rad näherte. War es ein Rad? Ihre Sinne wurden schärfer. Es waren mehrere Räder und einige Schritte, die nicht mehr weit sein konnten.

Nun wurde Eilie gewahr, wie sie gerade hier lag. Ein mit Sand überschüttetes Badetuch, ihr Top halb nach oben geschoben. Schnell zupfte sie sich wieder zurecht, setzte sich auf und sah sich um.

„Eilie?“, stotterte der junge Mann. Er war es. Michael Sunderland. Ihr Geist aus der Vergangenheit. Die erste große Liebe.

So viele Jahre waren vergangen, doch sein Anblick brachte sie aus der Fassung. Ein Stich durchbohrte ihr Herz und all die Wunden, die sie in der Zeit seitdem mühsam geheilt hatte, brachen wieder auf.

Ohne etwas zu sagen, betrachtete sie ihn. Er schob einen Kinderwagen vor sich her. Und er sah erstaunlich gepflegt aus. Eilie stand auf und sah in den Wagen. Darin schlief ein Baby ruhig.

„Du bist... Vater?“, fragte sie ihn mit einem zweifelnden Blick. Er hatte früher viel von seiner Schwester gesprochen, die so gerne Kinder gehabt hätte. Es war wahrscheinlicher, dass es das Kind seiner Schwester war als seines. Doch er zerrüttete ihre Gedanken.

„Ja. Das ist mein Sohn. Mick.“

Eilie verzog ihren Mund zu einem schiefen Lächeln.

„Mick. Du hast deinen Sohn wie dich genannt? Wie selbstbewusst.“

Michael blickte zu Boden und griff in die Tasche des Kinderwagens. Doch zu Eilies Überraschung holte er keine Zigarette heraus, sondern einen Kaugummi.

„Es hat sich viel geändert. Wie... wie geht es dir denn, Eilie?“

Sie ignorierte seine Frage.

„Was machst du eigentlich in Tauberburg? Ich dachte, du wolltest in Frankfurt dein Glück suchen?“

Michael kaute auf seinem Kaugummi herum. Er war auch sichtlich nervös, das Treffen war für ihn wohl genauso überraschend.

„Dort war ich, bis Mick kam. Ich... ich habe erkannt, dass ich mein Leben ändern muss. Mein alter Herr ist schon viele Jahre tot, meine Schwester weiß mit dem Haus hier nichts anzufangen, deswegen bin ich in unser altes Heim gezogen.“

Michael hasste seinen Vater. Er war geschlagen und misshandelt worden, bis ihn die Polizei in ein Kinderheim überbracht hatte. Doch auch dort konnte er nicht glücklich werden und war weggelaufen, so wie Eilie. Daran konnte sie sich noch erinnern. Nun wusste sie nicht, was sie zu ihm sagen sollte. Zu viel war in ihrem Leben bisher passiert, so dass sie keine Kraft hatte, sich mit seinem Schicksal auseinander zu setzen. Zumal es so unendlich wehtat, ihn zu sehen. Er sah immer noch wirklich gut aus, und sein neues, gepflegtes und verantwortungsbewusstes Auftreten tat sein Übriges zu ihrem Gefühlschaos.

„Ihr wollt sicher zur Auenspitze?“, fragte sie höflicherweise in die Stille hinein. Michael nickte.

Eilie holte ihr Badetuch, schüttelte es kurz aus und packte es in den Rucksack. Ohne ein weiteres Wort passierte sie Michael, drehte sich aber danach kurz um.

„Viel Glück.“

Eilie ging weiter, sie wollte wieder nach Hause. Schnell. Doch Michael lief ihr einige Meter nach.

„Wollen wir... wollen wir uns treffen? Zum Reden? In der Eisdiele der Altstadt?“

Nein. Sie wollte nicht. Das Chaos nahm langsam überhand. Sie hatte ihren Beruf verloren, ihr Vater beschritt neue Wege in seinem Leben, und nun kam auch noch der Mann in ihres, der Schuld hatte, dass fünf Jahre ihres Lebens verloren waren. Nein. Das konnte nicht sein.

„O... okay, wann? Morgen“, antwortete sie wider jede Vernunft.

Michael lächelte.

„Gut, dann bis morgen! Um 15:00 Uhr unter der alten Linde!“

Eilie nickte, drehte sich um und lief los.

10 Michael | Frieden

Das Wetter war erneut herrlich an diesem Tag. Ein sanfter Wind wehte durch den länglichen Marktplatz von Tauberburg. Die große Linde in dessen Mitte spendete angenehmen Schatten vor der warmen Sonne, die Tische der Eisdielen waren rund um diesen Baum aufgestellt. Einige Blätter und kleinere Ästchen lagen auf dem Tisch herum, Michael wischte sie weg, während Eilie und er sich setzten. Den Kinderwagen mit Mick schob er an die Seite des Tisches und er achtete darauf, dass der Wagen auch im Schatten stand.

Bevor er seine Aufmerksamkeit Eilie widmete, gab er Mick seinen Schnuller und streichelte dem Baby einige Male über die Wangen.

Er hätte nie damit gerechnet, Eilie zu treffen. Nachdem er seine Wohnung in Frankfurt gemieden hatte, war er gleich zum Haus seines verstorbenen Vaters gefahren. Er hatte sich seinerzeit für die Erbschaft nicht interessiert und sie einfach nur angenommen, nun war er froh, dass er sich damals entschieden hatte, das Haus zu behalten. Es war schmutzig und die Pflanzen überwucherten den Garten, als er vor einigen Tagen angekommen war, doch es war nicht verfallen und so konnte er es alleine durch Putzen wieder in einen wohnlichen Zustand versetzen.

Die Nachbarn indes hatten ihn zweifelnd angesehen, sie kannten ihn auch noch von früher. Gegen die Schläge des

Vaters hatte er mit Rebellion reagiert und allerlei Unfug angestellt. Doch das lag alles hinter ihm. Er war hier nicht gemeldet, die Organisation wusste nichts von seinem Vater und seinem Wohnort in Tauberburg.

Gleich nachdem er das Haus in Ordnung gebracht hatte, traf er Manai beim Einkaufen. Eilies alter Herr betrachtete ihn kurz, sah auf den Kinderwagen und ging dann weiter ohne ein Wort mit ihm zu wechseln. Er musste Michael wirklich hassen. Michael sah Mick noch einmal an. Er verstand Manai.

Eilie und Michael bestellten große Eisbecher, Eilie mit viel Schokolade und Nuss-Eis, Michael mochte es eher fruchtig und bat um einen Erdbeerbecher. Die Stimmung war anfangs kühl, keiner der beiden wusste, wie das Gespräch zu beginnen war.

Ihm war klar, dass er beinahe Eilies Leben für immer zerstört hätte. Als er sie damals getroffen hatte, mit gerade einmal vierzehn Jahren, war er selbst gerade dabei, fortzulaufen. Sie war so ein braves Mädchen gewesen, doch ihr Drang nach Unabhängigkeit und Freiheit hatte sie in seine Arme getrieben. Er hatte sich schließlich in sie verliebt und wollte ihr nie Böses, dennoch hatte er in der gemeinsamen Zeit so viel mit sich selbst zu kämpfen gehabt, dass er sie mit in den Abgrund riss.

Sie war immer noch sehr hübsch. Nicht auf die Weise, wie man möglicherweise ein Model hübsch findet. Sie war schlank und hatte ein ansehnliches Gesicht, dennoch war es mehr die Ausstrahlung, die Michael so gefiel. Eilie war so ein liebenswerter Mensch, und gerade in diesem Moment, in dem sie melancholisch mit einer Waffel aus der Sahne löffelte, hätte er sie umarmen können. Doch es war zu viel geschehen. Er konnte sich schon glücklich schätzen, dass sie überhaupt eingewilligt hatte, ihn hier zu treffen.

„Also...“

Michael räusperte sich.

„Du wolltest ja damals studieren... warst du in Frankreich?“

Eilie war gerade konzentriert dabei, Sahne und Eis auf ihr letztes Stückchen Waffel zu schaufeln. Sie stockte und blickte auf, ihre großen Augen sahen ihn überrascht an.

„Du erinnerst dich?“

Michael versuchte zu lächeln.

„Ja, ich habe viel darüber nachgedacht in den letzten Jahren.“

Eilie sah zu Mick hinüber.

„Scheinbar hast du deinen Weg gefunden.“

Sie hielt inne.

„Wer ist... die Mutter? Lebt sie auch hier in Tauberburg?“

Diese Frage traf ihn wie ein Messerstich. Vermutlich lebte die Mutter irgendwo in Rumänien, schlimmstenfalls war sie mit den anderen Bewohnern gestorben, als der ganze Ort angesteckt wurde.

„Ich weiß nicht, wo sie ist.“ Das war immerhin nicht vollständig gelogen.

„Oh“, quittierte Eilie die Aussage kurz.

„Ich... ja, ich habe die letzten Jahre studiert und in Lyon zu arbeiten begonnen. Das war vor über einem Jahr. Bisher war ich immer gut bewertet worden.“

Es freute ihn zu hören, dass sie im Leben erfolgreich war.

„Es ist nur etwas vorgefallen, und ich habe mich entschlossen, meinen Vater zu besuchen“, führte sie weiter aus. Eilie erschien ihm plötzlich wieder viel vertrauter. Sie sah ihm jetzt auch in die Augen.

„Es ist viel passiert. Mein Vater hat eine Freundin gefunden, du bist selbst Papa geworden... Sag mir, wie hast du die letzten Jahre verbracht?“

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. „*Ach Eilie*“, dachte sich Michael, „*ich kann dir doch nicht sagen, was wirklich alles geschehen ist*“. Jahre voller Drogensucht und Kriminalität, Scheitern und Versagen.

„Nicht viel, du kennst mich. Ich war damit beschäftigt, meine Suchten aufzugeben und irgendwann hatte ich Mick. Es lief nicht wie geplant, aber ich denke, ich bin auf einem guten Weg.“

Eilie schmunzelte.

„Das passt zu dir. Du konntest früher schon nie sagen, was du alles geschafft hattest.“

Sie nahm seine Hand und sah ihn an.

„Das ist wirklich, wirklich toll! Du rauchst nicht, trinkst nicht und bist ein liebevoller Papa. Das ist wunderbar, egal ob die Mutter jetzt hier lebt oder nicht. Und egal was in der Vergangenheit passiert ist, jetzt kannst du glücklich leben. Ich freu mich so, dass du das geschafft hast!“

Einzelne Tränen liefen ihm die Wangen hinunter. Es war so schön, Eilie zuzuhören. Wäre er nur der gewesen, den sie in ihm sah.

„Nicht doch weinen“, beruhigte ihn Eilie, nahm ein Taschentuch, tupfte ihm die Tränen aus dem Gesicht und sah selbst wieder melancholisch zu Boden.

„Es ist viel geschehen zwischen uns. Lassen wir das heute gut sein und freuen uns einfach, dass wir uns wiedersehen und dass aus uns beiden etwas geworden ist.“

Wie immer hatte sie die besten Ideen. Es hatte keinen Sinn, über die Schmerzen und die Probleme der letzten Wochen nachzudenken. Wer wusste, wie oft er Eilie noch sehen konnte. Es war wichtig, heute den Tag zu genießen.

Und so plauderten sie noch Stunden bis in die Dunkelheit unter der Linde. Mick schlief die meiste Zeit, doch zwischenzeitlich hielt Eilie das Baby auch mal im Arm. Sie sah ihn so liebevoll an, auch ihre Augen glänzten, als sie ihm das kleine Kind zurückgab.

Es war schon fast Mitternacht, als die beiden zurückgingen.

„Ich begleite dich nach Hause“, schlug Michael vor, doch Eilie lehnte ab.

„Nein, ich begleite dich nach Hause. Ich will sehen, wie du wohnst“, sagte sie und tänzelte vor dem Kinderwagen, den Michael vor sich schob.

Irgendwann ließ sie sich zurückfallen und ging neben ihm. Michael wusste nicht, ob es das richtige war, doch er nahm ihre Hand. Eilie ließ ihn gewähren und deutete mit der anderen Hand zum Himmel.

„Sieh mal, der große Wagen!“

Es war wirklich eine wunderschöne Nacht.

Zu Hause angekommen zeigte er Eilie das Haus. Etwas widerwillig zwar, da es sauber, aber nicht gut in Schuss

war. Überall blätterte die Farbe ab, einige Tapeten hatten sich gelöst.

„Tut mir leid, dass es hier so aussieht. Ich wohne erst seit ein paar Tagen hier...“, versuchte er sich zu entschuldigen.

Eilie schien ihn aber nicht zu hören. Sie ging zum Kinderwagen.

„Darf ich... Mick ins Bett bringen?“

Natürlich durfte sie. So ging sie mit der Nachtwäsche von Mick hinauf in das Kinderzimmer, während sich Michael einen Tee aufbrühte.

Kurze Zeit später kam Eilie wieder herunter, sie sah so glücklich aus.

„Ich... gehe dann mal, ja?“

Auch der schönste Tag musste einmal enden. Michael goss den Tee auf und ging mit Eilie zum Eingang. Er nahm ihre Hand noch einmal, während er die Türe öffnete.

„Es war ein wunderschöner Tag, Eilie. Danke... dass ich ihn mit dir verbringen durfte.“

Sie lächelte, ihre Backen wurden rot.

„Ich bin auch sehr glücklich über diesen Tag.“

Eilie sah ihm in die Augen.

„Danke.“

In diesem Moment griff er mit einer Hand hinter ihre Schulter und zog sie ganz nahe zu ihm. Michael hielt kurz inne, sah Überraschung in ihrem Blick, aber keine Ablehnung und er küsste Eilie.

Einen kurzen Moment des Schrecks später umklammerte auch sie seinen Rücken, es war ein langer, intensiver Kuss.

Er schob sie ein Stück nach hinten und sah ihr ins Gesicht.

„Willst du sicher nach Hause gehen?“

Eilie sagte nichts und schüttelte den Kopf.

11 Viri | Erster Kontakt

Der Weg von Kirlia nach Cobalton war gut ausgebaut, so kamen Viri und Demeter schnell voran. Es gab eine Straße aus Pflastersteinen, Anhöhen wurden über Treppen ausgeglichen. Damit diese auch von Pferdefuhrwerken überquert werden konnten, gab es an jeder Steigung eine kleine Schleuse, in der die Wägen mit Manneskraft hochgezogen werden konnten. Hin und wieder trafen die beiden auf eine Gruppe von Händlern oder Bauern und alle verneigten sich vor ihrer Lady oder nickten ihr zumindest zu.

Hier sah alles nach Zivilisation und Leben aus. Viri erschien es, als würde von hier aus gesehen hinter Kirlia ein dichter Wald beginnen, in dem kein zivilisiertes Leben von Menschen mehr möglich war. Nur wie war dann sie dorthin gekommen, in dieses einsame Gebiet?

„Wie bist du eigentlich in unsere Welt gekommen?“, fragte Demeter und schien Viris Gedanken förmlich gehört zu haben, während sie gerade an schier endlosen Weizenfeldern vorbei wanderten. Der Himmel strahlte hell, einige Vögel kreisten über den Feldern, in denen ab und an eine Vogelscheuche vergeblich versuchte, die Tiere fernzuhalten.

Viri überlegte kurz. Sie hatte mit ihrer Freundin noch nie darüber gesprochen, wie sie hier angekommen war, und

das, obwohl die beiden nun schon eine ganze Weile zusammen reisten.

„Ich bin einfach aufgewacht. Warum ich hier bin, weiß ich nicht. Was ich weiß, ist, dass ich nicht hierhergehöre. Es ist etwas passiert, irgendwo anders, aber ich weiß nicht was.“

Demeter sah sie besorgt an.

„Du kannst dich immer noch nicht an vieles erinnern, richtig?“

Viri nickte.

„Es ist gut, dass ich einen Umweg ging. Weißt du, eigentlich wäre ich gar nicht an der Lichtung vorbeigekommen, wenn ich nicht gerade Lust auf ein Bad gehabt hätte. Aber als ich dich dort im Wasser sah, war ich sofort davon überzeugt, dass ich dich unbedingt mitnehmen sollte.“

Das wusste Viri bereits. Schweigend gingen Viri und Demeter weiter ihres Weges, den Reisenden zunickend. Hin und wieder gab es kleine Ausbuchtungen der Straße, an denen Holztische und Bänke für Pausen aufgebaut wurden. An einer solchen Raststation machten die beiden eine Pause. Aus Kirlia hatten sie genügend Vorräte mitgebracht, die Demeter in einem Rucksack mitnahm. Viri wollte gelegentlich auch tragen, aber den Rucksack konnte sie mit ihren Flügeln kaum anlegen.

„Kommen wir heute direkt nach Cobalton?“

Demeter lächelte.

„Nein, Cobalton ist noch gut anderthalb Tagesmärsche entfernt. Wir machen Rast in einem kleinen Ort, der in der Mitte zwischen Kirliä und Cobalton liegt, Kreuzdorf.“

„Kreuzdorf?“, fragte Viri nach. Ein seltsamer Name.

„In diesem Ort teilt sich die Straße. Von dort aus kann man nach Süden in Richtung Cser und zur Stadt Fyungo reisen, oder östlich weiter nach Cobalton.“

Nachdem die Pause vorüber war, ging es auch weiter nach Cobalton. Die Sonne war bereits untergegangen und die Nacht zog über das Land herein, als die dunklen Umrisse der Häuser von Kreuzdorf hinter einer Kuppe zu sehen waren.

Demeter blieb stehen.

„Hier ist etwas nicht in Ordnung.“

Viri konnte nichts Ungewöhnliches entdecken. Vor ihnen lag ein ruhiges Dorf. Demeter aber lief los, ihr Blick starr und entschlossen. So konnte sie Demeter nicht, Viri rannte ihr nach.

Kreuzdorf war nicht von einer Mauer umgeben, deswegen konnten die zwei ohne Hindernis zum Dorfplatz laufen. Auf andere Details konnte Viri in diesem Moment gar nicht achten.

„Ikkos!“, rief Demeter.

Nun sah auch Viri, was ihre Freundin so aus der Fassung brachte. Beim Anblick der Wesen fuhr ihr ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Durch den Ort huschten dunkle Wesen, die nur aus Rauch zu bestehen schienen. In den wabernden, unklar erkennbaren Köpfen saßen leuchtend blaue Augen. Nur so konnte man überhaupt erkennen, wo sie waren. In ihren Händen hielten sie Sensen, die wie ihre Körper aus Rauch zu bestehen schienen.

Die Schatten an den Mauern der Häuser tanzten im fahlen bläulichen Licht der Ikkos, Viri konnte in keinem der Fenster Licht erkennen, auch die Laternen waren erloschen.

„Wir müssen sie verjagen!“, schrie Demeter nun und weckte Viri aus ihrer Lethargie.

Viri sprang über einen Zaun und nahm sich eine Harke, die an einer kleinen Scheune angelehnt war. Sie lief auf die Ikkos zu und versuchte sie, mit der metallenen Spitze des Werkzeugs zu verjagen. Und tatsächlich wichen die Gestalten zurück. Viri verfolgte sie, doch einige wehrten sich und griffen Viri an. Bei der bloßen Berührung dieser Wesen brannte ihre Haut, schnell zog sie die Harke und schlug auf den Körper ein. Das Ungeheuer löste sich in einer Rauchwolke auf, die Lichter der Augen erloschen. Von dem getroffenen Ikko war nichts mehr zu sehen.

Demeter schlug mit einer Schaufel auf die dunklen Gestalten ein, und so dauerte es nicht lang, bis das Dorf wieder friedlich war.

Nachdem die Wesen verschwunden waren, leuchteten auch die Straßenlaternen wieder auf. Es war, als wäre ein Albtraum über das kleine Dorf gezogen.

Demeter stellte sich schwer atmend an ihre Seite.

„Danke... du hast... gut reagiert.“

Viri drehte sich langsam zu ihr.

„Es fühlte sich natürlich an. Ich habe früher einmal viel gekämpft. Ich war in einem Krieg, die Monster wollten... meine Welt erobern. Ich konnte gewinnen, weil ich die Weisheit... von tausend Kriegen erlernte.“

Demeter sah sie verwirrt an. Viri wusste selbst nicht, woher dieses Stück an Erinnerung gekommen war. Es war immer noch alles so schrecklich unklar in ihrem Kopf.

„Das ist die Bedrohung, unter der unsere Welt leidet“, erklärte Demeter, wohl um vom Thema abzulenken. Viri war dankbar dafür.

„Seit einiger Zeit erscheinen diese seltsamen Ungeheuer. Sie sind überall. Wir haben sie Ikkos getauft, wie alte gefiederte Fabelwesen, wissen aber nicht, was sie sind und woher sie kommen. Sie tauchen in der Nacht auf und greifen nach einer Zeit die Menschen an. Jeder, der mit

dem rauchenden Körper eines Ikkos in Kontakt kommt, erleidet schlimme Verbrennungen, einige sind sogar gestorben.“

„Danke, tausend Dank!“, ertönte eine Stimme im Hintergrund.

Ein junger Mann lief auf sie zu, überschwänglich waren seine Arme ausgebreitet. In den Häusern brannte wieder Licht, einige Bewohner öffneten die Türen und sahen auf das Treiben in den Straßen. Ihnen war die Angst noch ins Gesicht geschrieben.

Der Mann ging zuerst zu Viri, küsste ihr die Hand und umarmte dann Demeter überschwänglich. Demeter lächelte und nickte mit dem Kopf, dann wandte sie sich Viri zu.

„Das ist Tesserakt, der junge Bürgermeister von Kreuzdorf.“

„Schön, dich kennenzulernen“, sagte Viri höflich und verneigte sich.

„Mein Name ist Viri.“

Tesserakt lächelte, sein Blick verfinsterte sich aber sofort wieder.

Er war wirklich noch jung, höchstens Mitte 20. Sein Gesicht war jugendlich und er versuchte, seine Jugend mit Hilfe eines Vollbartes ungeschickt zu kaschieren. Um

seinen Hals wand sich ein dunkler Schal, die Haare waren kurz, er trug einen Scheitel.

„Das war der dritte Ikko-Angriff in diesem Monat. Wir...“

Er sah Viris Flügel an.

„Was ist das denn?“, fragte er, während er sich Viri näherte und neugierig an ihren Schwingen zupfte. Sie ließ ihn gewähren, auch wenn es ziepte.

Tesserakt schüttelte kurz den Kopf, sah Viri schuldbewusst an und nickte.

„Wir sollten uns im Rathaus treffen.“

Wohlwissend lenkte er die Aufmerksamkeit wieder auf den Angriff der Ikkos. „Ihr seid sicher müde und ich habe einige Fragen...“

12 Michael | Das Ende einer Welt

Diesmal war es nicht Mick, der ihn weckte. Normalerweise schrie das Baby früh am Morgen lauthals nach etwas zu trinken, dann machte sich Michael jedes Mal verschlafen auf den Weg in die Küche, um ein Fläschchen zuzubereiten.

An diesem Morgen jedoch war das Kind ruhig, und Michael wurde durch die Sonnenstrahlen geweckt, die durch das Fenster in das Zimmer strahlten. Die Sonne war gerade erst aufgegangen, es war kurz nach fünf Uhr morgens.

Michael stützte sich mit den Armen im Bett auf und sah Eilie, die neben ihm lag. Es war eine warme Nacht gewesen, so war ihre Decke bis unter die Taille gerutscht. Sie lag auf dem Bauch und umklammerte das Gästekissen, das Michael noch gefunden hatte. Sie schlief tief, ihr Körper hob und senkte sich langsam mit ihren Atemzügen.

Es war auch eine kurze Nacht gewesen, Eilie und er hatten viel nachzuholen gehabt. Allerdings hatten sie in ihrer Leidenschaft nicht mehr an Sicherheit oder Schutz gedacht, beim Gedanken daran verkrampfte sich sein Magen ein bisschen.

„*Naja, wird schon nichts passieren*“, dachte sich Michael. Selbst wenn sich in den vergangenen Stunden

tief in der Nacht viele Gelegenheiten ergeben hatten, bei denen etwas schiefgehen konnte.

Für den Moment jedoch genoss Michael den Augenblick. Er war ein guter Vater geworden, Eilie hatte ihm wohl augenscheinlich verziehen, er hatte einen wunderschönen Tag und eine unvergleichliche Nacht hinter sich, und hier mit diesem Haus in Tauberburg konnte er endlich ein ruhiges, verantwortungsvolles Leben führen. Mit seinem handwerklichen Geschick würde er sicherlich auch bald Arbeit finden, sodass er Mick eine gesicherte Existenz bieten konnte.

Er atmete noch einmal tief durch, als er draußen quietschende Reifen und das Aufheulen eines Motors hörte. Michael sah sich um und noch während in ihm ein leises Gefühl der Sorge aufstieg, hörte er ein lautes Geräusch von unten, das sich anhörte als wäre die Haustüre aufgebrochen worden. Nur wenige Sekunden später wurde auch die Türe des Schlafzimmers eingetreten. Eile zuckte und wurde wach, sprang kreischend auf und zog die Decke schnell über den Oberkörper, blieb aber auf dem Bett sitzen, starr vor Schrecken.

Julian. Julian von der Organisation und noch ein bewaffneter Mann, ein sogenannter Vollstrecker. Michael kannte diese Typen. Sie wurden gerufen, wenn es um die besonders dreckigen Aufgaben ging.

Der Vollstrecker richtete die Waffe auf Michael, der nur in Shorts bekleidet neben Eilie auf dem Bett saß.

Julian sah zu Eilie hinüber.

„Ah, wir haben unseren Spaß?“

„DU HAST ETWAS, DAS UNS GEHÖRT!“, schrie er nun Michael an, während er einige Schritte auf ihn zuing.

„Meinst du, du könntest einfach verschwinden und das mitnehmen, was der Organisation gehört?“

Von Mick war noch nichts zu hören. Er schien fest zu schlafen.

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst“, sagte Michael, ohne Julian in die Augen zu sehen. Dieser aber spuckte nur auf den Boden.

„Ich habe keine Zeit und keine Lust auf diese Spielchen.“

Er deutete auf Eilie.

„Sie.“

Der Vollstrecker entsicherte seine Waffe und schoss auf Eilie. Der Schuss war schallgedämpft und leise, Eilie aber kreischte kurz auf und wurde mit dem Rücken zur Wand geschleudert. Das Blut quoll aus der Wunde in ihrer Schulter, sie atmete schwer und blieb auf der Seite liegen.

„Das nächste Mal wird's tödlich.“

Michael stand auf, tat einen Schritt nach vorne und stieß Julian nach hinten, der Vollstrecker richtete seine Waffe nun gegen Michael.

„Das hier überleben doch ohnehin weder ich noch sie, oder?“

Tränen stiegen ihm in die Augen.

Julian nickte nur.

„In der Tat. Für Gnade ist es zu spät, seit du nicht am Treffpunkt erschienen bist. Aber ich will großzügig sein. Händige mir das Kind aus und sie überlebt. Darauf mein Wort. Deine Freundin scheint ohnehin nicht zu wissen, mit wem sie sich eingelassen hat. Oder sie ist einfach dumm.“

Das war zu viel. Michael ballte die Faust und schlug Julian ins Gesicht. Doch bevor er zu einem zweiten Schlag ansetzen konnte, wurde er vom Griff der Pistole niedergeschlagen. Sein Kopf blutete, er lag am Boden.

„Ach vergiss es.“

Julian wandte sich dem Vollstrecker zu.

„Beide. Ich durchsuche das Haus.“

Der Vollstrecker nickte.

Doch bevor auch nur ein Schuss gefallen war, zerbarst die Scheibe des Schlafzimmers. Michael hielt sich den Arm vor das Gesicht, um sich zu schützen. Ein

markerschütternder Schrei hallte durch das Haus. Mick begann in seinem Zimmer zu weinen, Julian und der Vollstrecker standen wie versteinert im Zimmer.

Neben dem Bett stand eine Frau. Nein, ein Monster. Ein seltsames Wesen mit einem strahlend weißen menschlichen Körper, Arme und Beine jedoch zu den Händen und Füßen hin schwarz und schwer verkrüppelt, mit riesigen Pranken und klauenbewehrten Füßen. Die Hände hatten nur zwei lange Finger und einen Daumen, auf dem Kopf wuchsen keine Haare, dafür hatte das Wesen lange, spitze Ohren und am Rücken lange, ledrige Flügel. Die Augen schienen gelb zu leuchten, Michael konnte keine Pupillen erkennen.

Das Monster sprang nach vorne und packte Julian am Kopf. Mit den Klauen zerdrückte es seinen Schädel, das Blut spritze. Der Mann der Organisation konnte nichts mehr sagen. Michael wand sich angewidert ab. Er hörte, wie der Vollstrecker mit seiner Waffe auf das Ding schoss, doch kurz darauf schrie auch er und verstummte.

Michael blickte auf und sah, dass das Monster mit seiner Hand den Bauch des Vollstreckers durchbohrt hatte. Auf dem Boden sitzend kroch er nach hinten an das Bett. Er stand auf und stellte sich vor Eilie, ihr Blut hatte sich mittlerweile auf dem Laken ausgebreitet, sie lag in einem riesigen roten Fleck. In was hatte er Eilie hier nur hineingezogen?

Nun war offenbar er an der Reihe. Das Ding sah ihn an und ging auf ihn zu, mittlerweile konnte er ihr Gesicht genau erkennen, wahrscheinlich hatte er vorher im Schreck die Pupillen nur nicht gesehen.

Es blieb vor ihm stehen, sah hinab zu Eilie, die zitternd auf dem Bett lag und sich vor Schmerzen verkrampfte, dann wieder hoch zu Michael.

Er spürte den Griff der Klauen um seinen Hals und wurde langsam hochgehoben. Der Griff wurde enger, er bekam keine Luft mehr.

„*Du hast Schlechtes getan*“, hörte er die Stimme einer jungen Frau in seinem Geist.

Ihm wurde schwindelig. Der Kopf begann zu pochen, in seinen Ohren hörte er einen Pfeifton, er konnte nur noch unscharf sehen.

Doch kurz bevor er ohnmächtig wurde, hörte er erneut Schritte die Treppen hochlaufen. Das Monster ließ von ihm ab, er stürzte zu Boden, ging auf die Knie und hielt sich den Hals mit einer Hand, während er sich mit der anderen am Boden abstützte.

In der Tür standen Manai, Eilies Vater, und eine jüngere Frau. Michael sah auf, doch der Blick von Manai war auf das Ding gerichtet.

Es trat einen Schritt zurück, senkte die Hände und sprang dann wieder dort hinaus, wo es hereingekommen

war. Michael raffte sich auf, eilte zum Fenster und sah dem Ungetüm nach. Es war am Himmel schon fast nicht mehr zu erkennen, mit starken Flügelschlägen verschwand es schnell in Richtung des östlichen Horizontes.

„Eilie!“, schrie Manai und lief zu seiner Tochter.

„Rosalia, wir müssen sie ins Krankenhaus bringen!“, wies er seine Begleiterin an. Er hob Eilie langsam aus dem Bett und erkannte, dass sie nackt war. Manai sah zu Michael hinüber und beachtete ihn mit einem Blick, dass Michael sich wünschte, das Wesen hätte ihn umgebracht.

„Wir sprechen uns noch!“

Michael wollte dabei helfen, Eilie anzuziehen, doch Manai ließ ihn nicht an sie heran. Zusammen mit Rosalia half er Eilie in den Rock, den sie am Vortag getragen hatte, nachdem sie ihre Wunde mit einer Kompresse verbunden hatten. Michael konnte nur danebenstehen und zusehen.

Eilie war kreidebleich, aber noch bei Bewusstsein. Sie war sehr schwach und stöhnte leise, als sie von ihrem Vater hochgehoben wurde.

„Ich gehe vor!“

Manai verließ das Zimmer und lief die Treppe hinab, Rosalia blieb stehen und betrachtete die zwei Toten in Michaels Schlafzimmer. Mick schrie immer noch. Mick!

Michael rannte das Zimmer hinaus, hinüber zu Mick, nahm ihn an sich und wiegte ihn sanft in den Armen. Langsam kam das Kind wieder zur Ruhe.

„Du bist Vater?“, hörte er eine Stimme hinter sich. Rosalia war immer noch hier.

Michael nickte.

„Dann weißt du, was Manai gerade empfunden hat?“

Er schloss die Augen. Er konnte sich sehr gut vorstellen, was Manai empfunden hatte. Ihm wäre es wohl ähnlich ergangen.

„Wir jagen seit Jahren diesen Wesen nach“, erklärte Rosalia sich, „bisher hatten wir aber noch keines in echt gesehen. Wir hörten nur immer Gerüchte.“

Sie fasste Michael an der Schulter.

„Du solltest auch ins Krankenhaus fahren. Die Ärzte sollten sich deinen Hals ansehen.“

Michael zog sich kurz etwas Frisches über, nahm Mick und fuhr mit Rosalia los.

Prolog II | Auf der Jagd

Der süßliche Rauch füllte seinen Mundraum, er atmete tief ein und zog den giftigen Qualm in seine Lunge hinein, nur um ihn dann wieder hinaus zu pusten.

Es war lange her, dass Manai zuletzt geraucht hatte. Damals, als seine geliebte Frau verschwunden war, da hatte er damit begonnen. Eine Schachtel nach der anderen hatte er geraucht, im Stillen, heimlich, auf dem Balkon. Denn in der Nähe seiner Tochter wollte er diese neue Sucht nie ausleben, doch die Unsicherheit und Angst um die Zukunft seines Kindes musste er irgendwie verarbeiten.

Alkohol war für ihn keine Lösung gewesen, da Manai seinen Kopf immer für seinen kleinen Schatz freihalten wollte. So hatte er sich schlussendlich für die Zigaretten entschieden.

Und auch an diesem Moment brauchte er sie wieder. Manai hatte einen Ausgang zum Dach des Krankenhauses gefunden, in dem seine Tochter nun lag. Der Boden war grau und steinig, hin und wieder konnte sich unbezwingbares Unkraut durch die Ritzen von Steinen und Platten auf dem Dach durchsetzen.

Er selbst saß auf einem Blechgehäuse, von dem Rohre nach rechts zu einer Art Kamin führten. Die Sonne strahlte blau vom Himmel, der Wind zerzauste Manais

Haare. Von der Ferne hörte er den Motorenlärm der Schnellstraße, leises Stimmengewirr des nahen Marktplatzes, der sich an diesem Tag nun langsam mit Leben füllte. Es hätte ein schöner Tag werden können.

Doch der Gedanke an den Anblick seiner Tochter im Bett desjenigen Mannes, der sie ihm so viele Jahre entrissen hatte, zerriss Manai das Herz.

„Warum machst du das nur, mein Engel?“

Manai schloss die Augen, drückte die Zigarette an einem Stein aus und packte den Stummel in eine kleine Plastiktüte.

Doch es waren nicht nur seine Tochter und dieser Nichtsnutz von einem Mann, die ihm Kopfschmerzen bereiteten. Er hatte endlich eines der Wesen gefunden, das er so lange gesucht hatte. Er war der Lösung eines großen Rätsels auf der Spur.

„Ach zum Teufel, wenn ich mich nur konzentrieren könnte. Doch Eilie... Mein Kind...“

Er vergrub sein Gesicht in seinen Händen und atmete tief durch.

Eine Berührung schließlich riss ihn aus seinen Gedanken. Rosalia stand hinter ihm und umarmte seinen Oberkörper.

„Komm wieder runter, die Ärzte sagen, dass sie jeden Moment aufwachen könnte.“

13 Eilie | Alles ist neu

Es war kalt... furchtbar kalt. Und dunkel. Eilie wurde vom monotonen Piepsen eines Gerätes geweckt. Ihr tat der ganze Körper weh, sie konnte sich nicht bewegen. Sie öffnete vorsichtig die Augen, es war tiefe Nacht.

Eilie lag in einem dunklen Zimmer, um sie herum waren Geräte mit vielen Lämpchen aufgestellt. Aus ihrem Arm heraus führte ein Schlauch nach oben zu einer Infusion. Sie lag in einem Krankenhaus.

Auf Höhe ihrer Hüfte spürte sie einen Druck. Keinen schmerzhaften, vielmehr war es eher eine angenehme Berührung. Ihr Vater lag über sie gebeugt und schlief. Eilie erinnerte sich. Sie lag bei Michael, es war eine wunderschöne Nacht gewesen. Am Morgen kamen unheimliche Männer in die Wohnung, einer schoss auf sie. Den Rest hatte sie nur noch verschwommen wahrgenommen.

Die Männer starben, daran konnte sie sich noch erinnern. Sie meinte, ein geflügeltes Wesen gesehen zu haben. Es wollte zu ihr, doch Michael stellte sich vor Eilie. Dann kamen ihr Vater und dessen Freundin... Während Eilie darüber nachdachte, kam sie zu dem Schluss, dass das eigentlich nur ein Fiebertraum gewesen sein konnte.

Mit aller Kraft versuchte sie, ihre Energie in die rechte Hand zu lenken. Die Hand, die nicht am Tropf einer Infusion hing. Es gelang ihr auch, den Arm etwas zu heben, sodass die Hand auf dem Unterarm ihres Vaters lag.

Manai wachte langsam auf und sah zu Eilie hinüber. Sie versuchte, mit ihren Augen zu lächeln.

„Eilie. Mein Engel“, sagte er noch ganz verschlafen, richtete sich auf und nahm ihre Hand. Er hielt sie ganz fest und drückte sie ein wenig. Dann fuhr er ihr durch das Haar. Es fühlte sich gut an.

„Papa...“, versuchte sie zu sprechen, doch sie krächzte eher.

„Was ist... passiert?“

Manai hielt weiter ihre Hand und sah ihr ins Gesicht.

„Schlaf erst noch. Morgen werde ich dir alles erzählen.“

Eilie war unglaublich müde, so nahm sie das Angebot ihres Vaters gerne an und schloss noch einmal die Augen. In ihrem Traum sah sie das geflügelte Wesen, sie sah Michael, wie er vor ihr stand und hörte immer wieder den gedämpften Schuss, der ihr so viele Schmerzen zugefügt hatte.

Als sie wieder aufwachte, war es bereits heller Tag. Das Zimmer war kühl und unfreundlich. Die Wände und Decke waren weiß, am Boden lag grüner PVC-Boden aus,

die weißen Instrumente mit ihren bunten Lämpchen piepten und surrten um sie herum. Draußen schien die Sonne, die satt mit Blättern bewachsenen Bäume wiegten sich im Wind.

Manai kam erst einige Minuten, nachdem sie aufgewacht war, in das Zimmer. Er hatte eine Tasse in der Hand.

„Die Ärzte sagen, du kannst trinken. Ich habe Kakao mitgebracht. Willst du kosten?“

Eilie nickte, ihr Vater drückte einen Knopf und das Kopfteil ihres Bettes surrte nach oben. Er hielt ihr die Tasse an den Mund und sie versuchte, etwas von dem Getränk zu trinken. Der Geschmack war wundervoll süß und schokoladig, doch der Kakao war schon fast wieder kalt. Er hatte ihn wohl von zu Hause mitgebracht.

„Er ist wunderbar“, sagte Eilie während sie sich ein Lächeln abrang, auch wenn ihre Schulter fürchterlich weh tat. Sie verzog das Gesicht, als sie versuchte, sich aufzurichten.

Manai lächelte.

„Geht es dir besser? du hast drei Tage lang geschlafen.“

Er musste sich solche Sorgen gemacht haben.

„Ja, ich fühle mich einigermaßen gut... glaube ich.“

Manai sah sie nun ernster an.

„Woran kannst du dich erinnern?“

Eilie dachte nach.

„Es ist... ich weiß es nicht.“

Ihr Vater sah etwas enttäuscht aus, so zwang sie sich, einen klaren Gedanken zu fassen, auch wenn ihr Kopf dabei schmerzhaft pochte.

„Nun, plötzlich standen diese zwei Männer in Michaels Zimmer und bedrohten ihn... Er habe etwas, was ihnen gehöre. Dann schoss einer der Männer auf mich...“

Sie atmete kurz durch. Manai ergriff ihre Hand.

„... und ich kann mich nicht mehr genau erinnern, was danach geschah.“

Sie krallte sich mit ihrer freien Hand in ihre Bettdecke. Nun wurde ihr klar, was sie getan hatte. Ihr Vater musste sehen, wie sie bei dem Mann übernachtet hatte, den er so verabscheute. Nein, nicht nur das. Er sah seine Tochter auch noch verletzt, angeschossen. Eilie hatte Manai schon wieder so verletzt.

„Es... es tut mir leid, Papa“.

Doch Manai lächelte nur und streichelte ihre Wange.

„Du bist wohlauf, mein Engel. Es ist alles gut.“

„Erzähl mir bitte, was du nach dem Schuss noch weißt.“

„Warum fragst du, Papa?“

Sie wusste nicht, ob sie ihm sagen sollte, woran sie sich erinnerte. Doch warum sollte sie ihren Vater anlügen?

„Ich meine... mich an ein geflügeltes Wesen zu erinnern. Eine unheimliche Gestalt, schwarz und weiß. Ich glaube... sie hat die Männer...“

Es fiel ihr schwer, darüber zu sprechen.

„Ist schon gut“, beruhigte Manai sie.

„Weißt du, ich jage seit Jahren solchen Wesen nach. Ich hatte nur noch nie eines gesehen. Bisher gibt es nur Gerüchte, dass solche Gestalten immer wieder auftauchen.“

Eilie war erstaunt. Sie hätte nie gedacht, dass sich ihr Vater für so etwas interessiert.

„Überrascht?“, fragte er sie.

„Ja... warum...?“

Manai lächelte und sah zu Boden, seine Backen wurden rot.

„Nachdem du weg warst, habe ich nach einer Beschäftigung gesucht. Ich fand dieses Thema sehr interessant und habe mich mit dem Auftreten der Flügelwesen beschäftigt. Es gibt viele Spinner in diesem Bereich, aber es war eine Abwechslung. Und schlussendlich habe ich bei den Nachforschungen auch Rosalia kennen gelernt.“

Eilie musste nun selbst lächeln, doch sofort wurde sie wieder ernst.

„Aber... was ist denn danach passiert? Also, nachdem der Schuss gefallen war.“

Manai sah sie an, seine Augen waren glasisch.

„Wir wissen es nicht. Ich dachte, du hättest dich vielleicht an mehr erinnern können...“

Er hielt kurz inne.

„Lass bitte ab von Michael“, sagte er mit ernster Miene.
„Er tut dir nicht gut.“

Eilie schwieg. Michael war noch nicht bei ihr gewesen, sie hatte ihn nicht gesehen. Eilie war alleine in dem Krankenzimmer. Ihr Vater blieb noch eine Weile bei ihr, brachte ihr das Mittagessen, und verabschiedete sich nachmittags. Er habe noch etwas zu erledigen, meinte er.

Eilie fuhr das Oberteil ihres Betts wieder herunter und drehte sich um, sodass sie das Fenster ihres Krankenzimmers ansehen konnte.

Sie atmete tief durch und schloss die Augen, Eilie war immer noch so müde.

14 Michael | Ein neuer Auftrag

Er musste wohl eingeschlafen sein. Noch während der Fahrt, als ihn Rosalia ins Krankenhaus begleitete, nahmen die Schmerzen überhand. Das Atmen fiel ihm schwer, er hatte das Gefühl, sein Kopf würde nicht mehr ordentlich auf dem Körper sitzen.

In der Notaufnahme angekommen, gaben ihm die Ärzte sofort ein starkes Schmerzmittel und legten ihm eine Halskrause an. Als die Medikamente zu wirken begannen, wurde Michael müde.

Wie lange er geschlafen hatte, wusste er nicht. Michael rieb sich die Augen und sah sich um. Er lag in einem Nachthemd unter einer Decke. Er musste demnach schon eine ganze Weile hier sein.

Einen kurzen Moment, nachdem er aufgewacht war, öffnete sich die Tür seines Zimmers. Eine Frau trat ein. Sie trug ein strenges, anthrazitfarbenes Kostüm, ihre blonden Haare waren zu einem einfachen Zopf zusammengebunden. Ihr Gesicht zierte eine Brille mit einem dicken schwarzen Rahmen, an der Brusttasche trug sie einen Besucherausweis. Sie musste wohl Mitte Dreißig gewesen sein. Ohne zu Fragen setzte sie sich auf den Besucherhocker, der neben seinem Bett stand.

„Michael Sunderland?“

Ihr Ton gefiel ihm nicht.

„Anwesend. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Annika Steinberger. Kriminalpolizei Tauberburg.“

Michael erinnerte sich. In seinem Haus waren Menschen gestorben. Schlagartig wurde ihm bewusst, in welcher Situation er sich befand. Sicherlich würde ihm niemand glauben, wenn er von einem geflügelten Wesen erzählen würde, das ihn zuerst gerettet haben soll und dann töten wollte.

„Es geht um die Leichen in Ihrem Haus. Kannten Sie die Herren?“

Michael versuchte, den Kopf zu schütteln. Als ihm das nicht gelang, antwortete er kurz.

„Nein.“

„Das macht es uns nicht leichter, die Hintergründe der Tat herauszufinden“, kommentierte sie kurz.

„Kann ich Sie befragen, Herr Sunderland?“

Michael konnte noch nicht ganz klar denken, doch er fühlte sich gut genug, um ihr zu antworten. Je schneller alles vorbei war, desto besser. Er konnte sich ohnehin vorstellen, wohin dieses Gespräch führen würde. Und der Gedanke daran gefiel ihm nicht.

Er nickte. Zumindest zu dieser Geste war er noch in der Lage.

„Ja, Sie können.“

Annika zog einen Notizblock aus ihrer Tasche und einen Stift. Sie sah ihn an, ihr Blick war weiterhin ernst und kühl.

„Ist es richtig, dass die Herren Schwarzer und Pietracorte in Ihr Haus eingedrungen sind, ihre Freundin angeschossen haben und damit drohten, Sie beide und Ihren Sohn zu töten?“

Michael war erstaunt.

„J... ja, wenn das ihre Namen waren“, stotterte er.

„Gut.“

Annika machte sich einige Notizen in ihrem Block.

„Können Sie uns eine genaue Beschreibung des Überfalls geben?“

Jetzt war guter Rat teuer, dachte sich Michael. Es hing viel davon ab, wie er jetzt antwortete.

„Nun, Eilie und ich schliefen, als die Türe aufgebrochen wurde. Der kleinere Mann wies den Attentäter an, meine Freundin anzuschießen, woraufhin ich mich vor ihn stellte. Danach... kann ich mich nicht mehr genau erinnern, was geschah.“

Das war zumindest nicht vollständig gelogen. Dennoch erschien es ihm auf eine seltsame Weise falsch, über diesen einen Moment so lügen zu müssen. Er fühlte sich

nicht schlecht, weil er gerade eine Polizistin anlog, nein, es war, als würde er Eilie verraten.

Annika jedoch notierte nur, ohne etwas zu kommentieren.

„Nun, Herr Sunderland, das reicht vorerst. Wir haben zwei Zeugen, die angeben, Ihnen Nothilfe geleistet zu haben. Wir müssen ermitteln, ob der Tod der beiden Herren notwendig und angemessen war, vorerst reicht die Beweislage allerdings nicht aus, um jemand zu verhaften. Wie auch schon den Herren Weber und Frau Goldmann zuvor muss ich Sie aber darauf hinweisen, dass Sie bis zum Abschluss der Ermittlungen für uns zur Verfügung stehen müssen.“

Sie stand auf und sah auf Michael hinab.

„Haben Sie noch Fragen?“

Dieser Moment überforderte Michael. Er schüttelte den Kopf. Den Schmerz, welchen die Bewegung hervorrief, versuchte er so gut es ging zu verbergen. Annika stand auf und wollte daraufhin ohne ein weiteres Wort den Raum verlassen.

„Halt, warten Sie!“, rief er ihr nach. Annika drehte sich um.

„Ja, was gibt es?“

„Mein Sohn... geht es ihm gut?“

„Die Freundin von Herrn Weber kümmert sich um ihn. Noch etwas?“

Michael konnte diese Frau wirklich nicht leiden. Doch er wollte wissen, was die Polizei bereits wusste.

„Können Sie mir etwas zum Stand der Ermittlungen sagen? Weiß man, warum diese Attentäter bei mir waren?“

„Nein. Wir konnten sie ja gerade einmal identifizieren.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer und schloss die Türe.

Michael legte den Kopf zurück auf das Kissen. Langsam kam ihm alles so unwirklich vor. Er schloss die Augen, doch schon in diesem Moment hörte er erneut das Knarzen seiner Zimmertüre. Annika musste wohl wiedergekommen sein. Mühsam rappelte Michael sich wieder hoch und bereitete sich auf eine erneute Befragung vor.

Doch vor ihm stand nicht Annika. Vor ihm stand Manai, Eilies Vater. Sein Blick war finster, so sah er Michael immer an.

„Wir haben dir ein Alibi verschafft. Wir haben angegeben, zu Hilfe gekommen zu sein, als wir nach meiner Tochter gesucht hatten.“

Manai setzte sich ebenfalls auf den Besucherhocker. Er stützte sich auf dem Bett auf und sah Michael tief in die Augen.

„Du tauchst in ihrem Leben auf und schon ist wieder irgendetwas Schlimmes geschehen.“

Er stand wieder auf und ging an das Fenster des Raumes, er sah dem regen Treiben im Innenhof des Krankenhauses zu und schwieg einen Moment. Ohne Michael anzusehen, fuhr er fort.

„Ich kann dir nicht verzeihen, was du ihr angetan hast und offensichtlich immer wieder antust. Lass ab von Eilie.“

Manai drehte sich um und sah Michael wieder in die Augen. Michael fühlte sich schlecht. Erbärmlich. Manai hatte Recht, immer wieder musste Eilie seinetwegen leiden. Er spürte einen Kloß im Hals, die Hitze stieg ihm zu Kopf. Das tat wirklich weh.

„Es tut... mir unendlich leid.“

Manai schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

„Weißt du überhaupt, was geschehen ist?“

„N... nein“. Er log. Doch wie sollte er Manai die ganze Wahrheit erzählen? Das konnte er nicht.

„Ich kann dir nicht verzeihen“, sagte Manai ruhig. "Aber ich sehe, dass du dich geändert hast. Du scheinst dich gut um dein Kind zu kümmern.“

Mick! Manais Freundin kümmerte sich ja um ihn.

„Geht es ihm gut?“, entfuhr es Michael und Manai hatte einen Anflug von Schmunzeln in seinem Gesicht.

„Rosalia kümmert sich um ihn. Er ist wohlauf.“

Manai fuhr fort.

„Hör zu, Michael. Irgendetwas hast du an dir, was das Interesse dieses Flügelwesens weckt, auch wenn es dich scheinbar nur töten will. Aber du kannst mir helfen, herauszufinden, was diese Gestalt ist.“

Michael atmete tief durch. Er erinnerte sich gut an die Worte, die er in seinem Kopf gehört hatte.

„Du hast *Schlimmes* getan“.

Manai sah ihn an.

„Ich würde dich bitten, mir zu helfen. Bist du... dazu bereit?“

15 Viri | Umwege

„Muss das wirklich sein?“

Demeter lehnte sich an die Wand, verschränkte die Arme und sah Tesserakt gequält an.

„Die Übergriffe der Ikkos werden immer häufiger und du möchtest, dass wir einen Umweg von mehreren Tagen auf uns nehmen?“

Viri sah Demeter an. So hatte sie ihre Freundin noch nie erlebt, sie war ansonsten immer so geduldig und einfühlsam zu ihr, Tesserakt hingegen behandelte sie deutlich schroffer.

Und auch wenn Viri um jede Person glücklich war, die sie kennen lernen konnte, so musste sie sich eingestehen, dass von diesen Personen Tesserakt bisher derjenige war, den sie am wenigsten leiden konnte. Er war zu hektisch, zu neugierig und schwankte immer zwischen Ernsthaftigkeit und Albernheit.

Er schien ähnlich alt zu sein wie Demeter und auch er hatte eine verantwortungsvolle Rolle in dieser Welt. Er war Bürgermeister von Kreuzdorf und damit auch verantwortlich für das Umland um die Hauptstadt Cobalton.

„Gerade wegen der Übergriffe kann ich euch nicht direkt nach Cobalton gehen lassen!“, antwortete Tesserakt auf Demeters Frage.

„Auf der Straße nach Cobalton gibt es kein weiteres Dorf, sondern nur eine Wandererhütte. Und dort müsst ihr übernachten, da der Marsch in die Stadt an einem Tag nicht zu schaffen ist!“

An der Wand hing eine Karte. Viri saß ihr gegenüber, an einem kleinen runden Esstisch mit zwei Stühlen. Vor der Karte war ein hölzerner Schreibtisch aufgestellt, auf diesem Schreibtisch standen zwei Kerzenhalter mit jeweils drei beleuchteten Kerzen. Zusammen mit dem Kerzenleuchter, der in der Mitte des quadratischen Raumes von der edlen Holzdecke hing, wurde das Zimmer in ein angenehmes Licht getaucht.

Kreuzdorf selbst war nicht groß, neben der Straßenkreuzung, die dem Ort seinen Namen gab, standen nur eine Hand voll Häuser. Ein Krämerladen mit Bäckerei, das Bürgermeisterhaus, ein Gasthof und zwei Wohnhäuser.

Tesserakts Haus war nicht groß, zumindest nicht besonders repräsentativ für einen Bürgermeister. Es bestand aus zwei Stockwerken, wobei im oberen der Schlaf- und Wohnraum war, unten der Arbeitsbereich mit dem großen Schreibtisch.

Auf der Karte war die Welt rund. Viri konnte drei miteinander verbundene Inseln erkennen. Tesserakt ging auf die Karte zu und deutete auf einen Punkt im Zentrum der Karte.

„Hier, zwischen Kreuzdorf und Fyungo liegt die Ortschaft Mrotego, ungefähr einen Tagesmarsch von hier. Dort leben genügend Personen, um einen Angriff abwehren zu können. In der Wandererhütte wärt ihr auf euch alleine gestellt. Und von Fyungo aus könnt ihr den Zug nach Cobalton nehmen.“

Demeter schloss die Augen.

„Ich kenne unser Land, vielen Dank für die Aufklärung. Dennoch sind es so viele Tage und wer weiß, vielleicht werden wir ja nicht angegriffen, wenn wir in der Hütte auf dem Weg nach Cobalton übernachten...“

Sie hielt einen Moment inne.

„Ach, was rede ich mir ein? Du hast Recht. Der direkte Weg ist mittlerweile zu gefährlich. Wir müssen die Straße nach Fyungo nehmen.“

Viri sah die beiden an. Demeter und Tesserakt schwiegen sich an. Dass es in dieser Welt Züge oder eine Eisenbahn gab, wusste sie nicht. Sie traute sich aber nicht zu fragen, was das für eine Verbindung war, sie wollte sich nicht schon wieder als Außenseiter fühlen.

Tesserakt ließ im Gästehaus von Kreuzdorf ein Zimmer für Demeter und Viri bereiten und als die beiden sich am frühen nächsten Morgen zum Frühstück trafen, wartete der junge Bürgermeister bereits.

Demeter sah ihn zweifelnd an.

„Du willst uns begleiten?“

Tesserakt nickte und setzte sich zu den beiden.

„Wenn du schon jemanden einfach so ins Vertrauen schließt und meinst, sie wäre wichtig für unsere Welt, dann will ich auch sehen, ob das stimmt.“

Als sowohl Demeter als auch Viri schwiegen, lächelte er.

„Ihr beide seid viel zu ernst! Ich begleite euch der Sicherheit wegen!“

Viri war sich nicht so sicher, ob das wirklich die Wahrheit war.

Nach dem kurzen Frühstück brachen die Drei auf. Die gepflasterte Straße aus Kirliia wurde sowohl nach Süden als auch nach Norden breiter, nach Norden würde der Weg direkt in die Hauptstadt führen. Die Gruppe ging den Weg nach Süden.

Rund um Kreuzdorf war das Land flach und grün, in den Weiden trieben Schäfer ihre Tiere durch das hohe Gras, Bauern kümmerten sich um ihre Felder.

Doch schon nach wenigen Stunden veränderte sich das Land. Vor Viri erhob sich eine mächtige Hügelkette - nein, es waren schon vielmehr Berge. Die Straße hingegen schlängelte sich nicht die Anhöhen empor, sondern führte in einen Tunnel. Der Tunnel war dunkel, aus diesem Grund stand davor ein kleines Häuschen, in

dem Fackeln für den Durchmarsch gekauft werden konnten.

Der Tunnel selbst war zwar finster, aber nicht besonders lang. Dadurch, dass die Wanderer immer mit offenem Feuer hindurch marschierten, waren die Wände schwarz vor Ruß. Es stank unangenehm nach altem Öl.

Am Ende des Tunnels eröffnete sich ein dichter Wald, der in einer tiefen Schlucht lag. Die meiste Zeit bestand die Straße, die immer noch südwärts führte, aus Brücken und die Gruppe wanderte oberhalb der Baumwipfel. Es war ein schöner, erhabener Ausblick.

Viri war auf einer Höhe mit den Vögeln, die in den Bäumen nach Insekten jagten, sie konnte bis tief in die Schluchten sehen, an deren tiefsten Stellen sich ein glitzernder, klarer Gebirgsbach den Weg bahnte. An den Ufern des Baches waren breite Sandbänke aufgeschüttet, ab und an konnte sie Hirsche oder Rehe beim Trinken beobachten.

„Die Straße ist wunderbar hier, nicht wahr?“

Viri hatte gar nicht bemerkt, dass Demeter neben ihr wanderte. Sie nickte.

Tesserakt lief neben den beiden jungen Frauen und schien mit sich und der Welt zufrieden zu sein. Er war zwar schrecklich neugierig, aber auch genauso oft gut gelaunt und leicht zu begeistern. Langsam begann Viri, auch ihn zu mögen.

Am Abend erreichten sie Mrotego. Der kleine Ort war kaum größer als Kreuzdorf, aber viel schöner gelegen. Die Holzhäuser klammerten sich am Berg fest, die schmale Dorfstraße führte entlang der Schlucht. Zu den tiefer gelegenen Häusern führten kleine Holztreppe und Stege.

Auch hier blieb die Gruppe im Gasthof über Nacht. Und wie Tesserakt es vorhergesehen hatte, wurde Viri aus ihrem Schlaf gerissen. Demeter stand neben ihr.

„Komm schnell. Es sind Ikkos.“

Viri rannte hinaus. Die Wesen waren überall, sie schlichen um die Häuser und versuchten, hineinzukommen. Viri sah sich wieder um, doch diesmal gab es keine Harke oder ein anderes Werkzeug, das sie nehmen konnte.

„Hier!“

Tesserakt stand hinter ihr und reichte ihr etwas, das aussah wie ein Stab. Es war nur ein Holzstock, aber an seinen Enden hatte er massive Metallbeschläge. Er lag schwer in ihren Händen.

„Mit diesen Stäben haben wir die besten Erfahrungen gemacht, um mit diesen Wolkendingern fertig zu werden.“

Er wirkte ernst und bestimmt, aber seine Stimme bebte. Viri empfand Mitgefühl - Tesserakt hatte Angst.

Sie nahm ihren Stab und lief auf das erste der Wesen zu.

Mit einem geschickten Schlag fuhr sie ihre Waffe durch das Ikko, es löste sich in einer Rauchwolke auf.

Da war es wieder, das Gefühl, schon viele tausende Schlachten geschlagen zu haben.

Bilder traten vor ihr inneres Auge.

Sie hatte einst Grigorij Ardankin getötet. Nein, sie hatte gegen ihn gekämpft. Er hatte ihren Manai entführt. Doch letztendlich hatte er sie im Kampf überlisten können und war kurz davor, sie zu töten. Manai hatte sich für sie geopfert und Ardankin geschlagen, doch dabei war er selbst gestorben. Er hatte in die andere Welt überführt werden müssen und Viri ist ihm gefolgt.

Während sie über ihre Vergangenheit sinnierte, lief sie von Ikko zu Ikko und zerbarst die dunklen Kreaturen mit geschickten Hieben. Sie wollte gerade darüber nachdenken, wohin sie Manai gefolgt war, als sie ein Schrei aus ihren Gedanken riss.

Viri fuhr herum und sah, dass die Tür eines Hauses offenstand. Irgendjemand musste sie in aller Hektik offengelassen haben. Sie lief sofort hinein und musste sich beinahe wieder umdrehen, so erschrocken war sie vom Anblick, der sich ihr bot. Ein Ikko klammerte am Rücken einer jungen Frau, ihre Kleidung war zerfetzt, ihre Haut tief aufgerissen und verbrannt. Sie beugte sich nach vorne und kniete auf dem Boden. Viri zog mit ihrem

Stab knapp über der Frau vorbei und entriss sie dem Griff des Ikkos.

Doch es war zu spät. Die Wunden waren offen, Rücken und Hinterkopf der jungen Frau waren völlig verbrannt, man konnte schon die Knochen erkennen. Sie atmete anfangs noch schwer, dann schwieg sie. Viri versuchte, die Frau anzuheben, doch sie war in ihrem Tod völlig verkrampft.

Demeter kam hinzu und drehte sich wie Viri erst einmal wieder hinaus.

Zusammen hoben sie die Frau an, um sie aus ihrer ungünstigen Lage zu befreien und sie würdevoll aufzubahren. Doch während sie den Körper umfassten, sahen Viri und Demeter das Kind, welches die Frau geschützt hatte. Es war noch kein Jahr alt und doch war es so verängstigt, dass es nicht einmal weinte.

Demeter und Tesserakt legten die tote Frau auf den Tisch der kleinen Küche, während Viri das Kind wiegte und beruhigend auf es einredete. Nach einer Weile begann es schließlich, fürchterlich zu weinen.

„Wir müssen es... zum Ortsältesten bringen“, sagte Demeter. Ihre Augen waren feucht.

„Das war das erste Mal, dass ich gesehen habe, wie ein Ikko jemanden tötet“, fügte sie hinzu.

Viri schwieg. Diese Welt hatte soeben einen Teil ihrer Schönheit verloren.

16 Michael | Gruppentreffen

Er stützte seine Ellenbogen auf dem Tisch ab und legte seinen Kopf in die Handflächen, sodass der Kopf stabil fixiert lag. Michael war schrecklich gelangweilt.

Manai sprach kaum ein Wort mit ihm und Eilie durfte er nicht sehen. Mit ihr reden oder ihr über das Handy schreiben war ihm schon gar nicht erlaubt, seit er das Krankenhaus verlassen hatte.

Doch an diesem Abend saß sie ihm gegenüber an einem großen Tisch. Michael konnte sie ein paar Mal anlächeln, als Manai gerade nicht da war, und Eilie lächelte jedes Mal schüchtern zurück.

Neben ihm, Eilie und Manai waren noch die anderen Mitglieder der sogenannten Paranorm-Gruppe beisammen. Es war ein bunter Haufen, Michael sah sie als Gruppe von Nerds, die sich über ein sehr spezielles Thema unterhielten.

Noch wenige Wochen zuvor hätte er solche Personen belächelt, doch nun hatte er selbst ein geflügeltes Irgendetwas gesehen und wäre von diesem Ding beinahe getötet worden. Diese Leute waren also ernster zu nehmen als sich Michael das eingestehen mochte.

Er versuchte sich die Namen der sieben Personen einzuprägen, nachdem sie ihm vorgestellt worden waren, doch schon bei der dritten Vorstellung hatte er den

ersten Namen wieder vergessen. Er versuchte deshalb, sich lieber nur auf Rosalia, Manai und natürlich Eilie zu konzentrieren - er musste sich eingestehen, dass er Eilie wirklich liebte. Seit dem Tag, an dem sie sich wieder getroffen hatten, waren die Gefühle so groß und überwältigend intensiv wie früher gewesen. Und dennoch hatte er sie wieder in Gefahr gebracht, er war ein Risiko für seine große Liebe. Dieser Gedanke versetzte ihm einen Stich ins Herz.

Manai sah so ernst und verbittert aus. Michael konnte sich nicht vorstellen, dass dieser Mann überhaupt einmal gelacht haben konnte. Trotzdem hatte er eine Freundin.

Überhaupt, diese Rosalia passte auf den ersten Blick nicht zu Manai. Sie schien nicht viel älter zu sein als Michael selbst, sie war offen zu den Menschen und lachte viel. Dabei war sie unprätentiös. Ihre Haare waren relativ kurz in einer Art lockerem Pagenschnitt geschnitten, sie waren blondiert. Meistens trug sie eher praktische Kleidung, an diesem Abend bestand ihre Garderobe aus einer hellen, weiten Hose mit vielen Taschen und einem dunklen Rollkragenpullover.

Sie schmiegte sich ständig an Manai, dieser Mann musste also durchaus eine liebenswerte Seite haben.

Rosalia bemerkte, wie er sie musterte und lächelte. Michael fühlte sich ertappt und sah wieder ziellos im Raum herum.

„Michael, es ist schön, dass du heute bei uns bist“, eröffnete sie das Wort und sofort schwiegen die anderen Personen.

Michael nickte höflich allen zu. Die Namen der Personen, die ihm vorgestellt wurden, hatte er mittlerweile alle vergessen.

Er berichtete der Gruppe, was er gesehen hatte und wie ihn das Flügelwesen mit seinen Klauen berührt hatte. Er erzählte auch, dass er eine Stimme in seinem Kopf hörte. Und da diese Leute die einzigen Personen waren, denen er in diesem Moment vertrauen konnte, berichtete er auch davon, was sie ihm in die Gedanken gesprochen hatte.

„Du hast Schlimmes getan.“

„Was könnte das Wesen damit gemeint haben?“, fragte ein älterer Herr, der am langen Tisch zur Rechten von Michael saß. Das musste wohl der Hausherr sein. Er wirkte wohl situiert, das Haus war alt und groß und hatte diesen großen Besprechungsraum mit dem antiken, schweren Tisch in der Mitte.

Rund um den länglichen Tisch standen dick gepolsterte Stühle, an den Wänden hingen Jagdtrophäen. Zu beiden Seiten des Raumes waren hohe Fenster, doch es war schon spät, sodass ein Kronleuchter mit elektrischen Kerzen den Raum beleuchtete. Die Atmosphäre des Zimmers passte zu diesem verschwörerischen Treffen.

Michael konnte die Überlegungen des alten Mannes schnell beenden.

„Ich habe keine lupenreine Vergangenheit. Ich hatte Probleme mit Drogen und war in einige zwielichtige Geschäfte verwickelt“, sagte er offen heraus. Die Gruppe sah ihn überrascht an, auch Manai hob eine Augenbraue. Mit so viel Offenheit hatte er wohl nicht gerechnet. Michael wertete das als kleinen Triumph für sich.

Glücklicherweise wusste Manai nicht, dass Mick ein entführtes Kind war. Michael war klar, dass sich das geflügelte Wesen darauf bezog. Auf die Entführung und die vielen Toten in Rumänien, die er zu verantworten hätte.

Er hatte Schlimmes getan. Doch nun konnte er nur noch sein Bestes geben, um für die Zukunft sich und seinem Sohn ein besseres Leben zu bieten. Und dazu gehörte es auch, mit diesen Leuten zusammen herauszufinden, was das Monster war.

„Nun“, begann ein junges Mädchen in die Gruppe hinein zu sprechen.

„Es scheint sich um eine Art Racheengel zu handeln. Es tötete die Männer, die euch überfallen hatten und wollte auch dich richten.“

Das Mädchen konnte noch nicht volljährig sein. Sie war zwar schon kein Kind mehr, aber auch noch weit davon entfernt, eine Frau zu sein. Ihr Gesicht war von Akne

gezeichnet. Michael fand das schade, ansonsten wäre sie eine hübsche junge Frau gewesen. Sie rieb sich das Kinn und sah zu ihm hinüber.

„Wenn man der Logik folgt, müsstest du aber ein schweres Verbrechen begangen haben. Racheengel greifen Menschen nicht leichtfertig an. Zumindest der Theorie nach.“

Michael wurde heiß. Er versuchte, nach außen ruhig zu wirken und zuckte mit den Schultern.

„Mir wäre kein solches Verbrechen bekannt. Aber ich habe früher für dieselbe Organisation gearbeitet wie die toten Männer.“

„Es könnte natürlich auch sein“, fuhr sie grübelnd fort, „dass du durch deine Mitgliedschaft in dieser Organisation für dieses Wesen gleichermaßen schuldig bist.“

Ihre Augen leuchteten vor Begeisterung.

„Das würde bedeuten, dass es in der Lage ist, komplexe Zusammenhänge zu verstehen!“

Michaels Sitznachbar versuchte sie mit einer Handbewegung zu beschwichtigen.

„Chloe, du gehst zu weit. Wir wissen noch gar nichts. Außer dass dieser Herr und diese Dame ein offenbar nicht menschliches Wesen gesehen haben. Wir sollten die Chance nutzen, vielleicht einen weiteren Kontakt

aufzubauen. Aber wir dürfen die Gesundheit von niemandem riskieren.“

Rosalia erhob die Stimme und sah Michael an.

„Michael, wir möchten gerne, dass du noch eine Nacht bei dir zu Hause verbringst.“

„Das Haus ist von der Polizei versiegelt“, warf Michael ein. Seit einigen Tagen wohnte er in einer Pension in Tauberburg, da die Polizei sein Haus noch nicht frei gegeben hatte. An den Türen klebten gelbe Zettel mit der Aufschrift, dass die Polizeisiegel nicht zu brechen waren.

Rosalia lächelte nur.

„Wo kein Kläger, da kein Richter. Wir werden nicht petzen.“ Sie atmete kurz durch.

„Du solltest dich nur in diesem Haus aufhalten. Wir vermuten, dass das Wesen noch einmal zurückkommt. Sollte es sich um einen Racheengel handeln, wird sie ihre Aufgabe erledigen wollen. Wir stehen bereit, das letzte Mal ist sie auch geflohen, als sie uns gesehen hat. Wärest du bereit, das für uns zu tun?“

Alle sieben Personen der Paranorm-Gruppe sahen ihn neugierig an. Michael konnte nicht verstehen, wie diese Idee sinnvoll sein konnte. Er sah das Wesen mit eigenen Augen davonfliegen.

„Ich bezweifle, dass dieser Plan Erfolg haben wird“, antwortete er daher auch wahrheitsgemäß. Aber welche

Optionen blieben ihm sonst schon, dachte er sich verbittert.

„Trotzdem... ich mach's. Gleich morgen?“

Rosalia lächelte und nickte.

„Ja, gleich morgen! Je schneller, desto besser!“

17 Michael | Neue Ziele

Die Leute von Paranorm hatten wirklich einiges auf den Kasten, das musste er sich eingestehen. Zusammen mit Rosalia, Manai und der jungen Chloe stand er am Hintereingang seines Hauses und bewunderte, wie sorgsam die beiden Frauen das Polizeisiegel entfernten, ohne es zu beschädigen. Das hätte er selbst in seinen besten Zeiten nicht gekonnt.

Mick hatte er bei dem alten Herrn gelassen, der sich als Großvater der jungen Frau herausstellte. Er hatte sie als Waise aufgezogen und war froh, dass er sich wieder um ein Kind kümmern konnte, nun da Chloe fast erwachsen war.

Nach einer kurzen Weile war das Siegel entfernt. Michael nahm den Schlüssel der Hintertür und trat ein. Beim Hineingehen berührte ihn Rosalia an der Schulter und flüsterte ihm zu.

„Wir warten in der Hecke. Schrei, wenn du uns brauchst.“

Wenn er denn noch schreien konnte. Sein Hals tat immer noch weh, auch wenn der Überfall schon einige Tage zurücklag.

Es war dunkel im Haus. Er ging die Stufen hinauf, um sich über den Zustand des Schlafzimmers einen Überblick zu verschaffen. In den Tagen zuvor hatte es

öfter gewittert und Michael befürchtete, dass das Zimmer dadurch noch mehr als ohnehin schon beschädigt war, er hatte ja schließlich noch nicht mit den Renovierungsarbeiten beginnen können – die Ereignisse hatten sich viel zu schnell überschlagen.

Er blieb vor der Tür stehen und betrachtete das ausgeschlagene Schloss, das Julian und Francesco beim Eintreten der Tür zerstört hatten.

Doch was war schon ein kaputtes Schloss für zwei Menschenleben? Links von der Türe waren dunkle Flecken zu sehen, dort, wo die beiden Männer gestorben waren. Grobe weiße Umrisse zeigten, wo sie lagen.

Auch das Bett war noch nicht gewechselt worden, auf der linken Seite war noch Eilies Blutfleck zu sehen.

„Wer hätte es auch wechseln sollen?“

Das Fenster war mit Folie verklebt. Michael war froh darüber, auch wenn die Reparatur wohl eher deswegen vorgenommen wurde, um die Spuren nicht zu verwischen. Dass Regenwasser das Innere des Raumes nicht beschädigen sollte, war für die Polizei sicherlich zweitrangig. Michael jedoch wollte irgendwann in diesem Haus eine Zukunft für sich und seinen ‚Sohn‘ aufbauen, ihm war der Zustand des Gebäudes sehr wichtig.

Von den Spuren des Verbrechens abgesehen war das Schlafzimmer allerdings leer. Michael sah sich noch einmal in dem Zimmer um und verließ es wieder. Er

fühlte sich traurig, das war alles so unnötig gewesen. Niemand hätte sterben müssen.

Er ging in das Wohnzimmer und schaltete das Licht ein. Es sprach nichts dagegen, das Flügelmonster würde sich davon nicht abhalten lassen und von der Polizei war auch niemand mehr hier gewesen, nachdem das Haus versiegelt wurde.

„Hm“, murmelte er, bevor er sich auf das Sofa setzen wollte. Wenn er schon hier war, könnte er genauso gut bei einem Kaffee warten, ob irgendetwas passiert. Die Nacht würde sicherlich ohnehin länger werden. Manai und Rosalia erwarteten, dass er sich zumindest bemühte und auch wirklich darauf wartete, dass das Wesen wiederkam.

Er trottete vom Wohnzimmer hinüber in die Küche und stellte sich an die Kaffeemaschine. Aus dem Küchenschrank nahm er einen Filter und wollte gerade Kaffeepulver aus der Metalldose nehmen, als er feststellte, dass diese leer war. Da Michael viel Kaffee trank, hatte er immer eine Ersatzpackung in der kleinen Speisekammer, die gegenüber dem Küchenschrank lag.

Michael drehte sich um und wurde von zwei gelben, glänzenden Augen angesehen.

Sie stand ruhig vor der Türe der Speisekammer und starrte ihn nur an. Ihr Oberkörper hob sich langsam auf und ab. Atem. Es war ein wahrhaft echtes Lebewesen.

Die Klauenhände hingen schlaff herab, doch die Beine standen gespreizt da, die Schultern reckte sie nach oben. Ihr Kopf war ein Stück weit gesenkt, so sah sie ihn von unten an.

Michael war starr vor Schrecken. Was sollte er noch tun? Schreien? Er konnte es nicht.

Konnte er sich wirklich nur nicht bewegen, weil er so erschrocken war? Michael wollte loslaufen, hinaus aus diesem Haus, doch sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Er konnte sich kein Stück bewegen.

Das Monster streckte seine dicke, verwachsene Hand mit den langen Klauen aus und berührte ihn an der Schulter. Die Berührung war sanft, diesmal griff das Wesen nicht fest zu.

Gerade in diesem Moment hörte er wieder die Stimme in seinem Kopf. Offenbar konnte es nicht sprechen und kommunizierte über Berührung und redete in seinen Kopf hinein.

„Deine Vollstreckung wird warten.“

Michael wollte sprechen, doch auch hier gehorchte sein Körper nicht. Er konzentrierte sich und versuchte dem Wesen einen Gedanken zurückzusenden. Vielleicht konnte er so mit ihm kommunizieren.

„Warum wird sie warten? Ich habe doch... Schlimmes getan.“

Das war ehrlich und ein wenig sarkastisch zugleich. Michael war stolz darauf, in diesem Moment einen solchen Gedanken fassen zu können.

Scheinbar war auch das Wesen nicht darauf vorbereitet, einen formulierten Gedanken zu empfangen. Es blinzelte kurz.

„Du musst sie retten.“

„Wen?“

„Die Frau, die verletzt wurde.“

Eilie. Michael wollte aus seiner Haut fahren, doch er konnte nicht.

„Wo ist sie? Was ist mit ihr?“

Die Augen des Undings wurden schmaler, er erkannte Hass in diesem Blick.

„Die, für die du tätig warst, haben sie dir entrissen. Tue Buße für deine Sünden und gehe zu ihnen.“

Sie ließ ihn los und verließ das Haus durch die Hintertür. Sie fauchte kurz, alles was Michael dann noch hörte war das Schlagen ihrer Flügel, das Rascheln der Hecke und Fußtritte.

Manai, Rosalia und Chloe kamen herein, Michael war immer noch gelähmt. Erst als Rosalia ihn berührte, fiel er zusammen, erschöpft und verängstigt zugleich.

„Was hat sie gemacht?“, fragte Manai.

Nicht Manai. Nicht schon wieder. Michael war wirklich sein Unglücksbringer.

Michael stand unsicher auf und wankte zum Küchentisch, auf diesem stützte er sich ab.

„Eilie. Sie haben Eilie.“

„Wer?“, fauchte Manai ihn an.

„Die Organisation.“

18 Eilie | Gefangenschaft

„Haaaaahh!“

Eilie nahm einen tiefen Atemzug, als ihr die Mütze vom Gesicht gezogen wurde.

Wie oft, wenn sie alleine sein wollte, war sie kurz nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus in die Auenwälder in der Nähe von Tauberburg gegangen. Sie hatte sich bewusst für die andere Richtung als die entschieden, auf der sie Michael kennen gelernt hatte, doch auch dieser Weg brachte ihr kein Glück mehr.

Es war früher Nachmittag, als auf dem eigentlich für Autos gesperrten Weg plötzlich ein Wagen von hinten angerast kam. Eilie wollte schon zur Seite gehen, um das Auto vorbei zu lassen, doch aus der Limousine sprangen zwei muskelbepackte Männer. Einer hielt sie fest und fesselte sie, der andere zog ihr die Mütze über den Kopf. Danach wurde sie in den Kofferraum geworfen und irgendwohin gebracht.

Sie hatte sich nach Kräften gewehrt, doch die Männer waren stärker. Die beiden trugen Eilie in ein Gebäude, in dem ihr die Mütze schlussendlich abgenommen wurde. Die Gesichter der Männer waren hinter Masken versteckt, sodass sie diese nicht erkennen konnte.

Unter ihr war kalter Betonboden. Mühsam rappelte sie sich auf, ihr Rücken tat fürchterlich weh. Sie musste sich

etwas gezerzt haben, als sie sich gewehrt hatte. Und auch ihre Schussverletzung schmerzte noch.

Sie befand sich in einer Zelle. Es war ganz augenscheinlich eine aus einem alten Gefängnis. Die Wand vor ihr bestand aus Gitterstäben, die anderen Wände waren kalter, grauer Beton wie der Boden. In der einen Ecke stand eine übelriechende Toilette aus Aluminium, in der anderen Ecke hing ein schmales Bett an der Wand. Die Zelle hatte kein Fenster nach draußen.

Wo war sie hier schon wieder hineingeraten? Seitdem sie aus Frankreich wieder nach Hause gekommen war, lief ihr ganzes Leben aus dem Ruder. Nein, genau genommen begann alles durcheinander zu geraten, als Roboles sie bei ihren Ermittlungen erwischt hatte.

Eilie ging einige Schritte nach vorne zur vergitterten Wand und sah durch die Gitterstäbe hindurch. Ihr gegenüber tat sich eine weitere Reihe von Zellen auf, der Raum war mehrere Stockwerke hoch. Es schien außer ihr kein Mensch in diesem Gefängnis zu sein. Das war zu viel. Sie umklammerte zwei Gitterstäbe und ging auf den Knien zu Boden. Tränen liefen ihre Wangen hinunter, sie begann bitterlich zu weinen.

„Na das bringt dir jetzt auch nichts.“

Sie hatte ihn gar nicht bemerkt. Vor Eilie stand ein Mann im Anzug, ein etwas untersetzter Kerl, ungefähr Mitte dreißig, mit Glatze und glänzend blauen Augen. Sein

Blick war durchdringend, seinem Akzent nach kam er nicht aus der Gegend um Tauberburg.

„Wer sind Sie?“, fragte Eilie, während sie nur halbwegs erfolgreich ein Schluchzen unterdrücken konnte.

Er rollte arrogant mit den Augen.

„Namen sind doch Schall und Rauch. Ich bin Gerrit Schwarzer von der Organisation der Brennenden Welten.“

Brennende Welten? Die überhebliche Sprache dieses Mannes weckte den Stolz in ihr. Vor diesem Wicht würde sie sich nicht schwach zeigen. Eilie wischte sich die Tränen aus den Augen und stand auf. Wie sie vermutet hatte, war er einen halben Kopf kleiner als sie.

„Die Mafia?“, fragte sie. Der Mann winkte ab.

„So eine pauschale, banale Bezeichnung.“

Eben waren Namen noch Schall und Rauch gewesen. Sie hatte ihn zumindest ein bisschen getroffen. „Warum bin ich hier?“. Eilie fühlte sich von Minute zu Minute selbstbewusster.

„Wie du sicher weißt, Frau Weber, hat Dein Lebensgefährte etwas, das uns gehört. Bis wir das wiederhaben, behalten wir dich als Faustpfand.“

Eilie sagte nichts mehr, sondern schlug mit der Faust gegen die Gitterstäbe, dann drehte sie sich um und legte

sich auf das schmale Bett. Auch Schwarzer sprach kein Wort mehr, drehte sich um und ging. Eilie schloss die Augen.

Sie musste etwas eingenickt sein, denn als sie wieder aufsaß, stand eine weitere Person an ihrer Zelle. Es war eine junge Frau. Eilie rieb sich die Augen. Sie kannte diese Frau. Eine blonde, gutaussehende junge Dame, sehr streng gekleidet. Es war die Polizistin, die sie im Krankenhaus nach den Geschehnissen in Michaels Haus befragt hatte.

„Psst“, mahnte die Frau.

„Ich dürfte noch nicht hier sein. Annika Steinberger mein Name, Sie erinnern sich?“

Eilie nickte.

„Die Organisation wird von uns überwacht. Ich habe mich hier eingeschlichen. Wir werden zusehen, dass sowohl Sie als auch Ihr Freund aus dieser Situation wohlbehalten herauskommen. Bitte haben Sie noch etwas Geduld.“

Annika senkte den Kopf.

„Es tut mir leid, ich konnte die Entführung nicht verhindern. Aber ich werde darauf Acht geben, dass Ihnen nichts geschieht und Sie bald wieder nach Hause können.“

„Ist schon... in Ordnung“, sagte Eilie. Im Krankenhaus hatte sie die junge Frau viel strenger und kälter kennengelernt. Nun strahlte sie etwas Menschlichkeit aus. Annika sah ihr ins Gesicht, lächelte kurz und ging dann leise wieder. Für den Moment konnte Eilie wohl nichts mehr tun. Sie legte sich wieder zurück in die Liege.

„Bleib ruhig. Bleib ruhig. Bleib ruhig“, flüsterte sie sich selbst zu.

19 Manai | Männergespräche

Tauberburg war eine sehr kleine Stadt, es gab nicht viele Gasthäuser, Kneipen oder gar Bars. Verlorene Seelen gab es allerdings allenthalben, aus diesem Grund existierte auch hier ein Ort für diese Menschen. So wie es in den großen Städten versifft Viertel, gefährliche Straßenzüge und heruntergekommene Kneipen gab oder in kleinen Orten die Dorfschänke um zwei Uhr nachts für die Einsamen, die Schlaflosen, die Menschen mit Sorgen.

Die kleine Bar am Rande der Altstadt hieß ‚Space Cowboy‘, im Grunde war es nicht mehr als ein altes Gasthaus, das nach der Insolvenz in eine Kaschemme umgebaut worden war.

Es war finster da drin. Die Einrichtung bestand aus dunklen Hölzern, der Boden war ebenfalls aus Holz, die Wände mit Brettern vertäfelt, und in den wenigen Lampen leuchteten nur schwache Glühbirnen. Das Hellste im ganzen Raum war eine leuchtende Bierwerbung im Schaufenster, ein blinkendes ‚Geöffnet‘-Zeichen sowie ein alter Spielautomat in einer der Ecken der Bar, gleich neben einem Zigarettenautomaten. Die Fenster waren blind geworden, sodass das Licht der Straßenlaterne außerhalb auch nur gedimmt in den Raum scheinen konnte.

Manai dachte, dass er ihn hier finden würde. Er saß an der Bar, hatte eine Zigarette im Mund und ein Getränk

vor sich stehen. Zwar gab es seit gut einem halben Jahr ein Rauchverbot in öffentlichen Räumen, aber dieser Gastwirt scherte sich nicht darum. Außer Michael saß im hinteren Bereich des Gastraumes noch eine Gruppe älterer Männer. Diese spielten Karten und waren augenscheinlich schon sehr betrunken. Sie lallten und lachten über sich selbst.

Er beschloss, sich neben Michael zu setzen. Der alte, ungepflegte Barkeeper sah ihm in die Augen.

„Ein Bier bitte.“

„Welches?“

„Weizen.“

Michael sah zu Manai hinüber und senkte den Kopf.

„Wenn sie wieder frei ist... dann gehe ich.“

Der Barkeeper stellte Manai das Glas hin und er nahm einen Schluck von dem Getränk. Innerlich war er zerrissen vor Sorge, doch er hatte das Gefühl, dass er mit diesen Sorgen nicht alleine war. Es hatte keinen Sinn, in Panik zu verfallen. Und es hatte keinen Sinn, sich dem Hass hinzugeben. Eher war es wichtig, dass er sich mehr mit der Person auseinandersetzte, die seiner Tochter so wichtig war.

„Wohin?“

„Annika Steinberger hat mir das Zeugenschutzprogramm angeboten. Ich kann in die USA und dort mit Mick ein neues Leben beginnen, mit neuem Namen, neuer Identität.“

Auch wenn Manai es nur ungern zugeben wollte, in den letzten Tagen war ihm Michael sympathischer geworden. Er konnte nichts für das, was gerade geschah. In der Vergangenheit hatte er riesige Fehler begangen, doch seit er wieder in Tauberburg angekommen war, hatte er nichts falsch gemacht. Das Wesen suchte ihn zu Unrecht heim, Schuld hatten Michaels Geister der Vergangenheit.

„Ich habe gesehen, wie du mit deinem Sohn umgehst. Das ist... ehrenhaft.“

Michael nahm einen Schluck von seinem Getränk, stellte es hin und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Der Besitzer der Bar drehte sich um und hob die Augenbrauen, die alten Männer spielten weiter Karten.

„Das ist gar nicht ehrenhaft!“, sagte er mit Tränen in den Augen, während er Manai ins Gesicht sah.

„Mick habe ich doch auch nur, weil...“

„Pssschht.“

Manai hielt den Finger vor den Mund. Er wollte nicht wissen, wie Michael zu seinem Sohn gekommen war. Seine Beziehung war Vergangenheit, und diese sollte ruhen.

„Es zählt, wie du mit ihm umgehst. Er ist dein Sohn und du behandelst ihn so liebevoll wie ich einst Eilie.“

Der Gedanke an Eilie tat ihm weh.

„Ich habe gesehen, wie du hinausgegangen bist um ihn zu wickeln, ich habe gesehen, wie du ihm Fläschchen bereitet hast. Was immer du tust, du machst es mit Liebe. Das zählt.“

Michaels Augen waren weiterhin glasig.

„Was... trinkst du hier?“

Manai war nicht sehr danach, mit einem Betrunkenen zu sprechen. Auch wenn er davon ausgehen konnte, dass Michael sich in dieser Bar betrank.

„Nur Wasser. Ich habe lediglich einen Ort zum Alleinsein gesucht.“

Manai nahm Michaels Glas und roch daran. Es war wirklich nur Wasser.

„Hör zu, Manai. Was in der Vergangenheit geschehen ist, kann ich nicht mehr rückgängig machen, aber hier und jetzt... das bringe ich in Ordnung.“

Ich habe genaue Anweisungen von Frau Steinberger erhalten. Ich weiß, wann ich mich wo einfinden muss, dann kommt Eilie frei und dann werde ich verschwinden.“

Manai nahm noch einen Schluck von seinem Getränk.

„Was muss man tun, dass das Organisierte Verbrechen so hinter einem her ist?“

„Man muss sie um viel Geld bringen und ihnen Ärger bereiten. Aber das war für mich die einzige Möglichkeit, aus diesem Geschäft auszusteigen.“

„War es das?“, fragte Manai ruhig. Michael seufzte.

„Vermutlich nicht. Es war die einfachste Lösung.“

Es kostete ihn Überwindung, doch Manai berührte Michael auf der Schulter.

„Tu das, was du jetzt tun kannst, um sie zurückzubringen. Ich habe... Vertrauen in dich, dass du das schaffst. Du hast dich geändert.“

Er wollte Michael zumindest ein bisschen Mut machen, denn nichts war Manai wichtiger, als dass seine Tochter wohlbehalten zurückkam. Er konnte nicht noch eine geliebte Person verlieren. Michael sah ihn an und nickte schüchtern.

„Danke.“

„Bring mir Eilie zurück. Ich werde dafür mein Bestes geben, dass dir dieses Flügelwesen nicht mehr zu nahe kommt.“

„Wie willst du das machen?“, fragte Michael sichtlich überrascht.

Das wiederum konnte ihm Manai nun nicht erklären. Er versuchte, zu lächeln.

„Da vertraust du mir am besten.“

Bei diesem Satz beließ es dann auch Michael. Er wandte sich wieder seinem Wasser zu und saß gebeugt über dem Tresen auf dem Barhocker.

Die beiden Männer saßen noch eine ganze Weile schweigend in der Bar. Nachdem das Glas leer war, legte Manai das Geld für das Getränk auf den Tisch und stand auf.

„Gute Nacht, Michael. Gib mir Bescheid, sobald du etwas weißt.“

Michael sah ihn an, er wirkte unbeschreiblich müde.

„Okay. Gute Nacht.“

20 Viri | Die Stadt der Tapferen

Von Mrotego aus war der Weg nach Fyungo nicht mehr weit. Der dichte Wald lichtete sich bald und die Straße wurde breiter und mächtiger. Nach einer Weile war sie breit genug, dass auch zwei Kutschen nebeneinander fahren konnten.

Das Land indes wurde karger und trockener und wandelte sich vom dichten Wald langsam in eine trockene, sandige Steppe. Statt stolzer Bäume standen nunmehr nur noch trockene Büsche in der Landschaft, der Boden war karg und steinig. Das erinnerte Viri an ihre ursprüngliche Heimat. In Hel gab es außer dem Wald, in dem sie lebte, viel Wüstenland. Viri erinnerte sich auch an die Wüstenstadt, doch hier spürte sie wieder die negativen Gefühle und den Hass, den sie in Begleitung von Demeter und Tesserakt eigentlich beiseiteschieben wollte.

Während sie nachdachte, starrte Viri nur auf den Boden, auf die schier ewige Straße, die nicht enden wollte. Demeter stupste sie aus ihren Gedanken heraus.

„Da, schau!“

Vor der Gruppe erhob sich eine Stadt, so groß wie sie Viri hier in dieser Welt noch nie gesehen hatte. Kirليا war ein kleiner Ort der Bergarbeiter, Kreuzdorf und Mrotego konnten kaum Dörfer genannt werden. Doch Fyungo war

eine richtige Stadt. Eine Mauer umgab die Häuser, die steinernen Bauten ragten hoch in den Himmel, die Straßen waren zahlreich und mit Kopfsteinpflaster ausgelegt. Detailliert gearbeitete Laternen säumten die Wege, hier und da stand eine Sitzbank am Rand.

An den steinernen Häusern wuchsen Weinranken, und trotz der trockenen Umgebung fanden sich überall Springbrunnen und kleine Teiche, in den Gärten wuchsen mächtige Bäume.

Die Menschen starrten Viri wie üblich an und sie konnte es ihnen nicht mehr verdenken. Auch in Mrotego hatte sie keine andere Person mit Flügeln gesehen.

„Fyungo wurde über einer Quelle errichtet. Tief unter dem steinernen Sockel fließt Wasser“, erklärte Demeter Viris unausgesprochene Frage.

„Kommt, wir haben nicht viel Zeit“, drängte hingegen Tesserakt. Die beiden Frauen sahen sich an, Demeter rollte kurz mit den Augen und sie ließen ihn voran laufen.

Viri und Demeter mussten an einer Kreuzung stehen bleiben, da einige größere Kutschen auf der Querstraße fuhren. Aus den geschlossenen Kutschen klangen kreischende, gequälte Laute. Sie klangen wie die Schreie der Ikkos, die sich in ihr Gedächtnis eingebrannt hatten.

„Sind das...?“, stotterte Viri.

Demeter nickte.

„Fyungo ist stark und die Bevölkerung selbstbewusst. Sie haben es geschafft, einige Ikkos einzufangen und versuchen diese nun zu analysieren oder töten. Es gibt hier in der Stadt einige Menschen, die sich auf das Einsammeln spezialisiert haben.“

Einsammeln? Auch Viri war einst eine Sammlerin gewesen. Ihre Aufgabe war es gewesen, Menschen einzusammeln. Menschen, die in ihre Welt gekommen waren. Daran hatte sie sich bereits erinnert.

Auch die Menschen wurden damals in Wägen abgeführt. Sie wurden ihrer Bestimmung übergeben. Ihre Bestimmung war jahrhundertelange Qual, durch Vollstrecker ausgeführt. Viri hielt sich die Hände vor den Mund. Zu wem hatte sie früher nur gehört?

„Keine Sorge, die Ikkos haben diese Behandlung verdient.“

Demeter verstand nicht, was Viri gerade durch den Kopf ging. In der Vergangenheit hatte sie einst geholfen, dass Menschen gequält wurden. Wie hatte sie so etwas zulassen können? Doch Demeter würde nicht verstehen, wenn Viri das erklären würde. Niemand würde sie verstehen.

„Ja, du hast Recht.“

Es war wohl am leichtesten, Demeter in ihrem Glauben zu lassen.

Das Rathaus von Fyungo war ein großes, gelbes Gebäude aus Sandstein. Es war schön anzusehen, überragte majestätisch die Häuser der Stadt. Vom großen Hauptgebäude aus führten zwei Seitenflügel zu Türmen, an deren Spitzen Uhren angebracht waren. Die Dächer waren aus rotem Ziegelstein, rund um das Gebäude herum standen Eichen.

Die Gruppe trat durch die Doppeltüre in das Gebäude, die zentrale Empfangshalle war riesig und fasste sicherlich mehrere hundert Personen.

„Demeter!“

Eine männliche Stimme erschallte. Von der großen Treppe an der Stirnseite der Halle trat ein eleganter junger Herr hinab und nahm Demeter in den Arm.

„Was verschafft mir die Ehre?“

Er sah, dass auch Tesserakt hier war.

„Oh, Tess, du auch hier. Hallo.“

Erst auf den zweiten Blick sah er Viri. Er schluckte kurz, blieb aber ruhig.

„Und wen haben wir hier? Eine nette, geflügelte Dame?“

Demeter führte ihn zu Viri.

„Das ist Viri. Ich habe sie im Wald getroffen auf dem Weg nach Cobalton. Wurdest du nicht gerufen?“

Der junge Herr nickte.

„Doch. Aber nach den häufigen Übergriffen durch Ikkos konnte ich noch nicht abreisen.“

Er sah Viri noch einmal an.

„Zuerst unheimliche Schattenwesen, dann geflügelte Frauen... Was kommt auf uns zu?“

„Oh Entschuldigung“, platzte es plötzlich aus ihm heraus. Er stürmte auf Viri zu, nahm ihre Hand und küsste diese.

„Mein Name ist Chandelier. Ich bin der Bürgermeister dieser bescheidenen Stadt. Es lag mir fern, unhöflich zu sein. Es ist nur viel passiert in letzter Zeit.“

Viri winkte ab.

„Das ist in Ordnung. Ich habe schon bemerkt, in welche Welt ich hier geraten bin.“

„Und woher kommen Sie?“

Er war wirklich höflich. Fast schon zu höflich für Viri.

„Bitte, nenn mich Viri. Ich weiß leider nicht, woher ich komme, was ich hier tue oder woher ich diese Flügel habe.“

Sie hatte mittlerweile gelernt, was die Leute von ihr wissen wollten.

„Meinst du, dass die Stadt einige Tage auch ohne dich auskommt?“, fragte Demeter in die folgende Stille hinein. Chandelier drehte sich zu ihr und sah sie verloren an.

Er war elegant gekleidet, trug Hemd und Weste, an seinem Gürtel hing eine Taschenuhr. Das blonde Haar war mit Pomade glattgestrichen.

„Ich denke schon. Der Anführer ruft und will sicherlich wissen, was die Bewohner seiner Welt zu tun gedenken.“

Er hielt einen Moment inne und sah Demeter dann überrascht an.

„Wieso seid ihr eigentlich hier? Deine Reise aus Rerac ist über Kirlia und Kreuzdorf nach Cobalton viel kürzer. Warum seid ihr über Fyungo gereist?“

Demeter sah traurig zu Boden.

„Die Straße von Kreuzdorf nach Cobalton ist nicht mehr sicher.“

„Wir wollten mit dem Zug reisen“, fügte sie hinzu.

Chandelier berührte sie an der Schulter und sah Viri in die Augen.

„Ich lasse eine Lokomotive anheizen. Wir werden mit einem Sonderzug nach Cobalton reisen.“

21 Eilie | In Gefangenschaft

Die Tage waren langweilig. Annika achtete darauf, dass ihr nichts geschehen würde, auch wenn einige der Schergen, welche die Mafia angeheuert hatte, einen Blick auf Eilie geworfen hatten. Sie merkte, wie sie angesehen wurde und fühlte sich unwohl bei den stechenden Blicken. Sie verabscheute die Männer für ihre unausgesprochenen Gedanken.

Annika konnte offenbar erreichen, dass sie Eilie öfter sehen durfte und versorgte sie mit Wechselwäsche, mit Decken und kümmerte sich darum, dass Eilie nicht mehr in der kargen Zelle schlief, sondern in einem kleinen Raum mit eigener Dusche und Toilette, der früher anscheinend eine Ruhekammer für die Wächter gewesen war. Es war beinahe wie eine eigene kleine Wohnung.

Von Schwarzer erfuhr sie, dass sie hier wirklich in einem alten Gefängnis war. Es wurde seit einigen Jahren nicht mehr als solches genutzt. In den unteren Stockwerken war es zu einer Disco ausgebaut worden, an einem Wochenende hörte Eilie das Wummern der Bässe und die laute Menge, doch sie war in den oberen Räumen des Gebäudekomplexes eingesperrt und stand ohnehin ständig unter Bewachung. Eine Flucht war unmöglich, der Ruf nach Hilfe sinnlos.

Neben der Polizistin kümmerte sich eine weitere Frau um sie, Schwarzer kam nur ab und an vorbei, sah sie finster

an, wechselte einige Worte und ging wieder. Die andere Frau sprach nicht viel, sie wechselte ihre Wäsche, wenn Annika das nicht erledigen konnte, brachte ihr das Essen und reinigte das Zimmer beinahe täglich.

Eilie saß an einem Fenster und sah hinaus. Das ehemalige Gefängnis war mitten in einer Stadt. Sie wusste nicht, um welche Stadt es sich gehandelt hatte, aber sie betrachtete das Treiben auf der Straße. Ihr Handy wurde Eilie abgenommen, Fernsehen durfte sie auch nicht. Nur ab und an brachte ihr die stumme Frau einige Zeitungen mit und Eilie las sie von vorne bis hinten, mehrfach. Eine große Hilfe gegen die Langeweile waren die Magazine indes nicht.

Das Schloss hinter ihr klackerte, und sie zog ihre Beine von der Sitzfläche des Stuhls hinunter, so dass sie nicht mit umklammerten Beinen wie ein junges Mädchen dasaß, sondern zumindest ein Stück weit die Würde einer achtundzwanzigjährigen Frau bewahren konnte. Selbst wenn sie in einem alten, ausgeleierten Pyjama hier saß.

Es war Annika. Sie wurde offenbar abgehört, denn sie war nicht so freundlich wie sonst, sondern wieder so streng wie Eilie es aus dem Krankenhaus kannte.

„Wir konnten eine Übergabe besprechen. Du wirst dich morgen Abend unter die Partygäste mischen, und dort werden wir dich übergeben.“

Eilie nickte und Annika lächelte sie kurz an, beinahe unmerklich.

Der restliche Tag verging wie im Fluge. Sie dachte ständig daran, wieder frei zu sein, sie las ihre Zeitungen noch einmal komplett durch und sah immer wieder verträumt aus dem Fenster.

Doch so sehr sie sich auch freute, sie musste an Michael denken. Was würde die Mafia mit ihm machen, und welches Verbrechen musste er begangen haben, damit er so dringend gesucht wurde. Würde er wirklich hier bleiben müssen oder konnte Annika etwas vorbereiten, damit er gerettet werden würde?

Eilie war so unbeschreiblich nervös. Sie schlief schlecht. Es war offenbar Freitag, denn sie hörte wieder Musik und Menschen in der Nacht, das war schrecklich laut.

Am nächsten Tag konnte sie kaum ihr Frühstück essen und das Mittagessen verschmähte sie komplett. Ihr wurde heiß, sie fühlte sich, als hätte sie Fieber.

Gegen Abend trat die stille Dame wieder in ihr Zimmer. Sie legte Eilie einige Kleidungsstücke auf ihr Feldbett. Es handelte sich um eine enge Hose und ein glitzerndes, faltiges Top sowie hohe Schuhe. Kleidung, die man als junge Frau zum Feiern aus dem Schrank holte. Ihr war aber überhaupt nicht nach Feiern zumute.

Eilie schlüpfte in die Verkleidung und betrachtete sich in dem kleinen Spiegel, der über dem Waschbecken ihres

Gefängnisses hing. Es passte zwar überhaupt nicht zu diesem Moment, aber sie sah wirklich gut aus und sie konnte es sich nicht verkneifen, sich vor dem Spiegel einige Male umzudrehen und ihren Po keck in den Spiegel zu halten, während sie ihre Arme in die Hüften stemmte. Wenn nur ihre Haare nicht so zerzaust gewesen wären. Auch Schminke hätte wohl zu dem Anlass gut ausgesehen.

Als sie noch einmal auf das Bett sah, bemerkte Eilie, dass unter der Wäsche auch ein Kamm, Haarspray und ein Schminkset lagen.

„Dann werde ich zu dem Partymädchen, das ihr sehen wollt“, murmelte sie. Eilie nahm sich die Utensilien, nahm sich einen Stuhl und setzte sich vor den Spiegel.

Nach einer Weile klopfte es an ihrer Türe. Annika trat ein, zusammen mit Schwarzer und einem weiteren, ihr unbekanntem bewaffneten Mann. Schwarzer und der Mann stockten kurz, als sie Eilie sahen und sie fühlte sich ihnen ein Stück weit überlegen. Sie lächelte und sah die beiden von oben an.

„*Ihr primitiven Primaten*“, dachte sie sich.

Aufrechten Ganges schritt sie, eingekesselt von Schwarzer und dem anderen Mann, den Gang entlang in den Zellentrakt und von dort hinab über eine Wendeltreppe in einen dunklen Raum.

„Hör zu“, sagte Schwarzer mit finsterer Miene.

„Hinter dieser Tür ist das Partygeschehen in der Disco. Du kannst durch die Bar eine weitere Treppe nach unten gehen, dort ist die große Tanzfläche. Wenn der DJ ankündigt, dass ein ‚besonderer Hit für Sophie‘ angekündigt wird, gehst du langsam und ruhig hinaus. Du wirst von deinem Vater erwartet. Über das, was hier geschehen ist, behältst du Stillschweigen. Keine Polizei. Keine weiteren Mitwisser. Du wirst nie wieder nach deinem Freund Michael fragen. Hast du das verstanden?“

Nachdem Eilie zögerte, verschränkte er die Arme.

„Wir kennen dich. Wir kennen deine wenigen Freunde, wir kennen deine Familie. Du willst nicht, dass irgendjemandem etwas geschieht, oder? Noch einmal: Hast du das verstanden?“

Eilie nickte. Plötzlich hatte sie wieder unendliche Angst, doch sie spürte die leichte Berührung von Annika auf ihrem Rücken.

„Geh jetzt“, sagte sie, vielleicht etwas zu sanft für diesen Moment.

Eilie nickte erneut und schritt durch die Tür.

Hinter der Tür war es unbeschreiblich laut. Musik dröhnte durch die riesigen Lautsprecher, überall waren Menschen, der Raum war dunkel und nur von einigen farbigen Lampen erleuchtet. Sie brauchte einen Moment,

um sich zurechtzufinden und ging dann langsam vorbei an der Bar.

Wie angekündigt fand sie eine Treppe, diese ging sie hinab. Sie wurde von einigen betrunkenen Leuten angestoßen, doch sie ging unbeirrt weiter. Es war schon spät, es musste vermutlich früher Morgen sein.

Am Fuße der Treppe war der große Tanzbereich. Es war ebenso laut, Lichter blitzten von der Decke, ein Stroboskop machte das Vorankommen schwer, sie fand sich kaum zurecht. Am Rande der Bar fand sie einen kleinen freien Platz für sich, und sie nutzte den Moment, um die tanzende Menge um sich herum zu betrachten. Früher wäre sie wohl von diesem Treiben fasziniert gewesen, doch diesmal erschien alles so unecht.

Hier feierten Leute, und sie war eine Gefangene. Auch wenn Schwarzer es nicht direkt gesagt hatte, so war Schlimmes zu erwarten, wenn sie nun wegrennen würde. Eilie hatte so viel Angst, dass sie versuchte, sich etwas in das Partytreiben einzufügen. Sie wackelte etwas mit den Hüften zum Rhythmus der Musik. Das schien einige junge Männer anzulocken, die versuchten, sie anzutanzten, doch sie hatte wirklich keine Lust auf Flirts. Eilie war immer noch so schrecklich nervös.

Sie wartete eine gefühlte Ewigkeit, doch der DJ wollte den erlösenden Satz nicht sagen. Eilie wusste nicht, was geschehen war. Konnte ihr Vater nicht kommen? War

etwas mit Michael geschehen? Nicht zu wissen, was passierte, war unerträglich.

Die Musik war laut, doch unter die Musik mischte sich mit einem Mal ein Dröhnen. Es war ein Wummern, der Rhythmus der Musik wurde weiter aufgebaut, es war eine Steigerung, Eilie fieberte mit. Mit einem Mal war es völlig still und die Lichter des Clubs hüllten die Halle in ein mystisches Licht voller künstlicher Nordlichter.

„Ein kleines Special für diesen Abend!“, rief der Discjockey in das Mikrofon.

„Ein spezieller Hit nur für Sophie!“

Das war ihr Stichwort. Sie bemühte sich ganz fest, ruhig zu bleiben, doch Eilie zitterte am ganzen Körper. Sie drückte sich durch die Menge, an der Garderobe vorbei zum Ausgang hin. Am Ende eines kleinen Vorhofes war ein großes, zweiflügliges Eisentor, das in der ehemaligen Gefängnismauer angebracht war. Es stand weit offen, um dem Andrang der Menschen gerecht zu werden.

Eilie ging entschlossen gegen den Strom und als sie endlich draußen war, blickte sie umher. Es waren viele Menschen unterwegs und sie war anfangs überfordert, doch dann sah sie auf der gegenüberliegenden Seite der großen Straße ihren Vater. Sie war so erleichtert und so besorgt zugleich. Ohne auf die Autos zu achten, lief sie über die Straße und sprang ihrem Vater in die Arme.

„Eilie, mein Engel. Schnell!“

Manai nahm sie an der Hand und führte sie auf einen großen Parkplatz, der hinter einem kleinen Bankhäuschen war. Er war voller Autos, doch ihr Vater zog sie gezielt durch die Reihen und führte sie zu ihrem Wagen.

Eilies Herz machte einen Sprung, als sie sah, wer auf dem Beifahrersitz saß.

Michael.

Sie stieg in den Wagen, ihr Vater klappte den Fahrersitz nach vorne damit sie auf der Rückbank Platz nehmen konnte. Eilie war verwirrt.

„Wieso... Michael? du hier?“

Es war ihr nach Lachen und Weinen zugleich. Das war alles ein wenig zu viel.

„Annika“, murmelte Michael.

„Sie hat irgendwie arrangieren können, dass du freigelassen wurdest.“

Eilie sprang nach vorne und umarmte Michael so gut sie konnte. Er hielt ihren Arm ganz fest.

„Jetzt wird alles wieder gut“. Manai wirkte unbeschreiblich erleichtert.

Er setzte sich ans Steuer und fuhr los. Heim nach Tauberburg.

22 Annika | Interludium

„Warum hast du das gemacht?“

Sie konnte ihn nicht ausstehen. Gerrit Schwarzer hatte sich wieder angeschlichen, als Annika gerade am Fenster gestanden hatte. Sie hatte verfolgt, wie sich Eilie wieder mit ihrem Vater traf.

„Du meinst die Freilassung?“, fragte sie ohne ihn anzusehen.

„Ja. Der ganze Aufwand der Entführung, nur um alles abzublasen? Wirst du weichherzig?“

Er war so leicht zu hassen. Ein unfähiger Emporkömmling, der nichts konnte außer klagen, jammern und alles schlecht zu machen.

Sie gab ihm eine schallende Ohrfeige für seine lächerlich oberflächliche Bemerkung. Annika hatte viel getan, um Eilie freizubekommen. Diese ganze Entführung und Racheaktion der Organisation war so ineffizient. Michael hatte allem abgeschworen und wollte nur in Frieden leben, Eilie war ein unbescholtenes Mädchen.

Die Familie in Frankfurt, die ein Kind wollte, hatte längst eines. Doch was machte ihre Organisation? Brannte ein Dorf nieder, suchte nach Rache an einzelnen Personen. Es war überhaupt nichts Abschreckendes daran, zwei unwichtige Statisten in der Provinz zu töten.

An dieser Organisation musste noch so vieles geändert werden. Aber sie gab ihr Bestes, dass das bald geschehen würde. Der erste Schritt war, diese unnötige Entführung sauber und effizient zu beenden.

Danach würde sie dafür sorgen, dass solche Typen wie Schwarzer bald aus den Reihen der Brennenden Welten entfernt werden würden.

Er war so ekelhaft. Nun berührte er sie auch noch an der Schulter. Hatte ihm ihre Ohrfeige nicht gereicht? Wollte er sich wieder an sie heranmachen? Nein, sie hatte sich schon zu vielen Männern in anderen Positionen öffnen müssen, als dass sie so jemanden wie Gerrit an sie heranlassen würde. Wenn sie ihren Körper hergab, dann nur, wenn sie etwas davon erwarten konnte.

Doch sie konnte sich nicht bewegen. Irgendetwas war anders.

„Noch bist du rein. Kehre um, solange es geht“, hörte sie die Stimme einer Frau in ihrem Kopf.

Annika wollte sich umdrehen, doch sie konnte nicht. Erst nach einer Weile hatte sie wieder die Kontrolle über ihren Körper.

Hinter ihr lag Gerrit Schwarzer. Ein riesiges Loch war in seinen Bauch gerissen, die Augen waren vor Angst geweitet. Er hustete und gluckste, Blut lief aus seinem Mund.

Annika war schockiert und stolperte einen Schritt nach hinten, ihr wurde heiß und kalt zugleich. Ihr Körper zitterte und sie stieß einen keuchenden Schrei aus, dann lief sie aus dem Raum.

Sie sah sich um und rannte in Panik durch die Gänge. Was hatte ihn getötet? Die Wunden sahen aus wie bei Julian und Francesco.

Was immer ihn umgebracht hatte, es war verschwunden. Annika blieb stehen und sah sich um. Sie fasste sich an ihr Herz und ging in die Knie.

Sie atmete mehrfach tief durch. Wenn sie wirklich größere Pläne innerhalb der Organisation hatte, dann durfte sie nicht beim Anblick eines Toten so viel Angst und Abscheu empfinden. Sie musste ruhig bleiben. Und sie musste erfahren, wer so leise und effizient töten konnte.

23 Michael | Ohne Schuld

Er hatte es wirklich tun wollen.

Er hatte vorgehabt, es zu gestehen.

Er wollte zu Eilie gehen, und ihr sagen, wie er wirklich an Mick gekommen war. Wie er schwach geworden war und einen Auftrag annehmen konnte, den er einst nie angenommen hätte. Wie groß die Schuldgefühle waren und wie oft er an das ausgebrannte Dorf denken musste, wie es ihn in seine Träume verfolgte.

Doch er hat es wieder nicht getan.

An diesem Morgen, den dritten Tag nach Eilies Heimkehr, fuhr er zu ihr nach Hause. Er fühlte sich unendlich schuldig und wusste nicht, wie er mit der ganzen Situation umgehen sollte. Doch dann war ihm klar, was zu tun war. Michael wollte reinen Tisch machen. Es war mittlerweile Juli und Anfang August sollte er nach Amerika ausgeflogen werden, um dort seine neue Identität zu erhalten. Eine neue Identität, deren Bedingung es war, mit allem Bekannten abzuschließen. Nur Mick und er. Eilie würde er für immer vergessen müssen.

Michael gestand sich ein, dass das für Eilie selbst wohl das Beste sein würde. Doch er litt darunter, auch wenn er sich auf die neue Zukunft mit Mick freute.

Als er angekommen war und seinen alten weißen Audi vor der Türe des alten Fachwerkhauses abstellte, öffnete ihm Manai sofort die Türe. Eilie wohnte mittlerweile bei ihm. Er lächelte, umarmte Michael zur Begrüßung und führte ihn in das Haus. Michael holte Mick aus dem Kindersitz und trug ihn mit hinein.

Er war an so viel Freundlichkeit nicht gewöhnt, insbesondere nicht von Manai. Doch der alte Mann hatte sich geändert, seit Eilie wieder zu Hause war. Manai schätzte ihn offensichtlich, vermutlich, weil Michael sich geopfert hätte, um ihm seine Tochter wieder zu bringen.

Dazu wäre er zwar bereit gewesen, doch letztendlich war die ganze Aktion sicher und konnte nicht scheitern, da Annika die Freilassung arrangiert hatte. Tatsächlich aber tat das nichts zur Sache. In seiner Situation hätte er für Eilie alles gemacht.

Manai und Eilie frühstückten gerade, der Holztisch in der rustikalen Küche war reichlich gedeckt. Als Eilie sah, wer sie besuchte, strahlte sie, stand auf, umarmte Michael herzlich und küsste ihn auf den Mund. Vor Manais Augen. Noch wenige Tage zuvor hätte er sich nicht getraut, seine Zuneigung zu Eilie so vor ihrem Vater zu zeigen, Händchen halten wäre schon zu viel verlangt gewesen. Er musste ja davon ausgehen, dass Manai ihm die Vergangenheit immer noch übelnahm. Und wie sehr hätte Manai nur alles Recht für negative Gefühle.

Er konnte nicht gestehen. Nicht jetzt. Nicht mehr. Es war so viel Gutes passiert in diesen wenigen Tagen. Michael hatte das Gefühl, eine Familie zu haben. Menschen, die ihn lieben. Er wusste, dass dieses Glück vergänglich war, die Stunden waren angezählt. Er konnte nur noch wenige Tage in dieser Glückseligkeit verbringen.

Niemand würde leiden, wenn er nicht gestand. Es hatte keine Auswirkungen mehr auf die Zukunft, zumindest keine positiven. Das ganze Leid lag in der Vergangenheit, warum also die Zukunft mit den vergessenen Geistern belasten? Diese Frage stellte sich Michael in diesem Moment und er entschied sich, das Geschehene ruhen zu lassen. Es war an der Zeit, den Moment der Ruhe zu genießen.

„Hattest du schon Frühstück?“, fragte ihn Manai.

Michael schüttelte wortlos den Kopf.

Manai holte einen weiteren Stuhl und stellte ihn an die Seite des Tisches. Eilie ging nach draußen und holte den Kindersitz aus Michaels Wagen. Sie stellte ihn neben dem Tisch auf eine kleine Anrichte.

„Jetzt kann Mick auch dabei sein“. Ihr Lächeln war so wunderschön anzusehen.

Das Frühstück war herrlich. Das Brot war noch warm und frisch vom Bäcker, es gab gekochte Eier, leckeren Schinken und auch der aus ganzen Bohnen gemahlene Kaffee war ein Genuss, die Küche roch herrlich.

"Wie lange bist du eigentlich jetzt noch hier? Wir haben uns seit deinem letzten Termin bei Frau Steinberger nicht gesehen."

Auf Manais Frage hin verdunkelte sich Eilies Miene. Auch sie hatte wohl nur die Chance auf einen kurzen Moment des Glücks mit Michael. Er hatte mittlerweile erfahren, dass sie ihre Arbeit in Frankreich verloren hatte und nicht wusste, was sie nun machen sollte. Sie hatte keine Perspektive in diesen Tagen, und dennoch gab sie nicht allen anderen die Schuld, sondern suchte nach neuen Jobs und versuchte, das Beste aus ihrem Leben zu machen. Eilie war eine Kämpferin.

Sie hatte ihn oft besucht in diesen Tagen, sie übernachtete regelmäßig bei Michael und erzählte ihm viel von sich. Sie hatte sich ihm komplett geöffnet.

Und er konnte ihr nicht einmal die Wahrheit sagen.

„Am 3. August werde ich von Annika abgeholt und zum Flughafen gebracht.“

Eilie legte ihren Löffel zur Seite.

„An einem Sonntag?“

Michael nickte.

„Danach geht es direkt nach Los Angeles. In dieser weitläufigen Stadt soll ich eine neue Identität erhalten. Ich werde einen neuen deutschen Pass erhalten und eine

amerikanische Greencard, damit ich mich dort aufhalten kann.“

„Gefährliches Pflaster, Los Angeles“, kommentierte Manai. Es lag Sorge in seiner Stimme.

„Tauberburg ist allgemein nicht als gefährlich bekannt, und sieh, was uns hier alles geschehen ist!“, konterte Michael.

Manai schmunzelte.

„Zumindest haben wir hier derzeit noch die Happy Ends auf unserer Seite.“

Er nahm zärtlich die Hand seiner Tochter, sie sah zu ihm hinüber, ihre Augen wurden glasig, doch sie lächelte.

„Hör zu, Michael.“

Manai sah ihn wieder so ernst an, wie er es früher getan hatte, doch er lächelte gleich darauf wieder.

„Wir haben vor, für dich eine kleine Abschiedsfeier zu halten. Also Eilie, Rosalia und die Leute von Paranorm. Hast du am Freitag vor deiner Abreise Zeit?“

Es war nicht viel zu tun vor der Abreise, die Polizei kümmerte sich um den Verkauf seines alten Hauses, er musste nur für Mick und sich selbst die Koffer packen. Noch nie hatte jemand für ihn ein Fest organisiert. Außer von Eilie hatte er ohnehin noch kaum von jemand anderem Zuneigung gespürt. Seine Mundwinkel

wanderten wie von Zauberhand bewegt nach oben, er konnte das Strahlen nicht verbergen.

„Sehr gerne.“

Doch noch lagen zwei Wochen in Tauberburg vor ihm und er hatte sich vorgenommen, die alte Heimat noch ein wenig zu erkunden, bevor er sie für immer verlassen musste. Auch wenn diese Bedrohung vorbei war, der Organisation war er sicherlich ein Dorn im Auge. Und dieser Gefahr musste er alleine schon aus Sorge um Mick entgehen.

Nach dem Frühstück bedankte er sich, stand auf, gab Michael die Hand und küsste Eilie auf die Wange. Sie lächelte und folgte ihm bis zur Haustüre, umarmte ihn zum Abschied und flüsterte ihm ins Ohr.

„Heute Abend wird mir die Wange nicht genügen.“

Sie zwinkerte und schloss die Tür.

24 Viri | Das Ziel ist nahe

Fyungo war mittlerweile hinter dem Horizont verschwunden, trotz der weiten Ebene konnte man nichts mehr davon erkennen. Viri hatte sichergestellt, dass sie weit genug von der Stadt entfernt war. Sie wollte wirklich alleine sein.

Mit der Begründung, etwas über sich selbst herausfinden zu wollen, hatte sie sich von ihren Freunden verabschiedet. Das war nicht gelogen, denn sie wollte endlich wissen, ob die Flügel zu etwas zu gebrauchen waren. Und die Wartezeit auf den Zug aus Cobalton eignete sich dafür, sie hatte einige Tage Zeit und Muße, sich mit ihrem Körper zu beschäftigen.

Chandelier hatte vor, gleich einen Zug vorzubereiten, doch im Bahnhof von Fyungo stand gerade keiner, der nächste erreichbare Zug sollte aus der Hauptstadt Cobalton eintreffen. Aus diesem Grund hatte sie etwas Zeit, einige Dinge in dieser Welt besser zu verstehen.

Fyungo war sicher und trotz der regelmäßigen Ikko-Übergriffe fast ein wenig langweilig, da die Bewohner mit der Gefahr umzugehen wussten und Ikkos sehr schnell von der Bürgerwacht vernichtet oder eingesammelt werden konnten.

Es war heiß, unerträglich beinahe, doch war die Wüste so schön anzusehen, dass sie die Hitze vergaß. Und außer zu

schwitzen zeigte ihr Körper ohnehin keine Reaktion auf das Klima. Viri war nicht durstig, sie war nicht hungrig, ihre Haut verbrannte nicht unter der heißen Sonne.

Die Steppe um Fyungo war sehr flach, es gab kaum Hindernisse im Weg, nur hier und da kleinere Felsen. Viri sah sich noch einmal um und lief los. Sie rannte, so schnell sie konnte, und breitete mit einem Mal die Flügel aus. Doch anstatt abzuheben, riss sie der plötzliche Luftwiderstand nach hinten und sie fiel rücklings auf ihr Steißbein. Es war ein stechender, unangenehmer Schmerz. Immerhin konnte sie fühlen, wenn ihr etwas wehtat. Das gab ihr ein wenig das Gefühl, ein lebendes Wesen zu sein.

Viri versuchte noch einmal, mit ausgestreckten Flügeln loszulaufen, doch so kam sie sogar in der leichten Wüstenbrise kaum voran. Die Flügel waren wirklich zu nichts zu gebrauchen.

In einem letzten Versuch kletterte Viri einen größeren Stein hinauf, der etwas höher war als sie selbst. Sie stand auf dem Felsen, breitete die Flügel aus und trat einen mutigen Schritt voran. Viri sprang von der Anhöhe und versuchte, mit den Schwingen an Höhe zu gewinnen. Doch auch dieses Mal fiel sie zu Boden, aus dieser Höhe tat das unbeschreiblich weh.

Viri rappelte sich auf und schlug mit der Faust in den Wüstensand. In ihren Augen standen Tränen. Was war das nur für eine Form, in die sie hier geraten war?

Seit Viri in dieser Welt aufgewacht war, hatte sie viel über sich gelernt, doch ihr Körper war ein Rätsel.

Noch einmal fasste sie in ihrem Geist zusammen, was sie über sich selbst wusste.

Sie war ein Mädchen aus Hel, einer dunklen, unfreundlichen Welt. Sie war Sammlerin gewesen, sie sammelte Menschen ein und übergab sie ihrer Vollstreckung. Damals hatte sie nicht viele Freunde, doch auf diejenigen, die ihr eigen waren, konnte sie zählen.

In Hel hatte sie Manai kennen gelernt, der ihre große Liebe werden sollte. Doch sie konnte in Hel nicht mit Manai zusammenkommen, ein böser Mensch namens Grigorij verhinderte das und entführte Manai. Mit der Erfahrung von vielen Schlachten, die sie mit einem Mal erhalten hatte, konnte der finstere Mann beinahe geschlagen werden. Es war dennoch Manais Opfer gewesen, welches sie rettete. Manai selbst aber konnte nicht mehr geholfen werden. Sie hatten dort keinen Ausweg mehr, so wurde sie auf der Erde neu geboren, zusammen mit Manai. Es folgten glückliche Jahre, Viri wurde schwanger, doch sie konnte sich an die Geburt nicht mehr erinnern. Auch konnte sie sich nicht daran erinnern, je ihr Kind in den Armen gehalten zu haben.

Viri saß im Sand und dachte über sich nach. Doch an bestimmten Stellen kam sie immer wieder nicht mehr weiter. Genau genommen kam sie nicht aus Hel, sondern war einst in Etheria geboren worden. Und in Etheria hatte sie auch Flügel gehabt, doch sie konnte diese nie benutzen. Schlimmer noch, in diesem Leben hatten sich ihre Flügel öfters verkrampft, so frei wie jetzt hier in dieser Welt hatte Viri ihre Flügel in Etheria nie bewegen können.

Sie konnte sich in diesem Moment aber nicht mehr daran erinnern, was Etheria eigentlich war. Ihre Gedanken waren wie blockiert, nein, vielmehr fühlte sie sich, als wären die Erinnerungen einfach nicht vorhanden.

Wie blind war sie Demeter gefolgt, nachdem Viri hier angekommen war. Sie hatte Tesserakt getroffen, und schließlich konnte sie auch noch Chandelier kennenlernen. Sie waren alle nett zu ihr, aber Viri fühlte sich immer noch wie ein Fremdkörper.

„Hoffentlich kann mir wenigstens dieser Anführer sagen, was ich hier mache“, flüsterte sie sich selbst zu. Doch die Hoffnung war vage. Wieso sollte dieser Anführer etwas wissen, wenn sie sonst niemanden erkannte. Oder wenn nicht einmal jemand erkannte, was sie war.

Der Himmel tauchte sich in leuchtendes Rot, als sie zurückging. Erstaunlicherweise war ihre Haut zwar vor einem Sonnenbrand sicher, aber nicht vor

Schürfwunden, die man sich bei einem Sturz aus zwei Metern zuzog. Viri musste schmunzeln, als sie sich selbst ansah. Man konnte den Eindruck gewinnen, sie hätte sich geprügelt.

Auf der Straße in der Nähe des Hotels, in dem sie übernachtete, kam ihr Demeter entgegen.

„Viri, wo warst du denn? Wir haben uns Sorgen gemacht!“

„Entschuldigung, ich musste etwas... um... probieren.“

Demeter sah Viri von oben bis unten an.

„Hast du dich...?“

„Nein, nicht geprügelt“, wiegelte Viri ab. „Ich wollte fliegen.“

Demeter lachte laut auf.

„Ach du meine Güte. Du hast Ideen.“

Viri war ein wenig gekränkt, sie hatte es ernsthaft versucht. Doch Demeter nahm sie in den Arm.

„Komm, Tess und Chandelier sind im Hotel. Morgen früh geht unser Zug nach Cobalton. Dann triffst du den Anführer!“

25 Eilie | Anbeginn neuer Zeiten

Der kleine Golfball rollte auf ihrem Schreibtisch hin und her, sie schubste die Kugel von einer Hand zur anderen. Die Abendsonne leuchtete in ihr altes Kinderzimmer und tauchte den Raum in ein warmes, rötliches Licht.

Der Schreibtisch war neu, ihr Vater hatte ihn zusammen mit Michael einige Tage zuvor gekauft. Der Tisch hatte eine große Platte aus dunklem Holz und stand in der Ecke ihres Zimmers direkt an der Dachschräge. Die alten Poster ihrer Jugendzeit hatte sie abgenommen, am Boden lag ein neuer grüner Teppich auf dem Parkett, das Bett war frisch bezogen. Eilie begann, sich hier häuslich einzurichten.

Das Licht des späten Tages war eigentlich wunderschön. Aus ihrem Fenster heraus konnte Eilie die Dächer der umgebenden Häuser sehen, die Wipfel der Bäume und darüber den Himmel, der sich am Horizont in gelben und orangenen Flammen entzündete, die von einer dunkelblauen Masse gelöscht wurden. Im tiefen Blau strahlten bereits die ersten hellen Sterne. Sie konnte dem Anblick nichts abgewinnen an diesem Tag.

Eilie atmete kurz durch und sah wieder auf den Golfball in ihrer Hand. Sie hatte ihn in Frankreich erhalten, als Werbegeschenk in einem Laden für Computerzubehör. Der Laptop, den sie damals gekauft hatte, stand vor ihr auf dem Tisch. Dessen ungewöhnlichen Anordnung der

Tasten, die alten Nummernschilder ihres Autos und der Golfball waren die einzigen Dinge, die sie noch an ihre Zeit in Frankreich erinnerten. Sie hatte die Kündigung schriftlich erhalten, von einer Anzeige wegen Verletzung des Datenschutzes wurde wegen Geringfügigkeit abgesehen. Sie hatte ja noch nichts erreicht.

Ihr Wagen war mittlerweile in Deutschland angemeldet, sie fühlte sich bei ihrem Vater wieder wie zu Hause, und Michael war fort. Die Ereignisse der vergangenen Wochen waren noch sehr präsent in ihren Erinnerungen und Träumen, doch waren sie nun alle vergangen. Sie hatte darüber nachgedacht, mit Michael nach Amerika zu gehen. Doch er durfte niemanden aus seiner Vergangenheit mitnehmen. Nicht einmal, wenn auch sie eine neue Identität angenommen hätte. Außerdem hätte sie ihren Vater erneut alleingelassen, das hätte sie auch nicht über das Herz gebracht.

Sie wusste nicht, wie sie den Schmerz betäuben konnte, so kümmerte sich Eilie darum, wieder auf die Beine zu kommen und die Zukunft in die eigenen Hände zu nehmen. Zumindest lenkte das ihre Gedanken ab. Auf dem Bildschirm ihres Laptops war ein Textdokument geöffnet. Eine Bewerbung. Eilie bewarb sich in der Stadtverwaltung Tauberburg, dort wurde jemand für das Öffentliche Recht gesucht.

Es war an der Zeit, nach vorne zu schauen. Dennoch brannte ihr Herz, wenn sie an die vergangenen Wochen

dachte. Das war die glücklichste Zeit ihres Lebens gewesen. Zusammen mit Michael hatte sie die Umgebung von Tauberburg erkundet, sie hatten Städte bereist, Parks und Zoos besucht, sie verbrachten viel Zeit zusammen und liebten sich leidenschaftlich.

Da nun endlich auch ihr Vater die Beziehung zu Michael gutheißen wollte, hatten sie auch viel zu fünft unternommen. Manai und Rosalia kümmerten sich oft um Mick, sodass Eilie und Michael ihre Zeit gemeinsam verbringen konnten. Es war das Leben in einer glücklichen, kleinen Familie.

Wäre es nur nicht so schnell vorbei gewesen. Eilies Augen wurden feucht. Michael war fort. Einige Tage zuvor hatte Annika Steinberger ihn abgeholt. Zusammen mit Mick stieg er in den großen, schwarzen Wagen der Polizei. Sie durfte ihn nicht mit zum Flughafen begleiten. Es war ihr sogar untersagt, selbst dorthin zu fahren um dem Flugzeug aus der Ferne beim Abheben zuzusehen.

Sie küssten sich ein letztes Mal, umarmten sich minutenlang, dann war er aus ihrem Leben verschwunden. Eilie weinte an diesem Tag lange in den Armen ihres Vaters, und auch wenn er sie abends ins Kino führte und mit ihr chinesisches Essen ging, so wurde ihre Stimmung tagelang nicht besser. Sie trug schwarze Kleidung, ging finsternen Blickes durch die Straßen und verbrachte die meiste Zeit in ihrem Zimmer und auf dem kleinen Balkon, den sie dort hatte.

Doch nachdem eine Woche vergangen war, entschied sie sich, dem Leben wieder eine Chance zu geben. Eilie war noch jung und sie hatte vieles vor sich. Sie wollte wieder eine Arbeitsstelle finden, eine eigene Wohnung in der Nähe von Tauberburg, und sie wollte sich einige Hobbies suchen, damit sie in Kontakt mit anderen Menschen kam.

Die Situation auf dem Arbeitsmarkt war in den Jahren zuvor besser geworden, es fanden sich viele Stellenanzeigen in der Zeitung und im Internet. Eilie kaufte sich einige schöne Bewerbungsmappen in einem Zeitschriftenladen, schrieb und versandte die sauber gestalteten Bewerbungen an Unternehmen und öffentliche Einrichtungen. Es gab viel zu tun. Auch wenn sie tief in ihrem Herzen immer noch unendlich traurig war. Traurig und ängstlich, denn auch die Entführung hatte sie noch nicht vollständig verarbeitet, selbst wenn Annika behauptete, es ginge keine akute Gefahr von der Organisation aus. Eilie hallten die Worte von Schwarzer noch im Kopf. Sie wusste sehr wohl, dass ihr immer Gefahr drohen würde. Annika meinte es wohl nur gut.

An diesem Abend bereitete Eilie zusammen mit ihrem Vater ein Abendessen zu. Es gab Geschnetzeltes mit Pute, ein gesundes, nicht zu schweres Essen. Gerade als sich die beiden zum Essen hinsetzten, klingelte es an der Haustüre. Manai zuckte mit den Schultern, lächelte und öffnete die Tür.

Es war Annika. Sie trat höflich ein und lächelte Eilie an, als sich ihre Blicke kreuzten.

„Möchtest du etwas essen?“

Eilie deutete auf den freien Stuhl an der Spitze des Tisches. Rosalia war auf Reisen, ansonsten hatte sie diesen Platz eingenommen, wenn sie bei Manai war.

„Eigentlich darf ich als Beamtin keine Gefälligkeiten annehmen“. Es war die förmliche Annika, die Eilie immer dann kennengelernt hatte, wenn diese im Dienst war. Doch zu ihrer Überraschung setzte sich Annika hin und grinste.

„Doch ich bin privat hier.“

Es freute Eilie, dass die strenge, unnahbare Polizistin eine gewisse Freundschaft zu ihr aufgebaut hatte. Nach all den negativen Erfahrungen war das eine schöne Entwicklung.

„Was führt sie denn zu uns?“, fragte Manai, während er einen Teller mit Fleisch, Soße, Gemüse und Reis vor sie stellte.

Annika nickte höflich, nahm die Gabel in die Hand.

„Ich möchte Ihnen mitteilen, dass alle Ermittlungen gegen Sie und Eilie bezüglich des Todes der zwei Herren in Michael Sunderlands Haus eingestellt wurden.“

Eilie war erleichtert. Nun war dieses Kapitel wirklich abgeschlossen. Michael war in Sicherheit, die Polizei ermittelte nicht mehr gegen sie - alles würde gut werden!

„Das freut mich sehr zu hören!“

Auch Manai sah unbeschreiblich erleichtert aus.

Annika aß etwas von ihrem Teller, legte die Hand mit ihrer Gabel zur Seite und sah zuerst Eilie an, dann Manai.

„Ich hätte noch eine Frage.“

Sie legte die Gabel auf ihren Teller und beugte sich etwas nach vorne.

„Die Wunden, welche den beiden Herren an jenem Tag zugefügt wurden, waren beachtlich. Sie haben beide angegeben, nicht zu wissen, wer ihnen diese zugefügt hat.“

Eilie und Manai schwiegen. Eilie hatte eine Befürchtung, in welche Richtung Annikas Frage gehen würde.

Annika aber nahm noch einmal einen Bissen und legte die Gabel wieder zur Seite.

„Das Essen ist wirklich sehr lecker, vielen Dank.“

Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort.

„Ich weiß, dass Sie sich privat sehr für paranormale Ereignisse interessieren, Herr Weber. Genau wie ihre Lebensgefährtin nehmen Sie an Treffen der sogenannten

Paranorm-Gruppe teil. Die Polizei interessieren solche Dinge nicht, doch ich hatte das Gefühl, dass die Wunden von keinem Menschen zugefügt wurden.“

Manai atmete scharf ein und wollte etwas sagen, doch Annika unterbrach ihn, bevor er etwas sagen konnte.

„Sie müssen mir nichts sagen, Herr Weber. Das ist lediglich privates Interesse von mir. Ich wollte Sie nur bitten... darf ich die Gruppe besuchen? Ich habe das Gefühl, hinter der Sache steckt noch mehr, aber bei meinen Kollegen ernte ich für dieses Interesse nur Spott und Hohn.“

Manai schluckte schwer, er war offensichtlich nervös.

„Aber natürlich doch. Kommen Sie doch nächsten Dienstagabend um sieben zu uns, dann nehme ich Sie mit.“

26 Manai | Schlangen

Es war ein Fehler. Manai hatte einen Fehler gemacht.

Wenn er an die Ereignisse der vergangenen Wochen dachte, erschien ihm alles zu einfach. Seine Tochter war von einer kriminellen Organisation entführt worden, und durch den persönlichen Einsatz einer verdeckten Ermittlerin wurde das Verbrechen ohne Opfer und ohne Nachspiel beendet.

Michael wurde sogar ohne großen bürokratischen Aufwand in ein Zeugenschutzprogramm überführt und ins Ausland gebracht, er konnte dort ein neues Leben beginnen. Alles war nun gut.

Das alles erschien Manai viel zu simpel.

Manai wusste, dass die Welt nicht einfach war. Er hatte in die Abgründe vieler Seelen blicken können, er sah Menschen Dinge tun, die er in seinen furchtbarsten Träumen nicht erwartet hatte.

Das menschliche Wesen war komplex und mitunter unbeschreiblich finster. Es war unwahrscheinlich, zu erwarten, dass schlimme Dinge sich wie von selbst auflösten.

In dem Moment, als er Eilie wieder in die Arme schließen konnte, war Manai so von Glück beseelt gewesen, dass er unvorsichtig wurde. Er war Annika Steinberger so dankbar dafür, dass sie ihm seine Tochter

wiedergebracht hatte. Doch die anfängliche Dankbarkeit verfinsterte sich.

Manai kam der ganze Ablauf der Entführung und den folgenden Ereignissen wie eine Aneinanderreihung gestellter Szenen in einem Theaterstück. Doch wer die Verantwortung für solch eine Posse tragen konnte, wusste Manai nicht.

Michael war der Nutznießer all dieser Ereignisse, Manai hatte aber nicht den Eindruck, als wäre der junge Mann ein besonders guter Strippenzieher. Er war naiv und hatte vieles falsch gemacht in seinem Leben, aber letztendlich war er ein treuherziger Mensch, der nur seinen Weg zum Glück suchte.

Die Ereignisse mit Polizei und organisiertem Verbrechen nahmen erst ihre Wendung, als Annika erschien, seinerzeit, im Krankenhaus. Doch diese Frau war so undurchsichtig, dass er nicht beurteilen konnte, ob sie etwas im Schilde führte und wenn ja, was.

Er war so glücklich über den Verlauf der Dinge gewesen, dass er sie sofort einlud, als sie nach der Paranorm-Gruppe fragte.

Jetzt aber beschlich ihn ein ungutes Gefühl.

Die junge Frau hatte eine strenge, ernste Ausstrahlung. Ihre blonden Haare waren zu einem einfachen Zopf zusammengebunden. Ihre blauen Augen waren voller

Kälte, ihre Lippen an sich voll und sinnlich, doch ihr Mund bewegte sich nicht, ihre Mimik war wie vereist.

Nun war es zu spät, die Einladung zurückzunehmen. Sie saß hier, im alten Jägersaal der Familie Rainier, und Martin Rainier begrüßte Annika gerade in diesem Moment.

„Rosalia?“

Manai flüsterte. Seine Freundin drehte sich zu ihm um, sah ihn fragend an, beugte sich dann aber näher zu ihm.

„Schatz? Was ist los?“

„Wenn sie fragt, was wir in Michaels Schlafzimmer gesehen haben... sag ihr nichts von dem Wesen.“

Rosalia sah ihn fragend an, doch er sprach offenbar so bestimmt, dass sie nicht weiter nachhakte. Sie nickte und setzte sich wieder aufrecht auf ihren Stuhl.

„Es ist schön, dass unsere kleine Gruppe heute eine so hohe Besucherin erfährt“, begrüßte der alte Martin Annika.

„Was führt Sie zu uns?“

Annika nickte höflich und lächelte. Ihr Lächeln war hübsch, aber für Manai sah es nicht aufrichtig aus.

„Ich bin im Rahmen der ‚Sonderkommission Auftragsmord‘ zur Untersuchung und Ermittlung der

Ursachen zweier Todesfälle von Männern des Organisierten Verbrechens beauftragt worden.“

Sie konnte das förmliche Kauderwelsch wohl nur schwer abstellen.

„Jedenfalls finde ich die Indizien dort sehr erstaunlich. Die Wunden sahen schlimmer aus als sie ein Mensch in Notwehr hinzufügen kann, und Nachbarn berichteten, dass etwas Großes vom Haus weggeflogen war. Ich bin unter den Kollegen in meiner Kommission wohl alleine, aber ich vermute, dass hier ein... übernatürliches Wesen beteiligt war.“

Martin räusperte sich.

„Nun, die ersten, die in das Zimmer gekommen sind, waren Manai und Rosalia. Wollt ihr nicht sagen, was ihr gesehen habt?“

Manai schwieg. Er wusste nicht sofort, wie er antworten sollte, doch Rosalia ergriff das Wort.

„Als wir hochgekommen sind, waren die Männer bereits tot, wir haben außer Michael und Eilie niemanden gesehen.“

„Also...“, begann Martin zu sprechen und nahm Blickkontakt mit Manai auf. Manai sah ihn ernst an und nickte kurz.

„Also hattet ihr keine Indizien für ein paranormales Wesen?“

Manai schüttelte den Kopf.

„Leider nicht.“

Die Enttäuschung spiegelte sich in Annikas Gesichtsausdruck wider. Doch es war mehr. Es war nicht nur Enttäuschung. Sie glaubte ihnen nicht.

„Das ist... schade“, kommentierte sie nur kurz.

„Aber, nur mal angenommen, es handelt sich um ein übernatürliches Wesen, welche Art von Wesen könnten hier ihre Hände im Spiel haben?“

Sie ließ nicht locker. Manai konnte kaum den Dummen spielen, ansonsten würde er die Teilnahme an einer Gruppe wie Paranorm zur Farce machen, und Annika würde ihm überhaupt kein Wort mehr glauben.

Eilie war auch im Raum, doch sie sagte nichts. Sie war immer noch traurig, dass sie Michael verloren hatte, und Manai hatte dafür Verständnis. Seine Tochter sah nur verträumt auf den Tisch, vermutlich hatte sie nicht einmal bemerkt, was sich hier gerade abspielte.

Es half nichts. Er musste etwas preisgeben.

„Wenn es sich wirklich um den Eingriff eines paranormalen Wesens handelte, dann war es vermutlich ein Racheengel. Bei diesen Gestalten handelt es sich um Wesen, welche Störungen im System rächen wollen. Zumindest nach alledem, was wir jetzt wissen.“

Annika beugte sich vor und sah ihn an. Neugierde blitzte in ihren Augen auf.

„Störungen im System?“

Martin ergriff das Wort.

„Unseren Forschungen zufolge funktioniert unsere Welt nach irgendeinem bestimmten System. Wir haben noch nicht ganz verstanden, wie dieses System aufgebaut ist, doch scheinen beispielsweise Morde von Menschen untereinander dieses System zu stören. Racheengel versuchen, die Ursachen der Morde aufzulösen und so das Gleichgewicht wiederherzustellen.“

Annika strich sich mit einer Hand über ihre rechte Augenbraue und massierte ihre Schläfe.

„Das würde bedeuten, es gibt Wesen, die Mörder töten, um die Gefahr abzuwenden, dass noch mehr Störungen in dieses System eingreifen.“

„So ist es“, antwortete Martin kurz. Er erzählte auch nur das Notwendigste. Dann hatte er Manai also verstanden.

Rosalia hielt sich in gespielter Nachdenklichkeit das Kinn.

„Die beiden Männer waren Auftragsmörder. Der Racheengel könnte eingegriffen haben, um weitere Morde zu verhindern.“

„Es bedarf also eines besonders schweren Verbrechens, bevor ein Racheengel eingreift?“

Manai nickte. Annika war nun sichtlich verärgert. Ihr war klar, dass man ihr so knapp wie möglich antwortete und Informationen vorenthielt. Sie war nicht dumm.

„Dann war es gut, dass wir Michael in Sicherheit gebracht haben, wenn hier ein Racheengel wütet.“

Sie wollte ihn provozieren, das hörte er an ihrer Stimme. Der Ton wurde schärfer. Manai blieb ruhig.

„Meines Wissens hat Michael nur kleinere Vergehen begangen, keine Morde oder dergleichen.“

Annika lächelte. Es war ein überlegenes, arrogantes Lächeln.

„Das stimmt wohl. Er dürfte nichts zu befürchten haben.“

Eile war aus ihrer ruhigen Lethargie erwacht und beobachtete Annika mit Argwohn. Die Mitglieder von Paranorm schwiegen.

Annika stand auf und sah sich um.

„Vielen Dank für die Gastlichkeit und den offenen Empfang. Ich habe noch Dinge zu erledigen und lasse Sie nun in Ihrer Welt alleine.“

Sie schob den Stuhl zur Seite und ging mit großen Schritten zur Tür. Martin stand auf und wollte sie nach

draußen begleiten, doch Annika drehte sich nur hastig um.

„Ich finde den Weg. Guten Tag.“

Man hörte noch einige Schritte im Flur vor dem Saal, draußen wurde ein Motor gestartet und ein Wagen fuhr los.

27 Annika | Selbstbeherrschung

Ohne in den Rückspiegel zu sehen, überholte sie den Kleinwagen an einer unübersichtlichen Kurve. Der Wagen, der ihr auf der anderen Fahrbahn entgegenkam, blendete sein Fernlicht auf und bremste so stark, dass die Reifen qualmten. Als sie das Fahrzeug passierte, hob der Fahrer die Hand zur Faust und schimpfte sie mit Worten, die sie nicht hören konnte.

Um kein weiteres Risiko einzugehen, nahm sie das Blaulicht aus der Mittelkonsole, öffnete das Fenster und befestigte das Licht auf dem Dach ihres Wagens.

Annika war fürchterlich wütend. Sie hatten ihr nicht alles gesagt. Manai war noch einige Tage zuvor so freundlich und zuvorkommend gewesen, sie hätte gewettet, dass ihr die Mitglieder der Paranorm-Gruppe alles erzählten, was sie wussten.

Doch irgendetwas musste Manai vorsichtig gemacht haben. Irgendein Detail hatte sie übersehen. Es begann, als er seiner Freundin zuflüsterte. An diesem Zeitpunkt erzählte er ihr von seinen Zweifeln. Und danach erfuhr sie fast überhaupt nichts mehr von diesen Freaks.

Immerhin hatten sie ihr die Racheengel-Theorie erklärt. Annika vermutete, dass die Erklärungen der Wahrheit entsprachen, doch waren die Informationen so dünn,

dass eine Internetrecherche wohl zum selben Ergebnis geführt hätte.

Eines aber war ihr klar: der Schlüssel zu einer erneuten Begegnung mit dem vermeintlichen Racheengel war Michael Sunderland.

Sie hatte ihn in die Hände der Organisation in den Vereinigten Staaten übergeben, dort erhielt er seine neue Identität. Sie hatte vorgehabt, ihn in Ruhe zu lassen, er erschien ihr anfangs nur als kleines Rädchen im Getriebe der Brennenden Welten. Ein austauschbares Produkt, das durch ihre Gnade eine weitere Chance erhielt.

Doch er spielte eine wichtige Rolle in der Entführung des kleinen Mick. Durch seine Tat hatte er den Tod von vielen Menschen zu verantworten.

Vielleicht kam es deswegen ausgerechnet um ihn herum zu diesen seltsamen Todesfällen, vielleicht hatte diese eine Tat den Racheengel hergelockt. Es war an der Zeit, ihm einen Besuch abzustatten.

28 Michael | Wiedersehen

In Los Angeles war es unbeschreiblich heiß, obwohl sich der Sommer langsam dem Ende zuneigte. In Deutschland begann schon bald die herbstliche Zeit, hier in den Staaten würde er aber wohl noch länger die Hitze ertragen müssen.

Doch es war eine angenehme Hitze. Die Wärme war trocken, es wehte ständig ein warmer Wind, das Land war staubig und karg, aber in jedem Gebäude war es angenehm kühl. Draußen auf den Straßen indes flirrte die Luft, einige der Autos hatten von den vielen heißen Sommern in Kalifornien aufgeplatzten Lack oder ganz vergilbte Scheinwerfer.

Die Gegend, in der er wohnte, war ruhig und friedlich und hatte nichts mit dem gefährlichen Los Angeles zu tun, das er aus dem Fernsehen kannte. Michael stellte überhaupt fest, dass L. A. nicht wirklich eine Stadt war, sondern eher ein riesiges Gebiet aus zusammengewachsenen kleineren Städten, die sich auf eine unbeschreiblich große Fläche ausdehnten.

Eines Abends wollte er lediglich zum Einkaufen fahren. Auf seinem Stadtplan sah es aus, als wären es nur wenige Querstraßen gewesen, die er auf einer längeren Hauptstraße zu passieren hatte. Doch es stellte sich heraus, dass es sich um eine fast zwanzig Kilometer lange Straße handelte, die schnurgerade dahinlief. Es sah

beeindruckend aus, kilometerweit Kreuzungen und Ampeln zu erkennen. Überall kleine Einkaufszentren, Fast-Food-Buden, Tankstellen. Michael konnte nicht widerstehen und fuhr stundenlang diese Straße entlang, bis er dann schließlich doch in einem offensichtlich unsicheren Viertel landete und geschwind wieder wendete. Er hatte mit all dem nichts mehr zu tun.

Mit großen Augen fuhr er in dem Auto, das er gestellt bekommen hatte, durch die Straßen. Es war eine japanische Limousine in Weiß, er sah unendlich viele dieser Modelle in den Straßen. Michael war unscheinbar und er liebte diese Unscheinbarkeit. Alles, was er aus seinem vorherigen Leben vermisste, war Eilie und die kleine Familie, die er mit ihr hätte haben können.

Mick wurde immer größer, Michael fühlte sich wohl in seiner Rolle als Vater. Wenn er mit dem Kinderwagen durch die Hauptstraße seiner kleinen Stadt am Rande von Los Angeles schlenderte, sahen im die jungen Frauen nach. Sein neuer Beruf war schlicht, er kümmerte sich unterm tags um die Bestellungen eines Elektromarktes. Das Einkommen war nicht üppig, aber es reichte, um zu überleben. Viele seiner Kollegen gönnten sich mehr Luxus und waren angehalten, noch andere Arbeitsstellen anzunehmen. Sein einziger Luxus war eine Tagesmutter, die sich um Mick kümmerte, während er im Markt tätig war.

Nach einem langen Arbeitstag fuhr Michael nach Hause und sah einen schwarzen, großen Geländewagen vor seinem Haus stehen. Er fuhr darauf zu und verspürte sofort das bedrückende und gleichzeitig auch noch unberechtigte Gefühl, dass die Zeit der Ruhe und Erholung nun vorbei war. Wie die Stille vor einem gewaltigen Gewitter.

Michael blieb vor dem Wagen stehen, da er die Auffahrt versperrte. Aus dem schwarzen Wagen stieg eine junge Frau. Es war Annika Steinberger.

„Guten Tag Herr Lang.“

Michael Lang. Der neue Name, den er im Rahmen des Zeugenschutzprogramms erhalten hatte.

Vorsichtig schritt er nach vorne und schüttelte ihr die Hand.

„Was verschafft mir die Ehre?“

Sie lächelte.

„Es tut mir leid, Sie hier in ihrem neuen Leben zu stören, doch wir haben allen Anlass zur Freude. Es wurden die Drahtzieher festgenommen, die den Anschlag auf Sie und Frau Weber geplant hatten. Es handelt sich um die Anführer des Syndikates der Brennenden Welten, und ich benötige Ihre Hilfe bei der Personenidentifikation dieser Organisation.“

Michael war skeptisch, aber er konnte nicht viel tun. Hinter ihr stand ein bewaffneter Officer der Polizei aus Los Angeles. Er hatte wohl zuzustimmen.

„Wollen wir nicht ins Haus gehen?“, fragte Annika.

Michael nickte.

Im großzügigen, hellen und klimatisierten Haus angekommen, begrüßte Michael die Tagesmutter, sah kurz nach seinem schlafenden Sohn, schloss die Türe hinter sich und ging die Treppen hinab in den zentralen Raum, in dem auch das Sofa und die Küche stand. Annika stand an der Bar, welche die Küche vom Wohnbereich trennte. Sie hatte einen Ordner aufgeschlagen.

„Hier, einige Bilder der verhafteten Männer.“

Er blätterte durch die Seiten und betrachtete die Bilder, doch er erkannte niemanden. Der einzige Ansprechpartner dieser Organisation war Julian gewesen, und bis zu seinem letzten Auftrag hatte er ja schließlich immer nur kleine Tätigkeiten durchgeführt, die nicht der Rede wert waren.

Warum Annika ihn besuchte, konnte er sich nicht erklären.

„Nein, tut mir leid, ich hatte mit keiner der Personen hier Kontakt“, kommentierte er daher nur kurz.

Annika schloss den Ordner und wirkte zufrieden.

„Dann ist das soweit in Ordnung.“

Sie atmete kurz durch.

„Geht es Ihnen gut hier? Konnten Sie sich gut einleben?“

Michael nickte zustimmend. In ihm kam ein seltsam beklemmendes Gefühl auf. Belangloser Smalltalk war in solchen Situationen immer gut, beschloss er daher.

„Mein Englisch ist noch nicht so gut, aber ich komme zurecht. Sind Sie nur meinetwegen hierher geflogen?“

Annika lächelte und winkte ab.

„Nein nein, ich bin nur zufällig hier und dachte, vielleicht können wir noch Informationen gewinnen. Sie haben hier noch nichts Ungewöhnliches festgestellt?“

War die Organisation etwa immer noch hinter ihm her?

„Nein, bisher war das Leben sehr ruhig hier.“

Sie packte den Ordner in eine Tasche.

„Dann will ich Ihr neues Leben gar nicht weiter stören. Ich wünsche Ihnen noch viel Erfolg und Glück im Leben.“

Abermals lächelte Annika, reichte ihm die Hand und ließ sich zur Türe begleiten. Der Polizist begleitete sie die ganze Zeit, nickte Michael kurz zu und verließ mit ihr das Haus.

Michael schloss die Türe hinter sich und hörte den schwarzen Wagen davonfahren.

Irgendetwas war hier nicht in Ordnung.

Er ging hinauf in sein Zimmer, durchsuchte seine Reisetasche und nahm den Zettel in die Hand, den ihm Manai vor der Abreise zugesteckt hatte.

29 Manai | Reise nach Westen

Seine Hände zitterten, als er den Telefonhörer auf den alten Apparat legte, der im Flur seines Hauses stand. Michael hatte angerufen. Es war also mitnichten so, dass seine kleine Welt nun wieder in Ordnung war und alles auf Neuanfang gesetzt wurde.

Manai atmete durch. Wie sollte er das jetzt Eilie erklären? Sie hatte Vertrauen zu Annika gefasst, doch alles deutete darauf hin, dass dieses Vertrauen nicht gerechtfertigt war. Sie hatte Michael besucht, obwohl er doch nach dem Zeugenschutzprogramm nie mehr etwas aus Deutschland hätte hören sollen.

Manai hatte schon kurz vor Michaels Abreise Zweifel bekommen und ihm deswegen die Telefonnummer zugesteckt. Michael hatte verstanden, war aber so zuversichtlich ob des Neubeginns, dass er ihm „Danke, aber jetzt wird alles gut, alter Mann“ ins Ohr flüsterte.

Wenn Annika jetzt Michael nachstellte, dann war auch die Gefahr sehr groß, dass das geflügelte Wesen dorthin reiste. Die Geschehnisse zogen dieses Wesen an, und Manai war klar, dass auch Eilie und er eine sehr große Rolle in dieser Geschichte spielten.

Schließlich wusste er, wer dieses Wesen war. Zumindest war er sich dessen ziemlich sicher.

„Papa?“

Eilie war hinter ihm. Er musste schon eine ganze Weile vor dem Telefon gestanden haben.

Abermals atmete er tief durch und drehte sich um.

„Eilie.“

Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Ja? Papa, ist alles in Ordnung?“

Er schüttelte den Kopf. Es hatte keinen Sinn, sie anzulügen.

„Nein, es ist etwas ganz und gar nicht in Ordnung. Michael hat gerade angerufen.“

Seine Tochter schüttelte den Kopf.

„Das kann doch gar nicht sein. Er darf nicht mit uns in Kontakt treten. Und außerdem, wie kommt er an deine Nummer? du bist nicht im Telefonbuch, und er hat nie hier angerufen...“

„Ich habe ihm bei seiner Abreise die Nummer zugesteckt.“

Enttäuschung zeichnete sich in ihrem Blick ab. Sie fühlte sich hintergangen.

„Warum... warum hast du das gemacht?“

Manai lehnte sich an die Wand neben dem kleinen Telefonschränkchen.

„Ich bezweifle, dass Annika Steinberger diejenige ist, die sie vorgibt, zu sein.“

Sie sah ihn trotzig an und verschränkte die Arme.

„Wie meinst du das? Annika hat mir geholfen, als ich entführt wurde!“

„Ja“, begann er sich zu rechtfertigen, „siehst du nicht, wie reibungslos alles vonstattenging? Ich denke, Annika wollte nur schnell die Entführung beenden, weil sie mehr wissen will. Ich denke, sie hat großes Interesse an dem geflügelten Wesen, doch sie ist so verschlossen, dass ich ihr nicht vertrauen kann. Und sie gibt mir allen Grund, ihr nicht zu vertrauen.“

Er hielt kurz inne.

„Sie hat Michael besucht.“

Eilie ließ die Hände fallen. Auch sie bemerkte, dass hier etwas nicht so war wie es sein sollte.

„Das darf sie doch gar nicht.“

Sie drehte sich um und schlug mit der flachen Hand auf den Küchentisch.

„Warum kann nicht einmal alles so laufen wie es soll?“

Von einem Moment auf den nächsten sah sie nicht mehr wie seine verunsicherte, traurige Tochter aus. Ihre Ausstrahlung war stärker, sie war selbstbewusst.

„Ist er in Gefahr?“

„Ich weiß es nicht“. Das war seine ehrliche Antwort.

„Ich weiß nur, dass er alleine in den Vereinigten Staaten lebt, offenbar beobachtet von Annika und vielleicht auch vom Racheengel“, fügte er hinzu.

„Wir sollten zu ihm.“

Das war sicherlich Eilies sehnlichster Wunsch, doch sie sah nicht so aus als wäre sie nur vom Wunsch getrieben, ihren Michael wiederzusehen. Sie wollte ihm helfen und den Lauf der Dinge in Ordnung bringen.

Doch es freute Manai, dass seine Tochter so klar denken konnte in diesem Moment. Es war wohl wirklich das Vernünftigste, nach Los Angeles zu reisen.

„Dann lass uns das Reisebüro aufsuchen. Wir benötigen ein Visum und Flugtickets, und das schnell.“

Gleich darauf beantragten die beiden das Einreiseformular. Es sollte noch einige Tage dauern, bis die Genehmigung einging und ein Flug gebucht werden konnte.

Es war eine angespannte Zeit. Weder Manai noch Eilie kamen zur Ruhe, da sie nicht wussten, wie es um Michael bestellt war. Manai grübelte ständig, ob Michael in Gefahr war. Ging es Annika wirklich nur darum, herauszufinden, was wirklich an jenem Morgen in seinem Schlafzimmer geschehen war? Manai konnte sich das selbst nicht beantworten.

30 Viri | Die Residenzstadt

Mit dem Zug war es nur eine Reise von wenigen Stunden, um von Fyungo nach Cobalton zu gelangen. Am großen, backsteinernen Bahnhof von Fyungo stieg die Gruppe in einen prächtigen Zug.

Die schwarze Lokomotive dampfte und qualmte, ihre massiven Räder waren mit einer Pleuelstange verbunden. Ein scheinbar goldener Streifen zog sich vom scharlachroten Rammbock über den Kessel hinweg bis zum Führerhaus. Der Kohlewaggon war ebenfalls dunkelrot, auf der Seite befand sich in goldenen Lettern der Schriftzug ‚FYUNGO‘.

Bronzene Dächer zierten die Waggons, ansonsten waren sie größtenteils aus Holz gefertigt. Im Inneren waren die Abteile mit samtenen, tief gepolsterten Bänken ausgestattet, schwere Vorhänge verhüllten die Fenster, von der Decke hingen Öllampen. Viri war noch am Einsteigen, als das Überdrückventil der Lok pfiff und sich der Zug ruckartig in Bewegung setzte. Sie hielt sich an einer der Haltestangen aus Messing fest. Gleich darauf setzte sie sich zu Chandelier, Demeter und Tesserakt in ein abgegrenztes Abteil.

„Ein wunderschöner Zug“, bemerkte sie.

Chandelier lächelte. „Er ist der Stolz unserer Stadt. Dennoch ist nur dieser Wagen der Ersten Klasse so

fürstlich ausgestattet. Die anderen Waggon sind schlichter. In der dritten Klasse gibt es nicht einmal ein Dach.“

Viri war gar nicht aufgefallen, wie viele Waggon noch an dem Zug angeschlossen waren. Sie konzentrierte sich so auf die Pracht der Lokomotive und des Abteils, dass sie gar nicht mehr nach hinten geblickt hatte. Viri war so versessen darauf, endlich herauszufinden, was sie in dieser Welt zu suchen hatte, dass sie kaum mehr das Schicksal anderer Personen interessierte. Auch die Gruppe, mit der sie reiste, war ihr mehr und mehr fremd.

Aus der Wüste um Fyungo führte die Strecke durch den Dschungel, den sie auch auf dem Weg hinter Mrotego bereits bereist hatte. Nun verlief die Strecke allerdings weiter östlich, und wie auch die Straße lag die Bahnstrecke größtenteils über den Baumwipfeln, sodass sie immer einen weiten Blick über die Landschaft, die großen Berge im Horizont und den schier unendlichen Wald hatte.

Doch so unendlich wie er schien, war der Wald nicht. Nach einer Weile wich er einem Hochland, und hinter einer Hügelkette und einem kurzen Halt zum Auffüllen des Wassertanks erschien die prächtige Stadt am Horizont. Die Häuser waren ein steinernes Bollwerk, streng in den Himmel gerichtet. In den Straßen sorgten Fichten für Schatten, durch den Ort zog sich ein Fluss, von beiden Seiten mit massiven Steinmauern in Schach

gehalten. Die meisten Dächer leuchteten rot, im Zentrum der Stadt erhob sich ein riesiges Schloss mit zwei Türmen auf einem Hügel.

Der größte Teil von Cobalton lag in einer Ebene am Fuße der Hügel, über die sie in diesem Moment noch die Schienen führten. Von den Hügeln aus zog sich die Strecke über eine Brücke und immer tiefer, bis die Bahnhofshalle von Cobalton erreicht wurde. Zu Viris Erstaunen war der Bahnhof zwar massiver gebaut als in Fyungo, aber auch deutlich kleiner.

„Willkommen in Cobalton“, sagte Chandelier ruhig, nachdem der Zug zum Stehen kam. Viri hatte ein schlechtes Gewissen ihren Freunden gegenüber, hatte sie diese auf der Reise doch kaum beachtet. Stattdessen hatte sie vielmehr ihren Blick ständig auf diese Welt gerichtet gehabt. Diese Welt, die ihr fremd war und auf eine seltsame Weise auch vertraut. Nur das war ihr auf der Reise wichtig gewesen, nicht ihre neuen Freunde, die sie begleitet hatten.

Demeter sah sie verständnisvoll an.

„Du möchtest auf direktem Weg ins Schloss, oder?“

Viri umarmte sie und drückte sie fest an sich. Sie wusste nicht, wie ihr geschah, doch in ihren Augen sammelten sich Tränen.

„Danke... Du verstehst mich.“

Tesserakt rollte mit den Augen. „Ich hätte schon gerne erst den Gasthof...“

Er führte seinen Satz nicht zu Ende.

„Na gut, dann lasst uns gehen.“

So marschierte die Gruppe vom Bahnhof auf die große Straße, die sich durch Cobalton zog. Es ging einige Stufen vom Bahnhof hinunter durch das Stadttor, an einer mächtigen Kathedrale mit bunten Fenstern vorbei.

„So, nun ist es nur noch der Schritt durch dieses Tor da vorne. Der Anführer wird froh sein, wenn wir uns endlich versammeln. Wir haben uns zu viel Zeit gelassen. Es ist zu viel geschehen.“

Chandelier sah ernst aus. Auch Demeter und Tesserakt schwiegen. Viri bemerkte die Veränderung, doch momentan spürte sie nur ein Kribbeln im Bauch und den unablässigen Wunsch, herauszufinden, was mit ihr geschehen war. Warum sie hier war, was sie auf diese Welt getrieben hatte. Und sie wollte wissen, unter welcher Bedrohung diese schönen Ländereien litten.

An eleganten Häusern mit mächtigen Fassaden ging es vorbei über einen Schotterweg, unter einer Bahnbrücke hindurch, dann stand sie vor dem Schloss. Dem Schloss des Anführers dieser seltsamen Welt.

Es war eine riesige Pforte, aus weißem Kalkstein geschlagen. Fünf Säulen erhoben sich vor ihr, darüber

ein steinernes Dach, dessen Gravur einen mächtigen Baum zeigte. Gleich hinter der Pforte erhoben sich die grauen Mauern des Schlosses so hoch, dass sie die Oberkante der Mauer nur erraten konnte. Viele schmale Fenster waren in die Wand eingelassen.

Viri schritt voran.

Über eine lange, breite Treppe ging es hoch in einen Saal. Dort standen zwei Wachen vor einer Pforte, die Hellebarden über Kreuz. Die vollständig in eiserne Rüstungen gekleideten Gestalten wandten ihre Blicke zu Viri, nickten kurz und ließen sie dann passieren.

Hinter der schweren, purpurfarbenen und mit Samt verkleideten Tür ging es abermals eine Wendeltreppe hinauf, bis sie einen großen Saal erreicht hatte. Am Boden des Saales waren schwarze und weiße Fliesen in einem Schachbrettmuster ausgelegt, mächtige steinerne Säulen trugen ein Gewölbe, das so hoch lag, dass es in der Dunkelheit kaum mehr zu erkennen war. Die schmalen Fenster ließen nur wenig Licht in den Raum, selbst wenn es noch heller Tag war. Staub tanzte im kargen Schein der Sonne.

Der Raum war völlig leer. Es war kein Anführer zu sehen. Viri sah sich um, es führte auch keine andere Türe weiter. So ging sie einige Schritte nach vorne.

In der Mitte des Saales stand eine Statue. Sie war etwa doppelt so groß wie Viri, aus fein gearbeitetem weißen Marmor. Viri sah die Statue an.

Es war das Bild einer jungen Frau. Eine junge Frau, deren Haare so zusammengebunden waren, dass sie wie Hörner aussahen. Eine junge Frau, die zu diesen falschen Hörnern auch noch echte auf der Stirn hatte. Vier kleine Hörner. Sie trug kein Kleid, sondern eine eng geschnittene Uniform. Und die Frau hielt ein kleines Kind im Arm. Über der Frau schwebte ein Engel. Dieser Engel sah, genau betrachtet, genauso aus wie die Frau, nur hatte das Wesen keine Hörner, sondern dafür Flügel.

Sie sah in das Gesicht der Statue. Die steinernen, eingravierten Pupillen sahen sie an. Die Statue sah sie an. Viri ging einen Schritt zurück und wirbelte herum, um ihre Freunde um Rat zu bitten. Doch Demeter, Tesserakt und Chandelier standen nur wie versteinert da. Nein, sie waren versteinert. Zumindest bewegten sie sich nicht mehr.

Und sie verschwanden.

Demeter löste sich aus ihrer Starre und schritt auf sie zu, ihr Blick ausdruckslos. Sie wurde langsam durchsichtig.

Viri wich abermals zurück, diesmal von ihrer Freundin, die wie ein Geist auf sie zu schwebte und dabei immer transparenter und weißer wurde. Ihr Blick war ruhig, abwesend, kalt und fremd.

Sie hielt sich die Hände vor dem Gesicht, gerade bevor das, was von Demeter übrig war, über sie glitt. Und nachdem sie die Hände wieder vom Gesicht entfernt hatte, waren auch Tesserakt und Chandelier verschwunden.

Noch einmal sah sie zur Statue auf. Viri stand nun an anderer Stelle als zuvor, doch die Statue blickte ihr immer noch ins Gesicht.

Und Viri verstand.

Sie verstand.

Ein Kribbeln durchflutete sie.

Elvira. Elvira aus Gaalkayo. Sie hatte von Eding, dem Schöpfer von Hel, der Erde und Etheria, den Auftrag bekommen, seinen Platz einzunehmen. Eding war gestorben, als die Revolution der Menschen auf Hel niedergeschlagen wurde.

Eding war alt gewesen und hatte keine Kraft mehr, seiner Aufgabe nachzukommen. Zuerst war Etheria gestorben, die Oberwelt. Danach kam es zur Katastrophe in Hel.

Es lag an ihr, nach Etheria zu reisen, diese Welt wieder zu erschaffen und das Chaos, das herrschte, in die Ordnung zu führen. Dafür hatte sie alle Macht von Eding erhalten.

Doch sie wusste nicht wie. Diese Aufgabe war zu viel für Viri. Sie war von Hel und dessen Anführer, Ciseding auf

die Erde gesandt worden. Sie hatte keinen Hinweis, keine Idee, was zu tun war. Oder wie sie eigentlich im ersten Schritt überhaupt nach Etheria gelangen sollte.

Ihr einziger Halt war die ganze Zeit über Manai. Ihr Manai, der sich in Hel beinahe für sie geopfert hätte und mit dem sie auf der Erde wiedergeboren wurde. Sie liebte ihn auf der Erde umso mehr und sie wollte mit ihm eine Familie gründen.

Sie hatte so viel Angst in der Schwangerschaft gehabt, denn genau konnte sie ja nicht wissen, wer sie war. Sie stellte sich oft die Frage, ob sie eine Göttin war, oder vielleicht doch nur ein normaler Mensch, oder vielleicht sogar immer noch eine Sayt aus Hel? Dennoch war alles gut verlaufen. Zumindest bis zur Geburt ihres Kindes. Sie erinnerte sich, welche Gefühle durch sie fuhren, welche Schmerzen sie erlebt hatte, und wie sich ihr Körper schließlich in einen Extant verwandelt hatte.

Ihr Geist wurde während der Verwandlung schwach, sie hatte keine klaren Gedanken mehr fassen können. Dabei wollte sie nur die Viri sein, die gerade eben Mutter geworden war.

Doch es war zu spät gewesen. Ihr Geist verfiel dem Wahn. Ihre Welt wurde dunkel. Dunkel bis zu dem Moment, als sie in dem Wald in dieser Welt aufgewacht war. Diese unbekannte Welt. Ihre Seele.

Sie war in sich selbst.

Die Liebe, Anmut und Mütterlichkeit von Demeter, die Sprunghaftigkeit und Unsicherheit von Tesserakt, der Mut und die Entschlossenheit von Chandelier - das alles waren nur Teile von ihr.

Und sie, Viri, war der klägliche Rest ihrer selbst, in der Gestalt, in der sie bereits einmal ein hilfloses Wesen war - es war die Gestalt von Rena, dem Mädchen, als welches sie einst in Etheria gelebt hatte.

In Etheria, als sie mit ihren Großeltern gestorben war, als das letzte geflügelte Wesen, das dort gelebt hatte.

Noch einmal sah sie die Statue an. Noch immer blickten die leblosen, steinernen Augen auf sie hinab.

Der Mundwinkel.

Der Mundwinkel der Statue zuckte, der Mund öffnete sich. Die Statue hatte hässliche, spitze Zähne.

Und im nächsten Augenblick schossen die steinernen Arme der Statue nach vorne, sie sprang hinab auf Viri.

Rena. Viri. Etheria. Hel. Die Erde.

Tod. Tod. Tod. Tod. Tod. Tod. Tod. Tod. Tod. Tod.

31 Eilie | In Amerika

Hunderte Menschen standen in einer Schlange vor einigen wenigen gläsernen Häuschen inmitten der großen Halle, in denen Zöllner einen jeden einreisenden Gast einer kurzen Kontrolle unterzogen.

Nach der langen Reise war Eilie müde und wollte nur noch in das Hotel, doch niemand entkam den strengen Blicken der Sicherheitskontrollen. Wenigstens konnte sie durch ihre Arbeit bei Interpol gut Englisch, sodass sie keine Sorge vor Verständnisproblemen haben musste.

Als sie endlich an der Reihe war, lächelte sie den Sicherheitsbeamten an. Es war ein stämmiger Mann mit dunkler Hautfarbe, der ihren freundlichen Gruß mit einem kaum wahrnehmbaren Nicken quittierte. Er nahm ihren Pass und ihre Zollpapiere und blätterte sie durch. Eilies Reisepass war neu, sie hatte ihn noch nie benötigt, da ihre einzigen Auslandsaufenthalte in den Jahren zuvor Frankreich und Belgien gewesen waren. Und dort genügte ihr Personalausweis.

„Frau Weber, Ihre derzeitige Tätigkeit ist...?“, fragte der Sicherheitsbeamte. Sie verstand ihn kaum, da er einen wirklich ungewöhnlichen Dialekt sprach, oder einfach nur schlampig nuschelte.

„Arbeitslos.“

Er sah sie mit ernster Miene an.

„Sie haben nicht vor, sich Arbeit in den Vereinigten Staaten zu suchen?“

Eilie schüttelte den Kopf.

„Ich bin nur zum Urlaub hier.“

Sie konnte ja nicht erklären, dass sie hier war, um ihren Geliebten aufzusuchen, der eigentlich Teil des Zeugenschutzprogramms war aber vermutlich von einer übereifrigen Polizistin aus Deutschland belästigt wurde.

Der Zöllner hingegen interessierte sich gar nicht weiter für ihre Absichten. Er stempelte den Ausweis ab und winkte sie durch die Kontrolle, nachdem er ihre Fingerabdrücke abgenommen hatte und ein Foto von Eilie gemacht wurde.

Auch ihr Vater kam durch die Kontrolle, und gemeinsam verließen sie den Flughafen, nahmen ein Taxi und fuhren in ihr Hotel.

Sie hatten ein Zimmer zusammen, denn ihr Plan war, nur kurz in Amerika zu verweilen und sich über die Sicherheit von Michael zu informieren. Eilie lag auf ihrem Bett, während ihr Vater gerade seine Sachen in das kleine Bad räumte.

Es war wirklich eine anstrengende Reise gewesen. Die Klimaanlage surrte leise vor sich hin, Eilie kam zur Ruhe und beinahe wären ihr die Augen zugefallen. Doch sie

hatte keine Zeit zum Schlafen. Noch am selben Tag wollten sie in den Vorort fahren, in dem Michael lebte.

„Kleines?“

Offenbar war sie doch kurz eingnickt. Ihr Vater stand vor dem Bett und lächelte sie an.

„Lass uns aufbrechen. Wir sind ja einige Tage hier. Wenn alles in Ordnung ist, verbringen wir morgen den Tag mit ihm. Aber heute sollten wir zumindest sehen, ob es ihm gut geht.“

Eilie verstand, nickte, setzte sich auf und schüttelte ihren Kopf. Sie war wirklich schrecklich müde.

Sie ging nur kurz in das Bad, um sich etwas frisch zu machen. Sie sah fürchterlich aus, ihre Haut war fahl, sie hatte Augenringe und ihre Haare waren fettig und ungepflegt. Wie gerne hätte sie noch geduscht. Doch sie putzte nur kurz die Zähne, schminkte ihre Augen etwas nach und verließ dann den Waschraum wieder.

Während Eilie in ihre Schuhe schlüpfte, sah sie ihr Vater an.

„Wenn wir... wieder hier sind. Nein, morgen... Morgen möchte ich dir etwas erzählen.“

Eilie sah ihn kurz an und nickte. Sie verstand nicht genau, was er sagen wollte.

„Äh, gerne, Papa!“

An der Hotelrezeption ließen sich die beiden wieder ein Taxi kommen. Sie stiegen durch die hinteren Türen ein und nahmen auf der Rückbank der großen gelben Limousine Platz.

Manai sagte dem Taxifahrer die Straße, in der Michael lebte, dieser hob kurz den Daumen und fuhr los.

Los Angeles war wirklich riesig. Obwohl sie das Stadtgebiet nie verließen, dauerte die Fahrt über eine halbe Stunde, bis das Taxi in dem Wohngebiet ankam. Eilie wurde spürbar nervöser, ihre Hände wurden feucht. Sie hatte nicht damit gerechnet, Michael noch einmal wiederzusehen. Gerade erst hatte sie den Gedanken akzeptieren können, ihn für immer verloren zu haben.

Vor dem Wohnhaus stand ein schwarzer Geländewagen. Manai und Eilie stiegen aus und schritten auf das Haus zu. In der Wohnung schrie ein Kind. Mick.

Die Türe war jedoch verschlossen, es reagierte niemand auf die Klingel.

„Er ist nicht hier.“

Eilie drehte sich um, Annika Steinberger stand hinter ihr.

„Sie dürften nicht hier sein“, bemerkte Eilie kurz.

„Sie auch nicht, Frau Weber“, antwortete Annika reserviert.

„Er kam vor wenigen Minuten heraus, sperrte die Tür ab und lief los.“

Eilies Nervosität steigerte sich noch. Irgendetwas war hier nicht in Ordnung.

„Wohin ist er gelaufen?“

Annika lächelte verschlagen und holte ein Handy aus ihrer Handtasche. Wie immer war sie sehr förmlich gekleidet, mit grauer Anzughose und ebenso grauem Jackett über einer weißen Bluse.

„Hier, wir können ihn verfolgen...“

Michael wurde überwacht? Das widersprach vollkommen dem Zeugenschutzprogramm, das Annika ihm vorgestellt hatte. Er sollte hier annähernd unbekannt leben.

Das war genug. Eilie wusste nicht, dass sie derart schnelle Reflexe haben konnte, doch sie entriss Annika das Handy, lief auf den Geländewagen zu, startete den Motor und fuhr dorthin, wo auf der Karte ein roter, blinkender Punkt leuchtete.

32 Michael | Aufeinandertreffen

„*Michael Sunderland.*“

Er hörte die Stimme in seinem Kopf und spürte die Berührung der Klaue auf seiner Schulter. Das war's, dessen war er sich sicher.

Gerade war Mick gewickelt worden, als Michael beim Fenster hinaussah und das Wesen in der Luft erkannte. Da er wusste, dass Manai und Eilie an diesem Tag noch kommen würden, ließ er Mick schlafen, sperrte die Türe ab und lief los. Er rannte, fuhr in Bussen, nahm ein Taxi, gerade um möglichst weit weg von zu Hause zu kommen.

Mitnichten hatte er damit gerechnet, nach dieser geschickten Flucht das Monster so schnell wieder zu sehen. Er hatte es ja nicht einmal bemerkt. Ein angsteinflößendes, geflügeltes Wesen.

Er hatte sich eben noch vom Taxi absetzen lassen, hier, am Parkplatz an der Bauchet Street in Los Angeles. Michael ließ seine Gedanken kreisen. Er war weit herumgekommen. Die Flucht vor diesem Wesen und der Organisation hatte ihn einmal um die halbe Welt gehetzt.

Gerade jetzt hatte er die Hoffnung gehabt, dass er angekommen war. Angekommen im neuen Leben. Liebe war in seinem Leben. Er hatte einen Sohn. Eine kleine Familie.

Er hatte viel erlebt. Viel durchgemacht. Michael überlegte, ob ihn wirklich dieses Uning, das ihm hier auf diesem staubigen, trockenen Platz inmitten von Müll und Schrott gegenüberstand, davon abhalten konnte, sein Leben in Ordnung zu bringen.

„Was willst du?“, fragte er das Ding deswegen nur schroff. Er ließ sich nicht beeindrucken. Nicht mehr.

„*Michael Sunderland*“, erklang das Wesen einmal mehr in seinen Gedanken. Die knorrige Klaue berührte seine Schulter. Würde er hier versuchen zu entkommen, würde das Uning sicherlich sofort zugreifen und ihn verletzen oder töten. Es hatte durchdringende, gelbe Augen. Die Pupillen waren auf ihn gerichtet, die Flügel gespreizt.

„*Du hast ein unverzeihliches Verbrechen begangen.*“

Das war wohl das Ende. Michael lachte auf.

„Ich habe viele unverzeihliche Verbrechen begangen. Besonders an mir selbst. Meinst du, Rumänien verfolgt mich nicht in meine Träume? Ich sehe die Erinnerung daran jeden Tag.“

Das Ding aber schien sich für seine Antwort nicht zu interessieren. Es sprang auf, schlug ein- bis zweimal mit den Flügeln, erhob sich zu einem gewaltigen Sprung und wollte mit seinen Beinen auf Michael landen.

Doch er drehte sich mit einer Rolle nach rechts, stand über die Knie auf und lief los.

„Du kriegst mich nicht!“, rief er nach hinten, als er loslief. Er rannte zwischen den parkenden Autos hindurch, sprang über eine Böschung auf eine kleine Straße, die parallel zu den Gleisen verlief.

Er war schnell. Schließlich war er geübt darin, davonzulaufen. Und für ihn machte es keinen großen Unterschied, ob er vor gezogenen Schusswaffen davonlief oder vor einem geflügelten Irgendetwas, das ihm mit großen Sprüngen auf den Fersen war.

Michael wäre fast gestolpert, als der Boden vibrierte. Er hielt sich auf den Beinen, schließlich waren kleinere Erdbeben in dieser Gegend nicht unüblich. Doch diesmal war es kein Beben, sondern ein schwerer Güterzug, der langsam aber beständig auf den Gleisen angerollt kam. Der Zug trennte ihn von dem Raubtier, das ihn verfolgte, und er nutzte die Gelegenheit, in einen halb offenen Güterwaggon zu springen. Hastig zog er die Türe hinter sich zu.

Es erschien ihm seltsam, das hatte er früher so oft gemacht. In einem solchen Waggon hatte er Eilie kennengelernt. Damals, in Europa. Sein Puls raste, seine Kleidung war nass vom Schweiß. Sogar im Spätsommer war es in dieser Gegend unerträglich heiß, und sicherlich war das Wetter nicht dafür gemacht, dass man vor einem Ungeheuer weglaufen musste. Ein Ungeheuer, das ihm

zudem ein besonders unverzeihliches Verbrechen vorwarf.

Er kam zur Ruhe. Natürlich war klar, was das Ding meinte. Wegen ihm war die Bevölkerung eines ganzen Dorfes ausgelöscht worden. Oder waren es vielmehr doch die vielen kleinen Verbrechen, die ihm jetzt vorgeworfen wurden?

Noch bevor er eine Antwort auf die Frage erhalten konnte, durchstieß einer der Klauenfüße des Monsters das Aluminiumdach des Waggons.

Michael erschrak und er sprang auf, er drehte sich zur Türe und riss diese wieder auf.

Doch anscheinend blieb sein Racheengel mit dem Bein in dem aufgestoßenen Loch hängen, Michael hörte Scharren und Kratzen sowie Laute, die in ihrem scharfen Kreischen an Schreie erinnerten.

Er drehte sich um. Das Wesen konnte sich nicht so leicht befreien, das Bein zappelte unbeholfen im dunklen Waggon.

Doch auch seine Möglichkeiten waren sehr begrenzt. Der Zug hatte mittlerweile Geschwindigkeit aufgenommen. Wäre er nun hinausgesprungen, hätte er das sicherlich nicht überlebt.

Als er einen Motor hörte, lächelte er. Er wusste es. Warum, konnte er sich nicht erklären. Aber sie kam. Und

schon als er seinen Kopf nach links drehte, sah er den Wagen angerast. Es war Eilie. Sie fuhr mit dem Geländewagen, mit dem Annika ihn zuletzt besucht hatte, nahe an den fahrenden Zug heran und öffnete das große Sonnendach. Michael lachte laut auf. Nur Eilie war zu so etwas imstande.

Eilie sah ihn an, ihr Blick zeigte, wie krank sie vor Sorge war. Michael wusste nicht, wie viel sie gesehen hatte.

„Spring!“, rief sie ihm zu.

Michael sah nach rechts, ob irgendein Hindernis am Bahndamm auf ihn zukam, doch der Weg war frei. Er schloss kurz die Augen, dachte an seine Lieben und sprang.

Die Schmerzen waren unbeschreiblich, als er ungeschickt auf der festen Verstrebung am Dach des Wagens aufschlug, doch Michael schaffte es mit einer Rolle hinein. Er kletterte auf den Beifahrersitz und schnallte sich an. Er war benommen, aber es war ihm klar, dass diese Fahrt sicherlich nicht besonders gemütlich oder ruhig werden sollte. Eilie trat das Gaspedal durch, das Auto beschleunigte nach einer kurzen Verzögerung mit einem Ruck.

Sie sah einen kurzen Moment zu ihm hinüber und lächelte ihn an, doch schon im nächsten Moment standen Panik und Angst in ihr Gesicht geschrieben. Vor dem

Wagen tat sich das Ungeheuer auf. Es musste sich befreit haben.

Der Wagen kam ins Schleudern, nachdem Eilie versucht hatte, dem Wesen auszuweichen. Als das linke Vorderrad in den Graben rutschte, überschlug sich das Fahrzeug mehrmals und wirbelte eine riesige Staubwolke auf, als es schließlich doch wieder auf den Rädern landete.

Michael hielt sich die Hände vors Gesicht und konnte sich zuerst überhaupt nicht orientieren. Er rieb sich die Augen um überhaupt verstehen zu können, was geschehen war.

Aus dieser Staubwolke kam das Ungeheuer heraus. Es blieb noch einmal kurz stehen und blickte zurück auf das Wrack, das auf den Rädern zu stehen gekommen war.

Es stand dort und zeigte keine Regung.

Michael jedoch hatte überlebt. Sein Mund schmeckte blechern vor Blut, aber er lebte.

Er drehte den Kopf nach links. Er hatte Angst. Schreckliche Angst. Nicht davor, dass das Ding näherkam. Nein, er wusste nicht, ob sie noch lebte.

Eilie hing in ihrem Gurt, der Kopf lehnte an die intakte Scheibe der Fahrertüre. Das Glas war blutig. Sie bewegte sich nicht.

Panik stieg in ihm auf. Es wäre ihm lieber gewesen, er wäre gestorben. Doch bevor er weiterdenken konnte, sah er ihre erhobene, flache Hand auf Höhe seiner Brust.

„Sie ist... weg... schlag ein...“

Sie drehte ihm ihren Kopf zu. Sie hatte eine Platzwunde an der Stirn, doch sie lebte.

„... mein Liebster“, fügte sie hinzu.

Glücklicherweise konnte er seine Türe von innen öffnen und Eilies Türe von außen. So konnte er ihr helfen. Sie humpelte, als sie aus dem Wagen stieg, sie hatte sich also nicht nur am Kopf verletzt. Michael hielt sie fest im Arm.

Das Wesen. Es stand doch noch vor ihnen, Eilie hatte sich getäuscht. Und es sah Michael weiterhin an. Die Brust hob und senkte sich, es atmete schwer.

Breitschultrig stand es vor ihnen, die Flügel erneut gespreizt. Eilie hielt sich stärker an ihm fest und sah dem Wesen in die Augen. Als sie es das letzte Mal getroffen hatte, lag sie mit einer Schusswunde auf dem Bett. Nun konnte sie das Ding zum ersten Mal genauer ansehen.

Es war still geworden. Die Staubwolke um den zerstörten Wagen senkte sich, die Sonne strahlte wieder unbarmherzig vom Himmel.

Eine gefühlte Unendlichkeit verstrich, ohne dass sich jemand regte. Der Druck auf seiner Schulter erhöhte sich, Eilie wurde schwächer. Sie musste zu einem Arzt. Er

würde gehen. Er würde gehen und Eilie in Sicherheit bringen, egal was das Wesen mit ihm machen wollte.

Ein Motor heulte in der Distanz auf, ein Taxi fuhr parallel zum Bahngleis entlang. Die Reifen rauschten über den Sand, als der Wagen bremste.

Drei Türen öffneten sich, der Taxifahrer, ein schwarzer, übergewichtiger Mann stieg aus und sah auf das Wesen.

„Was zur Hölle?“, entfuhr es ihm.

Das Wesen aber beachtete den Mann nicht. Sein Blick war nun auf Manai gerichtet, der neben Annika aus dem Taxi stieg. Er lief auf das Wesen zu und schrie.

„Nein! Nicht! Hör auf!“ Es sah ihn nur an.

Manai nahm seine Hände und berührte es an den Schultern. Das Ding ließ sofort seine Flügel hängen und sah plötzlich wesentlich ruhiger aus.

„Nein. Bitte. Elvira.“

33 Viri | Aufwachen

Es war nun beinahe die vierzigste Woche. Ihr Bauch wölbte sich und jeder Schritt fiel ihr schwer. Sie saß vor dem Fernseher und sah die Nachrichten an.

Die Abendnachrichten konnten sie an diesem Tag nicht von der Hitze ablenken. Dieser Hochsommer war einer der heißesten, die sie je erlebt hatte. Aus Hel war sie gewohnt, dass die Sonne oft kaum über die Baumwipfel hinweg ragte, die Winter lang anhielten und über viele Monate im Jahr Kälte und Dunkelheit herrschten. Selbst in ihrem kurzen Aufenthalt in Helgard hatte sie keine solche Hitze verspürt. Doch sie war hier und er würde bald nach Hause kommen.

„Isabella Peron wurde aus argentinischem Hausarrest befreit und erwartet nun ihre Ausreise nach Spanien...“

Ein sanftes Treten in ihrem Bauch erinnerte Viri wieder einmal daran, dass sie hochschwanger war. Das kleine Würmchen wollte wohl schon hinaus, doch der vorhergesagte Geburtstermin ließ noch fast eine Woche auf sich warten.

Bis dahin verbrachte Viri noch einige Zeit zu Hause und versuchte, sich zu beruhigen.

Eigentlich hatte sie die Kräfte von Eding geerbt, um Etheria wiederaufzubauen, doch noch konnte sie nichts

tun. Selbst Ciseding gab ihr in Hel kaum einen guten Rat auf den Weg, sie erinnerte sich an seine Worte.

„Du musst das Leben eines ganz normalen Menschen führen, bevor du nach Etheria reisen kannst!“

Gehörte es nicht zum Wesen eines Menschen, Kinder zu bekommen und eine Familie zu gründen?

Dennoch, sie war eine andere Existenz als Manai, Viri war kein Mensch, auch wenn sich ihr Körper so anfühlte. Er indes war ein Mensch und Viri war etwas geworden, das jenseits von Menschen, Mal'ach oder Sayt existierte. Manai nannte sie manchmal neckisch „seine Göttin“.

Kraft erhielt sie aber immer von ihrem Mann. Er hatte stets die richtigen Worte parat, wenn sie unsicher war oder es ihr nicht gut ging. Es war eine schöne Zeit.

Viri schleppte sich die Treppen hoch und betrachtete das leere Zimmer, das einmal das Kinderzimmer ihrer kleinen Eilie werden sollte. Sie hatten wenige Jahre zuvor dieses Haus in der Stadtmitte von Tauberburg gefunden und hatten es gemeinsam renoviert und neu aufgebaut.

Ein schöner roter Bettstall stand in der Mitte des Zimmers, darüber schwebte eine Papierlampe, die ein warmes gelbliches Licht von sich gab. Diese Lampe sah aus wie eine kleine Sonne. Bald würde darunter ihr Sonnenschein schlafen. Und Sonnenschein würde ihr Mädchen viel sehen, denn Manai und Viri hatten das

kleine Fenster zu einer Glastüre umgebaut und vor diese Türe einen kleinen Balkon anbringen lassen.

Ein Gefühl der Freude durchfuhr ihren Körper, als sie das Schloss der Haustüre klacken hörte. Viri eilte, so gut es ging, die Treppen hinab und nahm Manai in Empfang. Sein Gesicht strahlte sofort, als er sie sah. Er berührte Viri an den Schultern und zog sie zu sich heran. Sie wollte ihn küssen und schloss die Augen.

Als sie die Augen wieder öffnete, war alles anders.

Sie sah Manais Gesicht, er lächelte, doch er sah um so viele Jahre gealtert aus. Seine Hände berührten ihre Schultern, doch ihr Körper war ein anderer. Sie war ein Extant.

Das kleine, gemütliche Haus war verschwunden, sie befand sich inmitten einer sandigen Ödnis, hinter Manai waren verkommene Lagerhallen, ein kaputtes Auto stand verbeult hinter einem Graben und qualmte.

Doch nicht nur Manai hielt sich hier auf. Viri erkannte ein junges Paar, beide waren verletzt. Offenbar hatte das mit dem kaputten Auto zu tun. Etwas abseits standen ein gelbes Auto, ein Taxi, daneben ein schwarzer Mann und eine blonde Frau.

Viri hatte es geschafft. Sie war wieder hier. Ihre Reise durch die seltsame Welt war zu Ende, ihr Geist hatte sich wieder zusammengefunden. Doch ihr Körper war nicht mehr der, den sie kannte.

Manai lächelte. Ein kleines Rinnsal von Blut lief von seinem Mundwinkel hinunter. Viri sah hinab. Ihre schwarze, hässliche Klaue hatte seinen Bauch durchbohrt. Überall Blut.

Die junge Frau löste sich von ihrem Begleiter und humpelte nach vorne. Sie hatte Tränen in den Augen, ihr Gesicht spiegelte Trauer und Verzweiflung wider.

„Papa! Papa! PAPA!“ Konnte das Eilie sein?

Manai drehte seinen Kopf um.

„Kleines, bleib weg. Sie ist gefährlich.“

Die Kraft schwand in ihm. Sie sandte einen Gedanken in seinen Geist.

„*Liebster. Nein. Wir schaffen das! Sprich nicht!*“

Manai sah sie überrascht an.

„Ich wusste es. Du kannst dich... erinnern.“

Er drehte seinen Kopf wieder zu der jungen Frau.

„Eilie... das hier ist... deine Mutter. Nach deiner Geburt... ging etwas schief. Sie hat sich... in etwas verwandelt. Doch sie... erinnert sich wieder.“

Manai schloss die Augen kurz.

„Es ist wohl zu erwarten, dass ich... sterbe. Das ist nicht... meine Zeit.“

Viri wollte sprechen, doch sie konnte nicht.

Eilie sah sie ungläubig an und Viri wollte sie zu gerne berühren, doch sie bemerkte die Angst, welche die junge Frau verspürte.

Vorsichtig zog sie ihre Klaue aus Manais Bauch. Er sank zusammen, sie fing ihn auf und erhob sich.

„Nein, es war ein Fehler. Ich habe die Wunden geöffnet!“

Die Zeit der großen Zusammenkunft war noch nicht gekommen. Sie hielt Manai fest und schwang sich hoch in die Lüfte. Sie musste zuerst mit Manai alleine sein und versuchen, ihn zu retten.

Eilie erhob die Hand. „Warte! Warte! PAPA! PAPAAA!“

Prolog III | Die Verwandlung der Welt

„Hast du es gesehen?“

„Nein, aber jeder redet davon.“

„Ach, das sind doch nur Hirngespinnste alter Männer. Die wollen doch nur, dass in dieser langweiligen Stadt mal was Aufregendes passiert.“

„Du bist so unsagbar ignorant! Nur weil etwas passiert was nicht in dein engstirniges Bild passt!“

Lauren stand an der Theke ihres Restaurants und wischte wieder einmal über die Kunststoffoberfläche, räumte Plastikbecher weg und sortierte die Tablettts, mit denen ihre Gäste speisten.

Die ganze kleine Stadt war in Aufruhr, seit angeblich ein geflügeltes Wesen gesichtet wurde, das einen Toten über die Stadt getragen hatte.

Einige der Leute nahmen die Sichtungen ernst und konstatierten daraus das nahende Ende der Welt. Sie befürchteten, das Wesen wäre einer der Dämonen gewesen, welche die Apokalypse einleiten sollten. Zumindest hatte das ein älterer Mann in ihrem Restaurant lauthals geschrien, bevor sie ihn hinausgeworfen hatte.

„Du kannst glauben was du willst, aber wenn du schon die Apokalypse zitierst, informiere dich bitte vorher wie sie genau ablaufen soll“, hatte sie sich gedacht.

Andere waren sich sicher, dass hier nur modernes Kriegsgerät getestet wurde, denn nicht besonders weit weg von der kleinen Stadt Saranon befand sich eine Militärbasis. Von einem rein sachlichen Standpunkt heraus gesehen war das sicherlich eine der logischsten Schlussfolgerungen.

Lauren hatte allerdings ein seltsames Gefühl in ihrer Magengegend. Sie wollte nicht den Verschwörern oder falschen Propheten glauben, dennoch hatte auch sie das Gefühl, dass sich etwas geändert hat.

Als spät in der Nacht die letzten Trunkenbolde ihr kleines Restaurant verließen, ging sie durch die Küche durch hin zum kleinen Flur, der in ihre Wohnung führte.

Lauren lebte allein, einst hatte sie einen Mann und zwei wundervolle Kinder gehabt, doch diese waren bei einem Unfall gestorben. Sie war oft alleine und vergrub sich in Gedanken, und so saß sie auch dieses Mal noch eine ganze Weile in ihrer Küche und machte sich Gedanken darüber, was in der Stadt gesprochen wurde.

Da sie nicht schlafen konnte, ging sie über eine Treppe auf das Flachdach ihres Restaurants. Rundherum waren die Fenster der Häuser dunkel, entweder waren sie unbewohnt, oder die Menschen schliefen. Einige

arbeiteten ja schließlich noch in den wenigen Minen rund um die Stadt.

Die Sterne strahlten vom Himmel, und passend zum Leuchten am Firmament glomm die Zigarette auf, die Lauren sich angezündet hatte.

Von einem geflügelten Wesen oder etwas in der Art war nichts zu sehen. Sie hörte nur, wie einige Ratten sich an ihrem Müll zu schaffen machen, aus der Richtung ihrer Müllcontainer raschelte es.

„In Saranon geschieht wirklich nie etwas.“

34 Eilie | Neue Wunden

Jeder Schritt tat ihr weh. Sie hatte sich nichts gebrochen, aber ein Bein war verstaucht. Die Kopfwunde war mit wenigen Stichen genäht worden. Nun stand sie in der Eingangshalle des Krankenhauses in Los Angeles und wartete darauf, dass auch Michael entlassen wurde.

Wenn man bedachte, dass der Wagen sich mehrfach überschlagen hatte, dann waren die Verletzungen der beiden wirklich nicht der Rede wert.

Viel schlimmer war der Schmerz in ihrem Herzen. Ihr Vater war verschwunden, das geflügelte Wesen hatte ihn mit seinen Klauen durchbohrt. Und als wäre das nicht genug gewesen, hatte ihr Vater das Ding auch noch als ihre lange verstorbene Mutter, Elvira, vorgestellt.

Eilie setzte sich auf einen der Plastikstühle in der Halle und legte ihre Hände an die Schläfen. Sie roch den Geruch von altem Kunststoff und lange nicht ausgewechselten Vorhängen mit einer Note von Desinfektionsmittel, sie sah auf den grauen Boden und tippte mit dem Finger auf den orangefarbenen Kunststoff ihres Stuhls.

„Ist alles in Ordnung mit Ihnen?“, fragte eine besorgte Krankenschwester. Eilie sah auf und versuchte sich an einem Lächeln.

„Ja, alles gut. Ich habe nur viel nachzudenken.“

Die Krankenschwester lächelte zurück.

„Wenn Sie etwas brauchen, rufen Sie nach mir. Ich sitze drüben im Empfang, ja?“

Eilie nickte und wandte sich wieder ihren Gedanken zu.

Es dauerte wohl noch länger, Michaels Wunden zu verpflegen. Als sie ins Krankenhaus gebracht wurde, war Michael ohnmächtig geworden. Eilie erklärte den Sanitätern, dass bei ihm zu Hause ein kleines Kind lebte und so wurde Mick auch hierher ins Krankenhaus gebracht. Einige Krankenschwestern kümmerten sich um den kleinen Jungen.

Sie nahm ihr Handy in die Hand. Der Bildschirm war gesprungen, doch es funktionierte noch.

„Bitte komm schnell. Michael ist verletzt, Manai verschwunden. Alles kompliziert.“

Sie schrieb eine Nachricht an Rosalia. Diese junge Frau liebte ihren Vater schließlich auch.

Kurz darauf vibrierte ihr Handy.

„Werde schnellstmöglich da sein.“

„Danke“, murmelte Eilie.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit verstrichen war, als sich jemand neben sie setzte. Es war Annika. Ihr Gesicht spiegelte die Distanz wieder, mit der sie sich immer in

der Öffentlichkeit zeigte. Dennoch legte sie einen Arm um Eilie.

„Es tut mir leid um deinen Vater.“

Eilie antwortete nicht.

„Das Wesen hat ihn mitgenommen, wir können ihn sicherlich finden.“

„Ich vertraue dir nicht“, war Eilies kurze Antwort. Annika zuckte kurz mit den Augenlidern.

„Was heißt, du vertraust mir nicht?“

Eilie sah sie finster an.

„Was ist das für ein Zeugenschutzprogramm, wenn die Polizisten bei einem Schützling ein- und ausgehen können? Wieso warst du plötzlich hier? Wieso hast du Michael nicht in Ruhe gelassen?“

Sie atmete kurz durch.

„Wenn du nicht hier wärst, wäre all das nicht passiert.“

Annika schwieg. Ihr Gesichtsausdruck verriet nichts davon, was in ihr vorgehen mochte. Dann stand sie auf.

„Sehr schön. Wir werden das Wesen auch ohne dich finden. Ich habe genug von dieser Farce.“

Sie ging einige Schritte auf den Ausgang zu, dann drehte sie sich um.

„Weißt du, ich habe dafür gesorgt, dass du befreit wirst. Das hast du alleine mir zu verdanken. Und mir vertraust du nicht? Wenn dem so ist, dann solltest du auch deinem Freund nicht vertrauen. Sine wegen wurden viele Menschen getötet.“

Eilie blickte auf.

„Lügen.“

Annika hingegen grinste nur hämisch.

„Frag ihn, wie er zu Mick gekommen ist. Das war ein Auftrag der Organisation der Brennenden Welten, den er nicht vernünftig ausgeführt hatte. Er hat das Kind gestohlen, er sollte es nach Deutschland zu einem reichen Paar befördern, die auf ihren gekauften Sohn gewartet hatten. Die Organisation hat deswegen ein Dorf in Rumänien niedergebrannt. Alle sind tot. Er allein hat das Unglück über euch gebracht.“

Mit diesem Satz drehte sie sich um und verließ das Krankenhaus. Eilie war sich sicher, dass Annika gelogen hatte, sie war nur verletzt. Es war ein schwacher Versuch, Eilie weh zu tun.

„Aber was, wenn sie recht gehabt hatte? Michael hat mir nie erzählt, wie er zu Mick gekommen ist. Oder wer die Mutter war.“

Sie ging zu der Krankenschwester, die ihr vorher Hilfe angeboten hatte.

„Sie sind die Frau von Micks Vater, richtig?“, fragte die nette, ältere Frau.

Eilie nickte.

„Kann ich... den Kleinen sehen?“

Die Schwester lief sofort in das Nebenzimmer und holte Micks Kinderwagen. Eilie beugte sich vor, streichelte dem schlafenden Jungen über die Wangen und fuhr mit dem Wagen in die Eingangshalle.

Nach einer kurzen Weile kam Michael aus dem Behandlungszimmer und ging auf sie zu. Er strahlte über das ganze Gesicht und freute sich, sie zu sehen. Annikas Worte nagten an ihr. Sie musste die Wahrheit wissen.

„Er behandelt Mick doch immer so liebevoll.“

Eilie sah Michael an. Er wollte sie umarmen, doch sie hielt ihn auf Distanz, zuerst musste die Frage beantwortet werden, die in ihr brannte. Sie sah ihm tief in die Augen.

„Wie bist du an Mick gekommen? Stimmt das mit Rumänien?“

Michael strahlte nicht mehr. Er senkte den Blick.

„Ich... ich... ich sollte...“

„Sie hatte Recht“, dachte sich Eilie. Nicht auch noch das.

Eilie ignorierte ihre Schmerzen und schob den Kinderwagen in großen Schritten aus der Halle hinaus.

Michael versuchte ihr nachzulaufen, doch er war nicht so schnell wie sie. Eilie aber ignorierte ihre Schmerzen und ging stolz voran.

„Eilie! Eilie! So lass mich doch erklären!“

Sie sah sich kurz um und erkannte eine Reihe von Taxen nahe der Auffahrt zum Krankenhaus. Ohne sich umzudrehen, ging sie auf eines der Autos zu, winkte dem Fahrer, nahm Mick in den Arm und öffnete die hintere Türe. Der kleine Junge begann zu weinen, während der Taxifahrer ausstieg und den Kinderwagen in den Kofferraum hievte. Aus diesem holte er einen Kindersitz, den er im Wagen auf der Rückbank befestigte. Eilie schnallte Mick in dem Kindersitz fest. Gerade als sie einsteigen wollte, griff Michael nach ihrer Hand.

„Das ist nicht so einfach!“, sagte er, der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Nichts ist einfach“, antwortete Eilie kühl. „Gar nichts mehr ist einfach.“

Sie zog ihre Hand weg.

„Ich muss meinen Vater suchen. Lass mich in Ruhe.“

Eilie zog die Türe hinter sich zu. Michael wollte sie öffnen, doch der Taxifahrer versperrte die Türen von Innen.

„Ich verstehe kein Deutsch, Ma'am, aber ich denke der Herr soll nicht mit ins Auto“, sagte er auf Englisch zu ihr.

„Danke“, antwortete sie und atmete kurz durch.

„Far Western Hotel, Huntington Beach bitte.“

Der Fahrer lächelte, nickte und startete den Wagen.

35 Viri | Die Heilerin

Mit Manai in den Armen flog sie los. Hinaus aus der großen Stadt, ohne Ziel und weit weg. Viri flog bis in die Nacht hinein und als sich aus dem flachen Land hohe Berge erhoben, beschloss sie, dort eine Unterkunft zu suchen.

Auf einem hoch gelegenen Tal schließlich fand sie eine verlassene Fabrik. Die Tore waren offen, das große Gebäude war leer und heruntergekommen. Aber es bot ein Dach über dem Kopf. Sie ging durch die große Halle, an deren Seiten sich hunderte kleine zerbrochene Scheiben zu hohen Fenstern erhoben, schritt mit Manai im Arm über einen staubigen Boden, auf dem noch Reste von metallenen Stangen und umgeworfenen Tischen lagen.

Über eine kleine stählerne Treppe am Ende der Halle ging es in einen kleineren Raum, in dem früher wohl die Büros gewesen sein mussten. Das Zimmer war zwar ebenso staubig wie die große Halle, doch unterteilten hier verwitterte Holzwände mit großen Fenstern den Raum. Die meisten dieser Scheiben waren noch heil, und es war deutlich wärmer als in der kühlen Halle.

Viri sah durch ein Fenster nach draußen, es schneite leicht. Es war sehr heiß gewesen, dort, wo sie losgeflogen war. Sie schloss daraus, dass diese Fabrik sehr hoch gelegen sein musste.

Im größten der Büros stand ein heruntergekommenes Sofa mit Kunstlederbezug. Vorsichtig bettete sie ihren Manai dort. Er atmete kaum noch, seine Lippen waren blau, auf dem Weg zu diesem Ort hatte er viel Blut verloren. Sie entfernte sein Hemd und sah die tiefe, hässliche Wunde in seinem Bauch. Schon einmal hatte sie ihn so knapp am Rande des Todes sehen müssen, und nun konnte sie ihm noch weniger helfen als damals, am Ende des großen Aufstandes. Darüber hinaus hatte sie für diese Verletzung auch noch die Schuld zu tragen.

Sie war ein Extant, ein hässliches Wesen. In ihrem Wahn hatte sie ihn beinahe getötet, den liebsten Menschen, der ihr je untergekommen war. Viri war ein Monster geworden. Sie war in ihrer Mission gescheitert.

Doch sie wollte nicht aufgeben. Nicht bei Manai. Er musste leben. Sie legte ihre knorrigen Klauen auf seine Wunde und konzentrierte sich. Im Dunkel ihrer Gedanken konnte sie ein schwaches Leuchten ausmachen. Sie folgte diesem Leuchten und als es stehen blieb, kam sie ihm näher.

Es war das, was von Manais Leben noch übrig war. Viri versuchte, diesen Rest von Leben in ihre Hand zu nehmen.

„*Bitte, bleib bei mir*“, dachte sie sich. In Gedanken drehte sie sich um und erkannte, dass auch von ihrer Seite ein Leuchten ausging. Ihr Licht leuchtete viel heller und

strahlender, es war beinahe heiß und glühte wie eine Sonne im All. Es war ihr Leben.

Viri versuchte, etwas von ihrem Licht zu ergreifen, doch im ersten Moment verbrannte sie sich fürchterlich, da ihr Innerstes sich so unbeschreiblich heiß anfühlte. Immer vorsichtiger näherte sie sich der Quelle ihres eigenen Lebens und schließlich konnte sie einen kleinen Teil davon abgreifen und diesen Teil zu Manai abführen, nach einer kurzen Weile wurde auch sein Licht wieder heller. Sie öffnete die Augen.

An Stelle der blutigen Wunde war an Manais Körper ein schwarzer, knorriger Auswuchs, der in etwa aussah wie ihre Hände oder Füße. Der Auswuchs lag wie ein Schild auf seinem Bauch, einzelne Fäden davon zogen sich über seinen gesamten Oberkörper. Viri fühlte sich nun auch verletzt und schwach, doch sie hatte das Gefühl, etwas Richtiges getan zu haben.

Sein rasselnder Atem wurde ruhiger, aus seinem Mund strömte kein Blut mehr. Er hatte überlebt. Sie hatte ihn gerettet. Viri hielt seine Hand und kniete vor ihm am Bett.

Sie wusste nicht, wie lange sie seine Hand gehalten hatte, doch irgendwann schlief sie wohl ein. Sie wurde von einer Berührung geweckt. Eine Hand streichelte über ihren kahlen Kopf. Vorsichtig und schwach, doch die Berührung war da.

„*Du bist wach*“, sandte sie in seine Gedanken hinein. Er hob den Kopf.

„Viri... du bist immer noch... du.“

Sie sah ihn an und versuchte sich an einem Lächeln, doch ihr war eher nach anderem zumute. Als sie die Feuchtigkeit in ihren Augen spürte, wusste sie auch, dass selbst ein Extant weinen konnte.

Nach einigen Minuten verließ sie Manai und ging nach draußen. Es war früher Morgen, die Sonne reckte sich über die Gipfel am östlichen Rand des Tales und durchflutete es mit Licht.

Das Tal musste deutlich über der Baumgrenze liegen, außer einigen Gräsern wuchs nichts mehr außerhalb der Fabrik. Neben dem großen Gebäude standen noch einige kleinere Gebäude, ehemalige Lagerhallen und Wohnhäuser. Viri konnte keine Straße erkennen, die zu dem Komplex führte.

Sie nahm einige Becher, die sie im großen Büro fand und füllte diese mit dem Wasser aus einem kleinen Bach, der das Tal in zwei Hälften teilte. Als sie mit den gefüllten Bechern wieder zu Manai kam, saß er auf dem Sofa und betrachtete das Etwas, das in seinem Bauch wuchs. Er sah sie verwundert an.

„Ich spüre keine Schmerzen mehr.“

Viri stellte die Becher zur Seite und nahm seine Hand.

„Ich wusste nicht, was zu tun ist, deshalb...“

Doch Manai lächelte nur.

„Du hast mich gerettet. Wieder einmal. Danke.“

Sie gab ihm etwas von dem Wasser zu trinken und er nahm willig an.

„Ich gehe etwas zu essen suchen“, sandte sie ihm und stand auf.

„Viri. Warte.“

Sie drehte sich um und sah in ein sehr ernstes Gesicht. Noch einmal nahm sie seine Hand.

„Was ist los?“

Er atmete tief durch.

„Es ist etwas, das ich dir schon vor Eilies Geburt hätte sagen sollen. Etwas, das mir aufgefallen ist, seit wir uns als Jugendliche wiedergetroffen haben und seitdem ich meine Erinnerungen wiederhabe. Ich wollte... nein ich konnte es dir nicht sagen. Diese Welt... ist falsch.“

Viri verstand nicht.

„Wie meinst du das?“

Er sah zum Fenster hinaus, tief in Gedanken.

„Als ich das erste Mal starb, damals, bevor ich nach Hel kam und wir uns kennenlernen konnten, wurde ich im Jahre 1981 geboren. Hier kam ich 1961 zur Welt. Ich

wurde also in einer Zeit wiedergeboren, noch bevor ich ursprünglich geboren wurde. Doch ich kümmerte mich nicht darum. Ich hatte ja dich. Nachdem du zu dem wurdest, was du jetzt bist, habe ich begonnen, Nachforschungen anzustellen. Ich fuhr Anfang der 80er Jahre mit der kleinen Eilie in den Ort, in dem ich mein erstes Leben verbrachte. Es gab mich dort nicht. Es gab niemand aus meiner alten Familie dort.

Doch das ist noch nicht genug. Irgendwie ist diese Welt anders als die, die ich vorher kannte. So kann ich mich nicht daran erinnern, dass es einen Ort namens Tauberburg überhaupt gab. Und auch die Fahrzeugmarke von Eilies Wagen gab es nicht, als ich starb.“

Manai sah ihr in die Augen. Diese liebevollen Augen, sie waren voller Traurigkeit.

„Als junger Mann hatte ich in meinem ersten Leben bereits das Jahr 2008 erlebt. Dieses Jahr haben wir jetzt wieder und auch wenn so vieles ähnlich ist, so leben wir doch in einer anderen Welt. Ich... ich weiß nicht, was geschieht.“

Nun drückte er ihre Hand fest. Sie spürte seinen festen Griff auf ihren Klauen.

„Lass uns herausfinden, was geschehen ist, seit wir auf dieser Welt angekommen sind. Für Eilie.“

Viri nickte und umarmte Manai.

36 Michael | Katerstimmung

Immer wieder sah er das brennende Dorf vor sich. Er wollte das Kind doch zurückbringen. Stattdessen wurde er Zeuge davon, wie eine ganze Gemeinde ausgelöscht wurde. Ein Dorf voller Menschen, deren Recht auf Leben nicht so wichtig erachtet wurde wie der Kinderwunsch eines reichen Ehepaares. Und das alles nur, um sicher zu sein, dass es keine Zeugen gab, keine Rückschlüsse auf die reichen Leute in Frankfurt.

In seinen Träumen allerdings ging er weiter als in der Realität. Hier war er ein Feigling gewesen, er drehte um, nachdem ihm die Handlanger der Organisation gedroht hatten. Im Traum rannte er in die Häuser, doch alles, was er dort sah, waren verkohlte Leichen und brennende Menschen, die um Hilfe schrien, doch für die schon alles viel zu spät war. Es war dramatisch.

Und gerade als er zu seinem Auto zurücklief, stand Eilie vor ihm. Sie hielt das Kind, das er so sehr liebte in den Armen und sah ihn verächtlich an. Sie ging hinter seinen Wagen weg in den Wald, er lief ihr nach.

Doch Michael stürzte hinter dem Wagen in ein Loch und fiel auf ein Meer aus Flammen zu.

In diesem Moment wachte er auf, er schnellte hoch und wurde sofort von einer Woge des Schmerzes erfasst. Er erbrach sich neben das Bett.

„Gottverdammte!“, schrie er, nur um gleich wieder vom Kopfschmerz niedergestreckt zu werden.

Michael stand auf und wollte in das Bad gehen und ein Tuch holen um das Erbrochene aufzuwischen. Er stolperte dabei über viele leere Flaschen. Bier, Wein und Whiskey. Er hatte sich mit vielem eingedeckt und wollte einfach nur die Welt vergessen. Die Welt, die ihm alles genommen hatte.

„Unsinn!“, sagte er sich selbst, während er den Boden neben seinem Bett reinigte.

„Ich habe das alles selbst zu verantworten. Ich alleine.“

Er konnte nicht mehr lügen. Zu oft hatte er sich und andere belogen. Eilie war vor ihm gestanden und hatte ihn zur Rede gestellt. Er hatte nichts gesagt. Er hatte sich nicht erklärt.

„Ein erbärmliches Bild gibst du ab.“

Michael stand langsam auf und drehte sich um. Annika. Er konnte nichts weiter tun als sie anzusehen. Nun verstand er.

„Dir habe ich zu verdanken, dass Eilie und Mick weg sind.“

Ihr Gesichtsausdruck strahlte die Überheblichkeit aus, die er von ihr kannte. Sie war sicherlich bereits Mitte Zwanzig, doch an ihren Augen konnte er keine Lachfalten

erkennen. Annika hatte nichts Herzliches an sich und auch wenn sie hübsch anzusehen war, so nahm ihr die Kälte jedes noch so kleine Stück an Attraktivität.

„Du hast es ganz alleine zu verantworten, Michael Sunderland.“

Sie ging einen Schritt auf ihn zu. Als sie das von Erbrochenem durchtränkte Tuch sah, rümpfte sie angewidert die Nase.

„Deine kleine Romanze hat wohl kein gutes Ende genommen.“

Michael holte aus und schleuderte ihr das Tuch ins Gesicht. Sie stolperte einen Schritt zurück, wischte sich mit angewidertem Gesichtsausdruck den Mund ab und sprang nach vorne. Er wusste gar nicht wie ihm geschah, schon lag er auf dem Boden. Annika schlug ihm mit der Faust einige Male derart ins Gesicht, dass er die Besinnung verlor. Als er wieder aufwachte, lag er im Bett und Annika stand vor ihm.

„Ich habe es so satt, dass die Dinge nie so laufen, wie sie sollten.“

Eine Haarsträhne hatte sich aus ihrem zusammengebundenen Haar gelöst und hing ihr in die Augen. Sie hatte sich offenbar Gesicht und Haare gewaschen, sie war nun ungeschminkt. Unter den Augen zeichneten sich Ringe ab, sie wirkte abgekämpft. Michael wagte es nicht, sich zu bewegen. Er war nicht gefesselt,

doch ihre schnelle und schmerzhaftige Reaktion zuvor hatte ihn vorsichtig werden lassen.

Sie sah ihm in die Augen.

„Hör mir zu. Antworte ehrlich. Du willst Eilie und deinen Sohn zurück, ja?“

Michael nickte.

„Ich will das geflügelte Wesen. An anderen Dingen, die dich betreffen, habe ich kein Interesse.“

Michael schwieg. Annika hielt kurz inne und fuhr dann fort.

„Mir war nicht ganz klar, was auf dem Parkplatz passiert ist. Ich verstehe nicht, warum Manai Weber meinte, das Wesen wäre Eilies Mutter. Ich gehe immer noch davon aus, dass du eine Schlüsselfigur in diesem Spiel bist. Wenn du Eilie ihren Vater wiederbringst, wird sie dir vermutlich dankbar sein.“

Wir konnten Manais Handy noch ein ganzes Stück weit nachverfolgen. Brich mit mir auf und wir werden das Monster und Manai aufspüren. Wenn er noch lebt.“

Michael setzte sich auf und sah Annika an.

„Wer bist du? Du hängst mit der Organisation zusammen, oder?“

Sie gewann etwas ihrer distanzierten Ausstrahlung zurück und lächelte verschlagen.

„Das tut doch nichts zur Sache.“

Er vertraute ihr nicht. Annika verfolgte offenbar nur ihre Interessen, und ob sie nun eine Polizistin im Alleingang war oder Teil der Organisation, so hatte sie eigene undurchsichtige Ziele, denen man sich besser nicht in den Weg stellte.

Michael hatte die Wahl: Er konnte das Angebot von Annika ablehnen, doch war sie in diesem Moment der einzige Anhaltspunkt, der ihn schließlich wieder zu Eilie und Mick bringen würde. Und es war besser, irgendetwas zu tun als sich treiben zu lassen. Das redete Michael sich immer wieder ein.

Er duschte, nahm zwei Kopfschmerztabletten und stieg zu Annika ins Auto. Es war das gleiche Modell wie der Wagen, in dem ihn Eilie gerettet hatte. Eilie. Michael atmete kurz durch und schloss die Türe hinter sich. Auch Annika stieg in den Wagen und startete den Motor.

„Die beiden sind mit hoher Geschwindigkeit in Richtung Nordosten geflogen. Irgendwann fiel das Handy von Manai vermutlich aus seiner Tasche und zerschlug etwas östlich von Salt Lake City.“

Das Auto fuhr los. Michael kam vor als würde es direkt in seine unsichere Zukunft fahren.

37 Eilie | Auf der Suche

Es dauerte nur wenige Tage, bis Rosalia in Los Angeles eintraf. Eilie sah ungeduldig auf das Schild, das sie über gelandete Flugzeuge informierte. Als endlich der Text ‚ARRIVED‘ neben der Nummer von Rosalias Flug erschien, war sie erleichtert. Sie war den Umgang mit Kindern nicht gewohnt und der weinende Mick in seinem Kinderwagen bereitete ihr Kopfzerbrechen. Er wollte einfach nicht wieder einschlafen, so ging es nun schon die ganze Zeit seit sie in das Taxi gestiegen war. Der Gedanken an die Mütter, die ein solches Los für viele Jahre hatten, ließ sie vor Respekt erschauern. Es war laut in der Halle und vermutlich vermisste der Junge auch die Nähe von Michael. Er war ja an ihn gewöhnt.

Ihre Hände umklammerten den Griff des Kinderwagens. Sie hatte ihn in einem Großmarkt gekauft, der Taxifahrer hatte sie noch dorthin gebracht.

Michael hatte immer einen Hang dazu, Dummheiten zu begehen, wenn er keinen Ausweg mehr sah, doch dass er ein Kind entführen würde, das hätte sie nie gedacht. Das war das eine Verbrechen, das niemand je begehen sollte.

Eilie sah zu Mick hinab. Hatte sie nicht genau dasselbe getan?

Sie schüttelte den Kopf. Es war alles kompliziert genug. Schuldgefühle waren nun fehl am Platz. Es war schon

ausreichend, dass sie nicht wusste, weshalb Michael das Kind entführt hatte. Annika hatte die Dinge nur angedeutet. Doch als Michael sich nicht sofort erklären konnte, war Eilie klar, dass der Kern der Aussage wahr sein musste.

„Eilie?“

Sie fiel Rosalia regelrecht in die Arme. Eilie war so glücklich, sie hier zu sehen. Rosalia war immer stark und vernünftig gewesen. Zusammen würden die beiden sicher herausfinden, was zu tun war. Und außerdem stand es Rosalia zu, bei der Suche nach Manai zu helfen. Sie war seine Freundin.

„Schön, dass du da bist!“

„Was macht das Kind hier?“, fragte Rosalia und deutete auf den Kinderwagen. Eilie senkte den Kopf.

„Das ist alles eine schrecklich lange Geschichte. Ich erzähle sie dir im Hotel.“

Dort angekommen berichtete Eilie von den Geschehnissen. Von der Suche nach Michael, von dem Autounfall und ihrem Vater, der sich zwischen das geflügelte Wesen und Eilie stellte. Wie er das Wesen ihre Mutter nannte, wie er von dem Ding durchbohrt wurde und wie es ihn schließlich davontrug.

Nachdem Mick eingeschlafen war, setzten sich die beiden.

Rosalia saß ihr gegenüber, auf dem kleinen Tisch unterhalb des Fensters im Hotelzimmer. Sie hielt Eilies Hand und sah ihr in die Augen. Dann senkte sie ihren Blick.

„Es ist vermutlich wahr.“

Rosalia atmete tief ein.

„Ich lernte ihn kennen, während er sich über paranormale Ereignisse auf einer kleinen Messe informierte. Damals gehörte ich schon Paranorm an, einer kleinen Gemeinschaft, die sich für übernatürliche Phänomene interessiert. Wir waren keine Traumtänzer, sondern interessierten uns nur für die wissenschaftlichen Hintergründe, wollten herausfinden, was an Sagen und Legenden wirklich dran ist. Dann kam Manai und er erzählte uns seine Geschichte. Anfangs glaubte ihm niemand, doch er war so ernst und traurig, dass ich mich öfter mit ihm unterhielt.

Zuerst dachte ich nur, ihm einen Gefallen zu tun, indem ich ihm Gehör schenkte. Doch das, was er sagte, klang so interessant, dass wir uns näherkamen. Und ja... er war in dieser Zeit recht alleine, so kam eines zum anderen.“

Sie hielt kurz inne und sah zum Fenster hinaus. Es wurde langsam dunkel, die Sterne wurden schemenhaft am schmutzig blauen Himmel erkennbar, das Licht des Tages war nur mehr ein rötlicher Streifen am Horizont,

die Stadt begann das Firmament zu erleuchten. Rosalias Gesicht strahlte im Licht dieses rötlichen Schimmers.

„Die Liebe ging immer mehr von mir aus. Manai war liebenswert, zuverlässig und ein unglaublich verlässlicher Mann.

Doch ich musste irgendwann erkennen, dass ich nie die Gefühle in ihm verursachen würde, die sie verursacht hat. Sie war seine erste große Liebe, mit ihr wollte er sein Leben verbringen. Egal wie oft er mich küsste, ich war mir sicher, er dachte meistens an sie. Wenn wir zusammen waren, dann träumte er davon, die Zeit mit ihr zu verbringen.“

„Elvira“, warf Eilie kurz ein. Rosalia nickte.

„Aber Manai war ehrlich. Er verbarg nie seine Zuneigung zu ihr, und er schämte sich dafür. Ich solle mir doch einen Mann suchen, der meine Liebe zu würdigen weiß, sagte er. Doch mir war das egal. Ich liebte nur ihn.“

Ihre Stimme stockte. Es war ungewöhnlich, die starke, unabhängige Rosalia in dieser Verfassung zu sehen.

„Jedenfalls“, fuhr sie fort, "hat er mir vor einigen Jahren gesagt, dass ich dich aufsuchen muss, wenn er einmal verschwinden sollte. Bist du bereit für Deine Geschichte?“

„Ja“. Eilie konnte diese Antwort nur hauchen, sie wusste nicht, was sie nun erwartete. Rosalia schloss die Augen.

„Manai ist bereits einmal gestorben. Er war ein junger Mann, gerade einmal dreißig Jahre alt. Er war ein guter Junge und doch erwachte er wieder in einem Ort, den die Menschen als Hölle bezeichnen. Er wäre in dieser Welt für unendliche Zeiten gequält worden, ein junges Mädchen half ihm aber, der Vollstreckung zu entgehen. Elvira. Oder Viri, wie er sie nannte.

In der Unterwelt lief etwas schief, und so kamen immer mehr Menschen an, die in dieser Welt nichts zu suchen hatten. Die Bewohner der Hölle konnten dem Ansturm der Menschen nicht mehr standhalten, und so kam es zu einem Aufstand der Menschen. Manai hatte geholfen, diesen Krieg zu gewinnen, doch wurde er dabei so stark verletzt, dass er aus der Unterwelt wieder in diese Welt überführt wurde. Er wurde wiedergeboren, mit nur einem Teil seiner Erinnerungen.

Viri folgte ihm nach, und zusammen konnten sie sein Gedächtnis wiederherstellen und begannen, ein gemeinsames Leben aufzubauen. Das ging solange gut, bis sie schwanger wurde.“

Eilie sog den Atem ein und fühlte sich plötzlich unendlich schuldig. Rosalia sah die Anspannung in ihrer Miene.

„Nein, du hast damit nichts zu tun, Eilie. Viri ist ein besonderes Wesen. Sie war nicht nur eine Bewohnerin der Unterwelt. Ich habe die Zusammenhänge selbst nicht ganz verstanden, aber... scheinbar ist während dieses

Aufstandes das Wesen gestorben, das die Menschen hier als ‚Gott‘ bezeichnen. Und Viri wurde eine Art Nachfolgerin, allerdings ohne zu wissen, was sie tun soll. Sie war verzweifelt und rettete sich in das Leben mit Manai, doch kurz nach deiner Geburt verwandelte sie sich in das Ding, das du gesehen hast.

Manai fand nie heraus, warum das geschehen ist.“

„Und... was sollen wir jetzt tun?“, fragte Eilie leise. Rosalia schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht.“

Sie stand auf und streckte sich durch. Eilies Handy vibrierte. Rosalia sah auf das kleine, leuchtende Gerät, das auf dem Bett lag.

„Michael. Willst du rangehen?“

Eilie schüttelte den Kopf.

Kurz nach dem Anruf vibrierte das Handy erneut, diesmal mit dem kurzen Hinweis einer Nachricht.

„Lesen auch nicht?“, fragte Rosalia, offenbar froh um die Ablenkung, die der Anruf bot. Eilie schüttelte abermals den Kopf, während sie in das Dunkel des Abends hinausblickte.

Sie hörte, wie Rosalia zu dem Gerät griff.

„Ich denke, du solltest die Nachricht lesen. Michael hat uns eine Adresse geschrieben.“

38 Viri | In den Armen des Liebsten

Nun waren mittlerweile schon einige Wochen vergangen und niemand hatte sie gefunden. Viri hatte ihre Gedanken wieder und mit der Erinnerung war auch Manai wieder in ihr Leben gekommen. Es war ungeheuerlich viel geschehen, sodass Viri diesen Moment der Ruhe schätzte.

Auch wenn sie ihren Geist wieder vereint hatte, so war Viri immer noch im Körper dieses Extanten gefangen. Sie wusste nicht, wie sie dazu geworden war, oder wie sie wieder zurückkommen sollte. Außerdem hatte sie ja immer noch ihre Mission, nach Etheria zu gelangen, sie machte sich Gedanken über Eilie und auch Manais Worte gingen ihr nicht aus dem Kopf. Seine Aussage, dass etwas an dieser Welt nicht richtig war.

„Habe ich etwas kaputt gemacht als ich in diese Welt gekommen bin?“

Viri atmete tief durch und sah nach oben, in den strahlend blauen Himmel. Sie saß auf einem großen Kanister, ihre Füße lagen im Fluss. Ihr war nicht heiß, denn Hitze konnte sie immer noch nicht spüren. Aber sie mochte es, wie das Wasser sie berührte. Sie fühlte die Bewegung. Das gab ihr das Gefühl, immer noch ein lebendes Wesen zu sein.

Manais Wunden waren zwar mit dem gleichen Material bedeckt, aus dem auch ihre Arme und Beine waren, dennoch war er kein Extant. Er musste essen und trinken, Viri machte es sich zur Aufgabe, für seine Verpflegung zu Sorgen. Sie flog durch die Lüfte und fing Vögel, sie schlich in die Wälder weit unterhalb des hohen Tales und stahl sich manchmal auch in eine nahegelegene Kleinstadt, um Obst und Gemüse aus Gärten zu holen oder sie durchsuchte den Müll eines Restaurants nach brauchbarem Essen.

Doch egal was sie tat, Manai schien nicht besonders glücklich zu sein. Viri war nicht dumm. Sie hatte ihn mit Eilie alleine gelassen nach der Geburt, das Mädchen war alles, was er noch hatte. Und egal wie sehr er sich auch freuen mochte, Viri wieder zu sehen, sie hatte ihn von seiner Tochter getrennt.

„Viri?“

Sie hatte die Augen geschlossen und gar nicht bemerkt, dass Manai neben ihr stand.

Das Wasser plätscherte an ihren Füßen. Dieses Tal war voller Müll und Überresten der Zivilisation, die langsam verwitterten und von der Natur zurückerobert wurden. Es war ein hässlicher Ort und doch für Viri so wunderschön.

Sie nahm seine Hand. Ganz vorsichtig, um ihn nicht zu verletzen.

Er hatte kein Hemd an. Sie hatte seines zerrissen, als sie ihm im Wahn die Klaue durch den Körper getrieben hatte. In einem der Spinde der Fabrik hatte Manai eine Jacke gefunden, doch diese war tagsüber zu warm. Auch wenn das Tal sehr hoch lag, es war ungewöhnlich heiß.

Manai war älter geworden, aber er sah immer noch gut aus. Seine Brust war muskulös, seine Arme stark. Die seltsame Narbe auf seinem Körper aber würde er sein Leben lang tragen.

„Ich war so unendlich egoistisch.“

Er umklammerte ihre Klaue mit seiner Hand.

„Du wusstest nicht mehr, wer du warst. Es ist alles in Ordnung.“

„Das meine ich nicht.“

„Was denn?“. Er klang so ruhig. So beherrscht.

*„Ich habe dich von Eilie getrennt. Es tut mir leid.
Morgen steigen wir den Berg hinab und treffen sie.“*

Seine andere Hand begann, sie am Rücken zu kraulen. Auch wenn sie nicht viel von dieser Berührung spürte, zu wissen, dass er sie so berührte, machte sie glücklich.

„Du wusstest ja nicht, wohin. Nach so vielen Jahren bist du wieder hier, und es ist so viel geschehen.“

Viri sah ihm ins Gesicht. Er blickte auf seine Wunde hinab.

„Es ist gut, wie es jetzt gekommen ist. Wir leben alle... zumindest mehr oder weniger. Doch ich möchte gerne Eilie wiedersehen. Sie hat viel durchgemacht in den letzten Monaten. Und du willst sie doch sicher kennenlernen, oder? Eilie ist zu einer wunderbaren Frau herangewachsen.“

„Ja. Ich würde sie... sehr gerne kennenlernen. Meine Eilie.“

39 Michael | Vorbereitungen

Sie sprach nicht sehr viel. Annika saß neben ihm und steuerte den großen Wagen, doch sie redete nur selten mit ihm. Es war eine Fahrt von lediglich gut einem Tag, bis sie den Punkt erreicht hatten, an dem Manais Handy das letzte Mal geortet worden war.

Die Straße führte die Berge hinauf, es war eine der dünnen, schmalen Wege, die zu Orten führten, für die sich niemand interessierte. Kleine Bergarbeiterstädte, Bauerndörfer, Orte von geringem Interesse.

Die Steigung der Straße flachte etwas ab, dort befand sich ein kleiner Parkplatz mit dem Bergrücken zur einen und einer niedrigen Mauer zur Aussicht auf die Berge zur anderen Seite. Er war wohl für Touristen gedacht, die hier eine Rast machten und das Panorama genießen konnten.

Die Sicht war auch beeindruckend. Man konnte weit in die Berge sehen, an deren Fuße war das Grün satt und leuchtend, überall glitzerten kleine Seen. Hier oben war die Gegend steinig und grau, aber auch von einer rauen, harten Schönheit.

„Hier haben wir zuletzt etwas von seinem Handy gehört“, stellte Annika nur kurz fest.

Michael sah sich um. In dieser Gegend war es sicherlich schwierig, ein einzelnes Telefon zu suchen. Hinter dem

Parkplatz war eine tiefe Schlucht, das Gerät könnte überall sein.

Doch nur wenige Meter weiter auf der Straße konnte Michael ein Schild erkennen.

„Saranon 1/4 mi“

Michael deutete darauf.

„Diese Gegend ist beinahe menschenleer. Wenn etwas wie ein geflügeltes Irgendwas über die Berge fliegt, könnte das in einer kleinen Ortschaft das Stadtgespräch sein.“

Annika nickte zustimmend.

„Dann lass uns in diesem Ort die Menschen fragen.“

Saranon war wie vermutet eine sehr kleine Stadt. Sie lag auf einem Hochplateau, inmitten einer grauen Ödnis. Gerade Straßen durchzogen die Ortschaft und trafen sich im 90-Grad-Winkel. Die Häuser waren niedrig und zumeist aus Holz, lieblos montierte Stromleitungen schwangen sich von Gebäude zu Gebäude.

Viele Läden waren leer und wurden dem Verfall überlassen. Nur die Sonne tauchte den Ort in ein freundliches Licht.

„Hier!“

Annika deutete auf einen größeren Laden mit angrenzendem Café in der Mitte der Ortschaft. Auf dem ausladenden Parkplatz vor dem Haus blieb sie stehen.

Die beiden betraten das Restaurant und setzten sich an die breite Theke. Es waren einige Menschen im Raum, sie saßen an den Tischen, die entlang der Fensterfront aufgestellt waren. Außer Michael und Annika war niemand an der Theke.

„Brauchen Sie eine Karte?“, fragte die blonde Frau hinter dem Tresen. Annika lächelte und nickte höflich.

„Bitte.“

„Willst du sie nicht fragen, ob sie etwas gesehen hat?“, fragte Michael. Annika wurde wieder ernst und sah ihn an.

„Wenn wir hier herumfragen, wird uns niemand was sagen. Wir sind hier unbekannt, niemand würde uns vertrauen. Aber wenn wir ruhig sind und zuhören, werden wir sicher etwas erfahren.“

Annika schwieg und Michael tat es ihm gleich. Er starrte auf seine Karte und konzentrierte sich auf die Gespräche im Raum.

„Hast du von dem fliegenden Ding gehört?“

Es war die Stimme eines älteren Mannes.

„Jeder redet darüber“, antwortete eine Dame.

„Ja, aber viele sprechen nur Unsinn. Ich glaube nicht daran. Den Leuten ist einfach nur langweilig.“

„Ich glaube auch. Wenn nichts geschieht, werden Geschichten erfunden. Ich muss raus aus diesem Loch...“

Dieses Gespräch war offensichtlich uninteressant, auch wenn Michael so erfahren hatte, dass die Leute tatsächlich über das Wesen sprachen.

Er versuchte, noch andere Gesprächsfetzen zu erkennen.

„... Richtung or... sten“

Die Person, die sprach, saß weiter weg. Michael konzentrierte sich und versuchte, genau dieses Gespräch zu hören.

„Buck sagte... flog... Oreco... brik.“

Es war wirklich schwer, diesen Leuten über das Stimmengewirr hinweg zuzuhören. Annika hatte dieses Gespräch offenbar nicht gehört.

„Was darf es sein?“

Sowohl Annika als auch Michael erschrakten, als die Bedienung wieder nach dem Essen fragte. Beiden sahen hastig in die Karte und bestellten irgendwas, um nicht aufzufallen. Sie speisten, bezahlten höflich und verließen den Laden wieder. Die Kellnerin rief ihnen noch gute Weiterfahrt zu, offenbar blieben hier öfters Touristen zu Gast, wenn sie die Berge überquerten.

„Hast du etwas herausgefunden?“ fragte Annika sichtlich genervt. Michael lächelte.

„Ja, habe ich. Kannst du in deinem Telefon nach einer ‚Oreco‘-Fabrik suchen, die hier in der Nähe gewesen sein muss?“

Annika blinzelte. Ohne eine Frage zu stellen, sah sie in das Handy.

„Hier gibt es tatsächlich eine verlassene Fabrik in der Nähe. Wie hast du das erfahren?“

„Als Kleinkrimineller muss man immer auf der Hut sein. Man weiß nie, wann die Leute über einen sprechen. Ich habe gelernt, zuzuhören.“

Annika sah ihn an und für einen Moment hatte er das Gefühl, so etwas wie Anerkennung in ihrem Blick zu sehen. Doch dann drehte sie sich um und ging auf den Kofferraum des Wagens zu.

„Komm her.“

Sie deutete auf den Inhalt. Es war ein Waffenkoffer und ein Netz.

„Wir werden uns den beiden nähern, falls wir sie tatsächlich finden. Oder vielmehr wirst du dich nähern. Mit gezogener Waffe bedrohst du Manai, sodass er auf dich zukommen muss. Wenn er sich auf dich konzentriert oder das Ding dich angreift, werde ich versuchen, es mit diesem Netz einzufangen. Es ist zwar

stark, aber es macht mir nicht den Eindruck, als hätte es übersinnliche Kräfte.“

Er sollte Manai mit einer Waffe bedrohen? Das gefiel ihm nicht. Gar nicht. Doch er musste tun, was Annika von ihm verlangte, sonst würde er nicht in die Nähe von Manai und den Wesen kommen. Und er hätte keine Chance, Eilie hier her zu navigieren.

Michael musste ihr wohl noch eine Nachricht schreiben.

40 Eilie | Ankunft

Kurz bevor Eilie und Rosalia mit Mick den Ort erreichten, den Michael an ihr Handy gesendet hatte, erreichte sie eine weitere Nachricht. Eilie weigerte sich immer noch, die Nachrichten zu lesen, wenn sie von ihm kamen, doch Rosalia hatte damit weniger Schwierigkeiten.

„Er schreibt, es gibt außerhalb einer kleinen Ortschaft namens Saranon eine Fabrik, in der sie sich aufhalten sollen.“

Der Ort, dem sie sich näherten, hieß Saranon. Sie waren also dem Ziel sehr nahe, sofern Michael die Wahrheit schrieb.

Eilie steuerte den Mietwagen, Rosalia saß auf dem Beifahrersitz und starrte durch das Fenster hinaus. Mick schlief auf dem Rücksitz ruhig und bekam von all dem, was passierte, nichts mit.

Die Gegend war schön und karg, Eilie genoss die Ruhe und Einsamkeit, die sie auf dieser Straße erlebte. Der schmale Weg führte sie durch Wälder, über Anhöhen, entlang von Bergrücken und Flüssen. Es ging stetig bergauf und schließlich erreichten sie einen kleinen Parkplatz.

„Wollen wir hier noch einmal Rast machen?“

„Aber wir haben doch das Ziel beinahe erreicht“, erwiderte Eilie. Dennoch sah sie die Sorge in Rosalias Gesicht und sie blieb auf einem kleinen Parkplatz stehen. Nahe dem Parkplatz war ein Wegweiser angebracht.

„Saranon ¼ mi“

Eilie deutete auf das Schild.

„Schau, wir sind beinahe da.“

Rosalia schwieg. Sie stieg voran, auf die kleine Mauer, die den Platz begrenzte. Hinter der Mauer ging es eine tiefe Schlucht hinab, die Sicht war weit und ungetrübt. Es war ein schöner Ausblick.

„Nein, was tust du denn!“

Rosalia stand auf der Mauer. Sie drehte sich kurz zu Eilie um und sah sie lächelnd an.

„Keine Sorge.“

Sie setzte sich hin und winkte Eilie zu sich.

Eilie fühlte sich unwohl, als sie über die Mauer kletterte und ihre Füße über dem Abgrund baumelten. Es ging wirklich einige hundert Meter hinab, bis der erste Vorsprung zu erkennen war. Vorsichtig rutschte Eilie mit dem Po ein wenig zurück, sodass ihre Oberschenkel mehr Auflagefläche boten. Das fühlte sich sicherer an.

„Wenn wir sie treffen...“

Rosalia riss sie aus ihren Gedanken.

„Wenn wir sie treffen, dann weiß ich nicht, was geschieht. Ich weiß nicht, ob Manai noch lebt. Ich weiß nicht, ob Annika irgendetwas im Schilde führt. Michael hat ja geschrieben, dass er mit ihr dort ist. Ich weiß nicht, wie Elvira reagieren wird, wenn sie uns sieht.“

Sie atmete kurz durch.

„Und ich weiß nicht, ob wir sie überhaupt antreffen werden. Es gibt so viele mögliche Dinge, die passieren können. So viel, das wir nicht ahnen können.“

Eile nahm Rosalias Hand. Es konnte viel passieren, doch es war auch schon so viel geschehen.

„Lass uns gehen. Lass uns gehen und sehen, was geschehen wird.“

Natürlich war sie sich selbst nicht dessen sicher, was sie sagte. Eilie hatte Angst, schreckliche Angst. Vor allen Dingen um ihren Vater. Er hatte so fürchterlich geblutet, auf dem Parkplatz in Los Angeles.

Es war ein unglaublich grausamer Anblick gewesen, den eigenen Vater durchbohrt zu sehen von der verzerrten Klaue eines schrecklichen Monsters. Das Monster, welches offenbar einst ihre Mutter war.

Eilie wollte leben. Sie wollte wieder nach Hause, zusammen mit ihrem Vater und einen sicheren, ruhigen Beruf erlernen. Doch um überhaupt je wieder eine

Chance zu haben, solch eine Existenz erreichen zu können, musste sie jetzt voranschreiten und diesem Albtraum in die Augen sehen.

Die Beiden stiegen schweigend wieder in den Wagen. Sie folgten der Straße, durch einen kleinen Tunnel hindurch, bis sie die kleine, ruhige Stadt erreicht hatten. Sie stellten den Wagen am Abend auf dem Parkplatz eines größeren Restaurants ab, nahmen den fröhlich plaudernden Mick aus dem Auto und gingen auf die Eingangstüre zu.

Im Gasthaus angekommen, wurden sie von einer freundlichen Dame angesprochen.

„Na wenn heute nicht ein besonderer Tag ist. So viele unbekannte Gesichter. Was darf es sein?“

Michael und Annika waren also offensichtlich tatsächlich hier gewesen. Momentan waren aber nur die beiden jungen Frauen in dem großen Raum.

Rosalia lächelte höflich.

„Ja, wir würden gerne eine Kleinigkeit zu uns nehmen, bevor wir weiterfahren.“

Die Frau schnalzte mit der Zunge und lächelte.

„Gehen Sie nicht weiter, sie sind am richtigen Platz. Das Crowne's Diner hat die besten Spare Ribs der ganzen Region.“

Den beiden wurde ein Tisch zugewiesen und sie setzten sich. Mick wurde in seinem Kindersitz neben Rosalia gesetzt. Er wirkte schon wieder schläfrig. Mick war so ein süßer, ruhiger und lieber Junge. Eilie streichelte ihm über die Haare und sah ihm tief in die Augen.

„Ich muss noch etwas aus dem Wagen holen“, sagte sie schließlich. Rosalia nickte, ihren Blick auch auf das Kind gerichtet.

Eilie stand auf und verließ ruhig das Gasthaus. Draußen war es bereits dunkel geworden. Saranon war eine ruhige, kleine Stadt, ein wenig verlassen und verkommen. Sie atmete durch und spürte die kühle Bergluft in ihrer Nase und in ihrer Lunge.

Am Auto angekommen, sperrte sie die Fahrertüre auf, stieg hinein und atmete abermals durch. Die Luft roch verbraucht und nach den Überresten von Speisen, die sie auf ihrer Fahrt zu sich genommen hatten. Sie nahm den Schlüssel in die Hand, startete den Motor und fuhr los.

Rosalia kümmerte sich um Mick. Er war gut aufgehoben. Diese Sache jedoch musste sie alleine tun. Nur sie alleine.

Im Rückspiegel erkannte sie noch, wie Rosalia aus dem Restaurant gelaufen kam und verzweifelt mit dem Armen um sich schlug.

„Es tut mir leid“, hauchte Eilie.

41 Michael | Die Verwandlung

Am frühen Morgen, kurz vor der Dämmerung, wurde Annika langsamer.

„Hier hört die Straße auf.“

Vor ihnen stand eine verwitterte Straßensperre, die am Ende der öffentlichen Straße aufgebaut war. Es waren ein paar schief zusammengenagelte Bretter und ein rostiges Schild, dessen Inhalt nicht mehr lesbar gewesen wäre, da die Farbe abgeblättert war. Doch der Text war geprägt, so konnte man noch erkennen, was hier einst geschrieben stand.

„ORECO private property. Trespassing prohibited“. Hier war also wirklich das Grundstück von Oreco. Annika stieg aus und Michael tat es ihr gleich.

Sie ging ruhig zum Kofferraum des Wagens und holte das Netz und die Pistole aus dem Koffer heraus, welche sie ihm gezeigt hatte. Annika reichte ihm den Koffer.

„Wir gehen wie besprochen vor. Du bedrohst Manai, während ich das Netz auf das Wesen werfe. Auch wenn sie stark ist, sie dürfte nicht in der Lage sein, dieses Netz zu durchschneiden. Es ist aus einem speziellen Kunststoff.“

Michael nickte.

Die beiden schwiegen, als sie an der Absperrung vorbeigingen. Die einsetzende Dämmerung sorgte dafür, dass sie ihren Weg finden konnten, ohne auf künstliches Licht angewiesen zu sein.

Michael sah sich um und erkannte, dass Annika und er sich auf einem hohen Plateau befanden. Es musste weit oberhalb der Baumgrenze liegen, denn außer einigen trockenen Büschen fand er kein Anzeichen von Leben, stattdessen lag eine Unzahl an Steinen herum. Am Horizont erhoben sich riesige Gipfel, zu deren Füßen eine niedrigere Hügelkette lag. Sie waren wirklich hoch in den Bergen.

Ein glitzernder Fluss durchzog das Tal und bot auf dem immer noch sehr dunklen Boden eine gute Orientierungsmöglichkeit.

„Hier“, flüsterte Annika und deutete auf einen dunklen Fleck inmitten des Tales.

Michael konzentrierte sich, um zu erkennen, was dort war, und kurz darauf konnte er ein dunkles Gebäude erkennen. Sie kamen diesem Haus näher und es stellte sich heraus, dass es sich um eine verlassene Fabrik handelte.

Das Gebäude bestand aus einer großen Halle und einem kleineren Vorbau, der direkt an der Halle anschloss.

Durch den sandigen Boden waren die Schritte gedämpft und so wagten sich die beiden sehr nahe an das Gebäude

heran. Hinter einem Findling ging Annika in die Hocke und winkte ihn zu sich.

„Du wirst in das Gebäude gehen und nach Manai rufen. Er wird nicht erwarten, dass du ihn bedrohen wirst und wird zu dir kommen. Falls er noch lebt. Wenn nicht, wird dich das geflügelte Ding verfolgen. Sieh also zu, dass du immer in der Nähe des Eingangs bleibst, damit du wieder herauslaufen kannst.“

Michael nickte erneut, ohne etwas zu sagen. Er war es so leid, immer die falschen Dinge zu tun und sich vor der Verantwortung zurückzuziehen. Jetzt tat er endlich etwas Gutes. Etwas Richtiges. Auch wenn es augenscheinlich vielleicht nicht so aussehen mochte war er sich sicher, nun alles gut zu machen.

Deswegen hatte er auch keine Angst, als er in das Gebäude ging. Die Tür war unversperrt, er musste sie nur etwas aufschieben. Schon stand er in der großen Halle. Die Halle war leer, durch das Dämmerlicht konnte er sich aber gut darin zurechtfinden. Er ging einige Meter vom Eingang weg und sah sich um. Außer ein paar übrig gebliebenen kleinen Maschinen und Schmutz war hier nichts. Am Ende der Halle war eine kleine Treppe. Diese führte zu dem Anbau.

„MANAI?“, schrie er so laut er konnte.

„MANAI? ICH BIN HIER. MICHAEL!“

Michael hielt inne und sah sich um. Er sah keine Bewegung.

In einem ersten Moment der Enttäuschung hatte Michael Angst, dass hier niemand gewesen wäre und das Gerücht in Saranon nur die Erzählung ein paar alter Männer gewesen sei. Doch dann bewegte sich die Tür an der Treppe.

Michael stellte sich darauf ein, fliehen zu müssen. Er konnte in der Dunkelheit nicht erkennen, ob es sich um einen Mann, eine Frau, Manai oder das Flügelwesen handelte. Aber es ging ruhig die Treppen hinab und kam ihm näher.

Wenige Meter vor ihm erkannte Michael auch, dass es tatsächlich Manai war. Er trug eine Hose und kein Hemd. Im ersten Moment spürte Michael den Drang, sich zu übergeben, als er sah, dass sich ein schrecklich hässliches überwuchertes Gewebe über seinen Körper spannte, dort, wo er auf dem Parkplatz die Verletzung erlitten hatte. Ansonsten sah er jedoch gesund aus.

Manai sah ihn zweifelnd an. Michael hatte die Pistole in seine Hosentasche gesteckt, so dass man nicht erkennen konnte, dass er bewaffnet war.

„Michael. Wie kommst du... hierher?“

„Ich habe mir Sorgen gemacht und... ich bin Gerüchten gefolgt, um dich zu suchen.“

Manai schwieg.

„Bist du alleine?“ , fragte er schließlich.

Michael nickte.

„Du siehst verletzt aus. Wir sollten in ein Krankenhaus gehen.“

Manai aber schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht notwendig. Mir geht es gut. Ich kann hier nicht einfach weg.“

Michael hätte sich am liebsten selbst geohrfeigt. Manai war immer selbstlos gewesen und sein Versuch, ihn so aus dem Gebäude zu locken konnte nicht funktionieren. Er war so erstaunt darüber, dass Manai lebte und wie unheimlich seine Verletzung aussah, dass ihm kein vernünftiger Satz einfallen wollte. Michael zweifelte plötzlich daran, dass es schlau gewesen war, Annika zu vertrauen. Er senkte die Schultern.

„Weißt du, du und Eilie seid mir wichtig. Ich wollte euch wieder zusammenbringen, doch ich habe schon wieder alles falsch gemacht.“

Manai sah ihn zweifelnd an, seine Augen wurden schmaler.

„Was hast du...“

„MICHAEL! HILFE! MICHAEL!“

Annika schrie draußen. Manai lief los und Michael rannte ihm nach.

Annika stand dort und hielt sich den Knöchel, das Netz lag zu ihren Füßen. Vor ihr stand das geflügelte Wesen. Diesmal jedoch konnte er nicht den Hass und die Fremdheit in den Augen der Frau erkennen, sondern einen klaren Blick. Es sah ihn an.

„Was hast du gemacht“, zischte es in kaum verständlichen Lauten. Doch es sprach. Auch Manai schien überrascht zu sein.

„Viri...“

Es hatte also einen Namen. Viri. Manai hatte auf dem Parkplatz wohl die Wahrheit gesprochen, das hier war Eilies Mutter.

„Sie wollte... mich fangen.“

Manai sah zu Annika und drehte sich dann zu Michael.

„Was hast du gemacht, Mann?“

Michael zog die Waffe. Er hielt sie auf das Monster gerichtet.

„Bitte... Manai. Ich will dich und Eilie zusammenbringen. Und wenn der Preis ist, dass dieses Ding gefangen wird, dann will ich ihn bezahlen.“

Manai sah ihn fassungslos an und schritt auf ihn zu.

„Dieses Ding, du Narr! Das ist meine Frau, Elvira. Wage es nicht, sie noch einmal so zu nennen.“

Michael bekam es mit der Angst zu tun. Manai sah bedrohlich aus, mit breiten Schultern und gespreizten Händen ging er auf ihn zu. Aus Reflex deutete Michael mit der Waffe nun auf Manai.

„Du bist eine Schande für die Menschheit, Sunderland.“

Manai sah zu Annika rüber.

„Sieh was du getan hast!“

Er ging weiter auf Michael zu, dieser versuchte, die Waffe weiter auf Manai zu richten, doch er konnte nicht. Er war gerade dabei, den Revolver zu senken, als Manai seinen Arm ergriff. Michael erschrak und wollte die Waffe loslassen, doch in diesem Moment zog er am Abzug und ein Schuss löste sich. Manai ging in die Knie und ließ seinen Arm los.

„Verdammt, nein!“, schrie Michael und Elvira sah zu ihm hinüber.

„Nein! NEIN!“, kreischte sie, das Geräusch tat in seinen Ohren weh.

Sie erhob sich und flog einige Meter über ihnen. Sie sah Manai am Boden liegen.

Annika kam zu ihm gelaufen und sah sich Manai an.

„Er ist nicht tot.“

In diesem Moment bewegte sich Manai auch wieder. Er war nur im Schock kurz bewusstlos geworden. Michael stand auf und lief zur fliegenden Elvira.

„Hör zu, dein Mann...“

Sie hielt sich den Kopf in Qual. War sie wieder dem Wahn verfallen?

„NEIN!“, schrie sie erneut.

„Hör doch zu!“, rief nun auch Annika. Jede Arroganz in ihrem Gesicht war verschwunden, ihr Ausdruck war besorgt, sie hob einen Arm. Der Knöchel war rot geschwollen.

„HÖR ZU!“, setzte sie nach.

Doch von Elvira ging ein gleißendes Licht aus. Um sie herum erschien eine Blase aus Licht, die sich immer weiter ausdehnte.

Annika ging noch einen Schritt nach vorne. Das war zu gefährlich. Michael sprang zu ihr und fasste sie am Arm.

„Bring Manai hier weg“, sagte er ihr. Sie sah ihn überrascht und ängstlich an. Mit aller Kraft riss er sie nach hinten und versuchte, sie so weit wie möglich weg zu schieben.

Dann dehnte sich die Blase aus und ein unbeschreiblich heißes, helles Licht kam auf ihn zu.

„Ellie... Mick...“, waren seine letzten Worte.

Annika strauchelte, doch sie konnte sich mit dem Arm noch aufstützen, um nicht auf den Boden aufzuschlagen. Eine Woge des Schmerzes durchfuhr sie, als sie realisierte, dass sie sich mit dem falschen Knöchel aufgefangen hatte.

Hinter ihr wurde das Licht immer größer, deswegen schenkte sie dem Schmerz keine weitere Beachtung. Michael war in dem Licht verschwunden. Er hatte sich regelrecht aufgelöst, seine Umrisse verpulverten sich und verschwanden in einer Rauchschwade.

Sie lief auf Manai zu, der mit großen Augen auf das starrte, was hinter ihr geschah. Sein Oberschenkel blutete, er kniete auf dem gesunden Bein.

„Komm mit mir“, sagte sie ihm, während sie versuchte, sich unter seinen Arm einzuklemmen. Er weigerte sich.

„Nein. Elvira.“

„Es hilft niemandem, wenn wir bleiben. Was immer hier geschieht, sie kann uns gerade nicht hören. Ich habe versucht, mit ihr zu reden.“

„ELVIRA!“, schrie Manai, doch es geschah nichts. Das Licht wurde langsam größer und kam ihnen immer näher. Sie gab ihr Bestes, den letzten Rest an Verstand zusammenzuhalten.

„Lass uns gehen. Noch sind wir schneller als das Licht und vielleicht überleben wir und können zurückkommen. Bitte!“. Das letzte Wort sagte sie mit flehender Stimme.

Manai willigte schließlich wortlos ein und begleitete sie.

Tatsächlich waren sie schneller als das sich ausbreitende Licht, und nach ein paar Minuten wurde der helle Kokon nicht mehr größer. Annika und Manai gingen zurück, dorthin, wo sie den Wagen abgestellt hatte.

Als sie die Absperrung erreichten, stand ein weiteres Auto dort. Vor ihm stand Eilie.

„Papa!“, schrie die junge Frau.

„Bitte... hilf mir tragen“, keuchte Annika. Sie hatte sich verausgabt.

Eilie kam zu ihr und nahm ihr Manai ab.

„Was ist hier geschehen?“, fragte sie fassungslos.

Prolog IV | Bündnisse

Wie jede Nacht tanzten die Irrlichter in den Häuserschluchten und sorgten für ein grünliches Licht, das ständig in Bewegung war.

Besonders in dieser Nacht, in welcher einmal die Wolken den Himmel über der großen Stadt bedeckten, war das Schauspiel besonders schön anzusehen. Normalerweise strahlten über den Türmen die Sterne, nachdem die Sonne untergegangen war.

Der Regen hatte aber mittlerweile aufgehört, und so konnte er ohne Schirm durch die Straßen wandern, die nun ihm gehörten. Die Wege indes waren nass und spiegelten die Irrlichter wieder. Es war ein schöner Anblick.

Hier, in Helgard, war noch alles in Ordnung. Die Sammler lebten ein friedliches Leben, kümmerten sich um die Menschen, die angekommen waren und führten sie zur Vollstreckung in die Minen, die in die nahegelegenen Berge hineingetrieben worden waren.

Zu so später Stunde war niemand mehr auf den Straßen. Es tat gut, denn jedesmal, wenn er in die Gesichter der immer älter werdenden Sayt blickte, überkam in eine unerträgliche Sorge um die Zukunft der Seinen.

Bald würde er die Stadt verlassen, zurück in seine alte Heimat. Dort war einiges zu tun, und wie immer hoffte

er, in den Abendstunden seiner Reisen eine Idee darüber zu erhalten, wie er seiner Welt helfen könnte.

Kurz bevor er den hohen Turm erreichte, in dem er nun lebte, führte eine große, steinerne Brücke über den Fluss. In seiner Mitte war an dem marmornen Geländer ein Pfahl befestigt, auf dem sich eine Laterne befand. Sie leuchtete in schwach orangenem Licht, um das unzählige Insekten tänzelten.

Er beschloss, kurz in der Mitte der Brücke stehen zu bleiben und über das Geländer hinweg in die Weite des Landes zu blicken.

Da der Fluss Helgard hier beinahe gerade durchschnitt, konnte man unglaublich weit in das breite Tal blicken, in welchem die Stadt nun lag.

Die Luft roch frisch, noch feucht vom sommerlichen Regen. Er nahm einen tiefen Atemzug, steckte die Hände in die Taschen seiner Jacke und ging nach Hause.

Er freute sich auf das Gesicht seiner Frau.

„Bitte, schneide sie ab.“

„Aber sie sind doch so schön. Sie glänzen noch, und sind so glatt...“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das ist doch jetzt völlig gleichgültig, oder? Ich meine, wir sind wohl bald tot, und dem Tod kann ich auch ohne lange Mähne in die Augen sehen.“

Natürlich fiel es ihr nicht leicht, sich von ihren langen Haaren zu trennen. Immer schon hatte sie Probleme damit gehabt, sich für wirklich gutaussehend zu halten, sie fand ihren Blick zu streng, ihre Lippen zu dick. Nur ihre Haare, auf die war sie stolz. Und das, obwohl sie diese meistens zusammengebunden trug.

Doch nun war die Zeit vorbei, sich mit dieser Haarpracht zu zeigen. Sie musste pragmatisch sein. Und wenn sie tief in ihr Innerstes hörte, dann war ihr auch klar, dass sie sich mit diesem Schritt von ihrem alten Leben trennen wollte. Vielleicht hatte sie schon zu viel Schlechtes getan.

Aber selbst Sunderland hatte versucht, seine vielen Fehler in Ordnung zu bringen. Demnach war es nur gerecht, wenn sie das jetzt auch versuchen würde.

Bald schon musste sie wieder hinaus in die Kälte.

Und dort, dort im weiten Land, war alles tot. Kahl war der Boden, eingerissen die Grundmauern. Es herrschte einst Leben, doch nun wehte nur noch stickiger, kalter Wind über das vertrocknete Erdreich.

42 Unico | Tor zur Welt

Wieder einmal saß er bis spät in die Nacht über den neuesten Tabellen und Statistiken. Unico blätterte durch die Seiten und machte sich Notizen.

Der große, schwere Schreibtisch wurde von einer kleinen Öllampe erhellt, die gerade genug Licht spendete, dass man die Zahlen erkennen konnte. Trotzdem taten ihm die Augen weh, und so setzte er unwillig seine Augengläser auf.

Mit knapp achtzig Jahren war Unico für einen Sayt, einen Bewohner der Unterwelt Hel, immer noch sehr jung, er konnte davon ausgehen, vier- oder fünfhundert Jahre alt zu werden.

Dennoch war er in tiefer Sorge um seine Welt. Nach ihm waren nur noch wenige Kinder geboren worden, und seit über fünfzig Jahren wurde überhaupt keine Geburt mehr gemeldet. Durch diesen Mangel an Geburten starb sein Volk langsam aus und nur mit Mühe und strenger Organisation konnte er als Anführer der Welt die Ordnung noch aufrechterhalten.

Schließlich kamen weiterhin täglich tausende Menschen in Hel an und mussten ihrer Bestimmung zugeführt werden.

Glücklicherweise hatten er und seine Frau noch Ciseding, den ehemaligen Anführer als Berater, sodass zumindest kein Chaos ausbrach.

Unico nahm seine Augengläser wieder ab und kaute ein wenig auf einem Bügel herum. Wenn sich nichts änderte, dann würde Hel in einigen Jahren, mit Glück ein paar Jahrzehnten, aussterben. Die Menschen würden sich selbst überlassen werden, und über kurz oder lang würden auch sie sterben, da Hel nicht genügend Ressourcen bot, um Milliarden von Menschen in Würde leben zu lassen. Zu welchem Wahn verzweifelte Menschen in der Lage waren, hatte er bereits erleben dürfen.

Die Menschen würden sich gegenseitig töten und schließlich alles Leben auslöschen.

Er hoffte so sehr, dass Viri auf der Erde erfolgreich war und bald schon den natürlichen Kreislauf zwischen den drei Welten, Hel, Erde und Etheria wiederherstellen konnte.

Ciseding hatte ihm gesagt, dass Viri dafür zuerst ein Leben als Mensch durchleben musste. Das hieß, dass es Jahre dauern sollte, bis Viri in der Lage war, nach Etheria zu reisen. Und sie war alleine. Eding, der letzte Herr von Etheria starb in Hel während der Rebellion der Menschen.

Alles in allem war der Ausblick wirklich nicht sehr hoffnungsvoll. Unico hatte sich in diesem Moment gewünscht, dass seine Frau Ayrina bei ihm gewesen wäre, oder auch Ciseding. Doch die beiden waren in Hels Hauptstadt, Helgard, und er saß hier in Gaalkayo, seiner alten Heimat.

Es war Tradition, dass die Bücher und Statistiken über das Geschehen in Hel in der Hauptstadt der Wald-Sayt gelagert wurden. Die Bibliothek war in einer schönen, großen Villa untergebracht, in deren riesigem Keller die Bücher eingelagert wurden.

Nun saß er alleine in dem großen Gästezimmer an dem eleganten Schreibtisch. An den Fenstern hingen schwere Stoffgardinen, deren violetter Farbton sich im schwachen Licht der Öllampe nicht mehr ausmachen ließ. Durch die Fenster schien schon seit einigen Stunden kein Licht mehr, wie immer war es sehr früh dunkel geworden.

Unico entschied, dass es nicht mehr sinnvoll war, sich weiter über das in diesen Tagen ohnehin Unveränderliche zu grämen und legte sich schließlich in das Bett.

Am nächsten Tag stand er früh auf und beschloss, nach dem Frühstück mit den Ältesten von Gaalkayo einen kleinen Spaziergang zu machen. Unico fühlte sich einsam und er liebte es, in alten Erinnerungen zu schwelgen. Deswegen wollte er zu einer Lichtung im Wald gehen, die

etwas außerhalb der Stadt lag. In dieser Lichtung hatte er zuletzt mit Viri alleine sprechen können, und in dieser Lichtung lernten sie den beinahe schon toten Eding kennen.

Im Sommer war es auch in den Wäldern von Saltyria etwas wärmer und trockener und so war der Weg zur Lichtung wenig beschwerlich. Es war vielmehr ein Spaziergang als ein Marsch.

Am Boden blühten die Blumen und versuchten, die wenigen warmen Wochen auszunutzen. Es war ein prächtiger Anblick, wie das Sonnenlicht durch die Baumwipfel strahlte und das Laub und die Nadeln der vergangenen Jahre für einen weichen und sanften Boden sorgten. Jeder Tritt war gedämpft, sodass er beinahe lautlos durch die Wälder gleiten konnte.

Die Lichtung selbst war noch schöner anzusehen. In ihrer Mitte lag ein glitzernder kleiner Teich, Seerosenblätter schwammen an seinen Rändern. In einer schmalen Ecke wuchs Schilf, das Gras war sattgrün, überall zwitscherten Vögel und schwirrten Insekten.

Unico setzte sich auf einen großen Stein am Ufer des Teiches und ließ seinen Blick über den Ort schweifen. Hinter dem See stand die heruntergekommene Hütte, in welcher Viri und Unico einst Eding kennen gelernt hatten. Er lehnte sich kurz zurück und entschied sich dann, einen Blick in die halb verfallene Ruine zu werfen.

Die Tür war eingefallen und der Raum immer noch recht groß, obwohl das Dach in einer Hälfte des einzigen Zimmers bereits eingestürzt war.

An einer der Wände waren einige Haken in das Holz geschlagen, darunter lag ein zerfressenes Stück Leinen. Unico erinnerte sich, in diesem Stück Stoff hatte er Eding erstmals gesehen. Eding, ein lebendes Skelett, das nur noch aufgrund von immensen, nicht greifbaren Kräften leben konnte, auch wenn sein Körper schon völlig zerfallen war.

Vor dem eingestürzten Dach schimmerte etwas. Es sah aus wie Hitzeflirren. Ein großer, runder Kreis in dem der Blick wabernd getrübt wurde.

Ciseding hatte ihm einst erklärt, dass es zu Edings Lebzeiten solche Tore gab. Durch diese Tore konnte man in eine andere Welt gelangen. Nach Edings Tod aber konnte Ciseding kein solches Tor mehr erschaffen. Er konnte den Wechsel der Welten nur durch den freiwilligen Tod einleiten. Und ebendieser Tod bedeutete, dass man in der nächsten Welt als Kind geboren wurde und ein ganzes Leben als Mensch führen musste, ehe man wieder zurückkam.

Ciseding hatte das in der Vergangenheit vor der Rebellion der Menschen, getan, um nach Eding zu suchen, doch nun wagte er es nicht, aus Hel zu schreiten – Unico und Ayrina brauchten ihn.

Doch das hier war ein Tor. Unico konnte mit ihm in eine andere Welt wandern. Genau jedoch wusste er nicht, in welche er kommen würde.

Er dachte nach. Hel war in größter Gefahr und würde über kurz oder lang sterben. Er hatte nichts von Viri gehört und geändert hatte sich auch noch nichts.

Vielleicht war dieses Tor die einzige Möglichkeit für ihn, etwas zu tun. Es war töricht und riskant, doch war es nicht so, dass man hin und wieder Risiken eingehen musste?

Schließlich wären im Falle seines Verschwindens immer noch Ayrina und Ciseding hier.

Unico dachte nicht weiter nach. Er ging auf das Flirren zu und schritt hindurch. Ein Lichtblitz betäubte ihn, und er hielt sich den Arm vor die Augen.

Als das Leuchten aufhörte, sah er sich um. Er war in einem Haus. Ein steinernes Haus mit einfachen Fenstern. Verwirrt öffnete er die Doppeltüren und schritt hinaus. Vor ihm lag eine Stadt.

Er befand sich in einer neuen Stadt, die meisten Häuser waren noch nicht fertiggestellt. Es roch nach frisch geschnittenem Holz und Mörtel.

Er stand auf einer breiten Straße aus Kies und sah links von sich ein großes, steinernes Gebäude. Zusammen mit dem Haus, aus dem er gekommen war, war es das

einziges, das bereits fertig gestellt war. Alle anderen befanden sich noch im Aufbau und waren noch lange nicht bezugsfähig.

Die Pflanzen, die am Wegesrand wuchsen oder sich als Bäume im Hintergrund erhoben, waren Unico unbekannt. Die Vegetation war von sattem, dunklem Grün, er hörte Vogelgezwitscher. Das Leben blühte in dieser Welt. Der Himmel jedoch erinnerte ihn an Gaalkayo: das Blau war dunkel, am Firmament leuchtete die Sonne in sanftem Orange. Entweder war es sehr später Nachmittag hier, oder die Sonne schaffte es nie besonders weit über den Horizont hinaus.

Unico hörte Stimmen, doch er konnte keine Lebewesen sehen. Sah so die Erde aus? Er hatte sie sich ganz anders vorgestellt.

Aus dem großen Gebäude trat ein junger Mann heraus. Er war gut gekleidet und elegant im Auftritt. Und er war definitiv ein Mensch. Unico versuchte zu lächeln, um den Menschen nicht zu verängstigen.

Hinter dem großen Gebäude, aus dem der Mensch gekommen war, waren hunderte von notdürftigen Baracken aufgebaut. Unico sah genau hin und erkannte nun auch Menschen, die dort ihren täglichen Geschäften nachgingen.

„Hallo“, durchbrach Unico schließlich die Stille. Der Mann hielt sich das Kinn.

„Wo... bin ich hier?“

Der junge Mann lachte.

„Das wenn ich wüsste. Wir haben diesen Ort Relsh genannt.“

Er ging einen Schritt nach vorne.

„Wollt Ihr uns Schlechtes?“

Nun verstand Unico. Seit er zu einem Wächter in Hel ernannt wurde, wurde er von vielen als angsteinflößend wahrgenommen. Seinen Kopf zierten zwei Hörnerpaare, ein großes, weit ausladendes Paar direkt an der Oberkante seines Kopfes und ein weiteres, kleines auf der Stirn. Er sollte schließlich das Oberhaupt von Hel werden.

Unico schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich weiß nur nicht, wo ich hier gelandet bin.“

„Wo kommt Ihr her?“

Der junge Herr war wirklich äußerst vorsichtig. Doch seine Ausstrahlung wirkte auch auf eine seltsame Art bestimmend. Langsam versammelten sich immer mehr Menschen und Unico wurde etwas unwohl. Er zweifelte daran, dass es so eine gute Entscheidung gewesen war, durch dieses Tor zu treten.

„Ich komme aus Hel.“

„Hel!“, rief eine Frau aus der Menge.

Sie trat hervor. Es war eine wunderschöne Frau mit grünem Haar, sie sah so ganz anders aus als die schmutzigen Menschen um sie herum, auch wenn ihr Kleid ebenso schmutzig und an einigen Stellen aufgerissen war wie das der anderen Menschen.

Sie ging vor zu Unico und stellte sich vor ihn. Offensichtlich war sie noch mutiger als der junge Herr.

„Demi, sei vorsichtig!“, rief er ihr nach.

„Ihr seid aus Hel?“, fragte die junge Frau noch einmal. Unico nickte.

„Kennt Ihr eine junge Frau namens Elvira oder Viri?“

Viri! Unico nickte heftig und verschluckte sich beinahe.

„Ja, ich kenne sie! Habt ihr sie gesehen?“

„Wie gut kennt Ihr sie?“, fragte der junge Mann nach. Unico entschied sich dafür, nichts zu verheimlichen.

„Sie ist meine beste Freundin.“

Die Augen der jungen Frau glitzerten.

„Seid Ihr Unico?“

Unico erinnerte sich daran, dass er sich gar nicht vorgestellt hatte.

„Ja, mein Name ist Unico.“

„Endlich“, entfuhr es der jungen Frau.

Nun trat der junge Herr wieder vor.

„Mein Name ist Chandelier und das ist Demeter. Bitte folge uns. Ich habe das Gefühl, wir haben uns viel zu erzählen.“

Nachdem Unico zugestimmt hatte und allen klar wurde, dass von ihm keine unmittelbare Gefahr ausging, zerstreute sich auch die Menge wieder.

Unico folgte Chandelier und Demeter in das große Haus.

43 Unico | Weltenwandler

Das Haus war sehr groß und hoch, doch einfach gebaut. Die Steine, aus denen die Wände bestanden, waren einfach geschlagen und schnell verlegt worden. Die Fenster waren zumeist nicht aus Glas, sondern aus Eisengittern, und der Boden war mit Holz ausgelegt, das überall splitterte und bei dem man sich sicherlich leicht einen Splitter einziehen konnte.

Unico wurde von Chandelier und Demeter durch eine Halle geführt, durch eine hölzerne Doppeltür hindurch ein Treppenhaus hinauf und schließlich in ein größeres Besprechungszimmer. In diesem Raum stand ein Tisch, auf dessen Mitte eine unfertig gezeichnete Karte lag. Unico versuchte, sich die Karte anzusehen, wurde aber von wimmernden Lauten abgelenkt.

Als er sich umsah, konnte er die Quelle dieses Geräusches jedoch nicht genau erkennen. Zumindest nicht zuerst, denn dann erkannte er eine kleine Türe, die zu einem abgeschiedenen Raum führte.

„Was ist da dahinter?“, fragte er unvermittelt in die Runde hinein.

Demeter sah traurig drein.

„Das ist unser Freund... Tess... es bekam ihm nicht gut, was geschah. Er ist vollkommen von Sinnen.“

„Vielleicht sollten wir dir erzählen, was genau geschehen ist.“

Chandelier stand lässig an die Fensterbank eines der großen Fenster gelehnt, welche den Raum in einem hellen Licht erstrahlen ließen.

Und so erzählte der junge Mann Unico davon, wie er, Demeter und Tesserakt Gouverneure in einer unbekanntem Welt waren. Sie sorgten sich um ihre Untergebenen und bemühten sich, das Land gerecht zu führen. Alles, was sie wussten, hatten sie über Boten und Lehrer erfahren, die ihnen der große Anführer gesendet hatte. Als sie von diesem Anführer gerufen worden waren, machten sie sich auf den Weg und trafen auf Viri. Sie ging mit ihnen zusammen in die Hauptstadt, doch dort endete plötzlich alles.

Zusammen mit allen Bewohnern ihrer Welt, vielen tausend Menschen, erwachten die drei in dieser leeren Umgebung. Sie wussten nicht, wie sie hierhergekommen waren und sie hatten nichts außer den Kleidern, die sie trugen.

Die Menschen wanderten und ließen sich hier in diesem kleinen Tal nieder, wo sie hingebungsvoll versuchten, wieder eine Heimstatt zu errichten.

Unico stützte sich den Kopf auf den Arm und vergrub sein Gesicht tief in den Händen. Viri hatte in der Tat die Kräfte Edings erhalten und war in der Lage, Welten zu

erschaffen. So hatte sie offensichtlich diese Welt versehentlich geschaffen und war in ihr gefangen gewesen.

Wie sie so etwas tun hatte können, wusste er nicht. Er konnte sich auch nicht erklären, warum sie die Menschen aus dieser Welt plötzlich in eine weitere Welt geschafft hatte. Entweder hatte sie einen großen Plan, um nach Etheria zu gelangen, oder ihre Kräfte mussten völlig außer Kontrolle sein.

Unico kam zu dem Schluss, dass es eine gute Entscheidung gewesen war, durch dieses Tor in Edings alter Hütte zu gehen.

Er bemerkte die Stille und sah auf. Chandelier und Demeter sahen ihn an, offenbar in Erwartung einer Reaktion auf dessen Geschichte.

„Chandelier.“

„Ja?“, antwortete der junge Herr leicht angespannt.

„Dieses Tor... war es schon hier?“

Er nickte langsam.

„Wir haben es nur als Luftverzerrungen wahrgenommen, als wir schon mit dem Bau der Stadt begonnen hatten. Aus diesem Grund haben wir uns entschlossen, eine kleine Kapelle rund um dieses Ding zu bauen. Hauptsächlich, damit niemand mit ihm in Kontakt kommt. Wir wussten bis heute ja nicht, was diese

Verwirbelung ist. Uns ist vieles in dieser Welt unbekannt.“

„Nun, es ist ein Tor“, erklärte Unico. „Ein Tor, welches es ermöglicht, sich zwischen Welten zu bewegen. So konnte ich aus Hel hierherkommen, doch diese Welt ist nicht die, die ich erwartet habe.“

„Welche Welt hast du denn erwartet?“, fragte nun die junge Frau.

Unico sah auf und hielt einen Moment inne.

„Eigentlich wollte ich in die Mittelwelt. Die Welt, in die wir Viri ursprünglich gesandt hatten.“

„Viri hat die Kontrolle über die Welten, ist das nicht so?“

Demeter hatte die richtige Schlussfolgerung getroffen. Wobei man angesichts des Durcheinanders wohl nicht sagen konnte, dass Viri tatsächlich die volle Kontrolle hatte. Oder auch nur ein bisschen Kontrolle.

„So sollte es sein“, antwortete er daher wahrheitsgemäß.

„Kannst du... kannst du sie finden und sie bitten, das hier in Ordnung zu bringen?“

Demeter sah ihn mit Tränen in den Augen an.

„Schau dich um. Alles ist neu, die Leute sind verunsichert. Wir haben keine Heimat. Wir geben unser Letztes, um eine sichere Stadt zu bauen. In dieser Welt gibt es wilde Tiere und wir haben nicht einmal

Werkzeuge. Wir müssen alles von Grund auf neu bauen und unsere Welt, unsere Heimat, ist fort.“

„Ich würde gerne mit ihr reden.“

Das war richtig, er ging nur durch das Tor in der Hoffnung, sie treffen zu können. Unico wollte wissen, wie es ihr erging und ob sie bereits wusste, wie sie nach Etheria gelangen konnte.

„Doch ich weiß nicht, wo sie ist.“

„Es gibt vielleicht eine Lösung“, warf Chandelier ein.

„Einige Meilen von hier gibt es eine weitere Verwirbelung. Wenn das auch so ein Tor ist, kommst du vielleicht dadurch in eine andere Welt. Welche Welt das ist, kann ich natürlich nicht sagen.“

Unico zuckte mit den Schultern.

„Es sollte nicht zu viele Welten geben.“

„*Wenn man es genau nimmt, dürfte es diesen Ort gar nicht geben*“, dachte sich Unico im Stillen hinzu. Doch diese Leute kämpften um ihr Überleben. Ihnen zu sagen, dass ihre ganze Existenz offensichtlich ein Fehler war, brachte er nicht über das Herz.

„Dann lasst uns morgen dorthin gehen.“

Ein weiteres Mal nickte Unico zustimmend. Chandelier strahlte Entschlossenheit und Verzweiflung aus, Demeter

Fürsorge und Trauer. Und im Nebenraum schrie Tess, der dritte Anführer im Bunde.

Diese drei hatten es nicht leicht. Es war eine zusätzliche Bürde, wenn er jedoch die Möglichkeit haben sollte, mit Viri zu reden, wird sich sicherlich vieles aufklären. Dessen war Unico sich sicher.

44 Eilie | Auf der Suche nach Nahrung

Es war kalt geworden. Eilie zog den dünnen Mantel fester an sich und versuchte, mit den Händen die Oberarme zu reiben, damit ihr ein bisschen wärmer wurde.

Doch es half nichts, sie fror so sehr, dass ihre Zähne unfreiwillig klapperten.

Oder war es die Angst? Sie hatte gerade ihren Vater im Crowne's Diner zurückgelassen. Er hatte ihr versichert, dass es ihm schon wesentlich besser ging. Seine Wunde an den Beinen heilte gut, doch diese schwarze Masse, die sich über seinen Oberkörper zog, machte Eilie Angst. Sie wusste nicht, was ihren Vater hier befallen hatte, doch scheinbar half es ihm dabei, am Leben zu bleiben.

Er hatte ihr zur Aufgabe gemacht, etwas nach Nahrung zu suchen. Neben dem hellen Kokon, in den sich Elvira eingeschlossen hatte, gab es einige Kilometer außerhalb von Saranon eine weitere undurchdringbare Wand, eine schwach leuchtende Blase, durch die niemand dringen konnte. Das Gebiet um Elvira konnte niemand mehr betreten und die Bewohner von Saranon, ihr Vater, Annika und sie waren eingeschlossen.

Die Welt hatte sich in wenigen Tagen so sehr verändert, dass sie nicht einmal darüber nachdenken konnte, was mit Michael geschehen war. Annika sagte, er sei in dem leuchtenden Energieball von Elvira gestorben, doch es

entwickelte sich gerade alles auf eine so seltsam verrückte Weise, dass Eilie nicht daran glauben mochte, dass er wirklich tot war.

Eilie hatte sich den leuchtenden Kokon angesehen, in den sich Elvira eingesperrt hatte. In der Nähe des Kokons war es unerträglich heiß, sodass sie auch nur bis auf wenige Meter herantreten konnte. Rund um die leuchtende Blase war alles zerstört. Von dem Fabrikgebäude oder den anderen Baracken, welche hier einmal standen, war nichts mehr zu sehen.

Sie konnte gar nicht fassen, was geschehen war. Sie war zur Fabrik gefahren, um zu sehen, ob ihr Vater und ihre Mutter dort waren. Doch kurz bevor sie den Ort erreichte, erschien ein Lichtblitz am Himmel, woraufhin ihr Annika mit ihrem verletzten Vater entgeginkam.

Die Polizistin hatte sich vollkommen verändert. Sie war nicht mehr distanziert und kalt, sondern sehr entschlossen dabei, Manai und den Bewohnern von Saranon zu helfen. Sie half, im Crowne's einen Versammlungsraum einzurichten, sie organisierte die Nahrungssuche und kümmerte sich um Manai, wenn Eilie zu erschöpft war. Sie wollte nicht darüber sprechen, wie es ihr ging oder was geschehen war, aber auch Eilie hatte nicht viel Zeit, über ihre Gefühle nachzudenken.

Binnen weniger Tage waren die Rationen in Saranon erschöpft, und da der Weg in die nächste größere Stadt

gesperrt war, konnten auch keine neuen Nahrungsmittel gekauft werden. Der Gebirgsbach, der in der Nähe der kleinen Stadt verlief, sorgte zumindest für Wasser. Es war an den Bewohnern, Nahrung zu suchen. Doch hier im Hochgebirge wuchsen kaum Pflanzen, die man verspeisen konnte, und auch die Tiere waren sehr geschickt im Verstecken.

Über ein Notstromaggregat konnte zumindest ein Kühlschrank betrieben werden, Diesel war genügend vorhanden in dem kleinen Ort. Der Strom reichte sogar, um ab und an den Fernseher im Crowne's einzuschalten. Durch die Fernsehnachrichten erfuhren die schockierten Eingeschlossenen, dass offenbar die ganze Welt dem Untergang geweiht war. Überall schien das Wetter verrückt zu spielen, es schneite und gefror überall auf der Welt, die Meere schaukelten sich auf, es gab an vielen Orten Erdbeben und Tsunamis.

Schnell konnten die Staaten der Welt das Zentrum des Unglücks in der Nähe von Elviras Kokon ausmachen und besorgte Bewohner richteten den Blick darauf. Sie sichteten auch militärische Fahrzeuge in der Nähe der Stadt sowie Flugzeuge über diesem Ort. Alle Geschosse zerschellten jedoch am äußeren Kokon, den Elvira erschafft hatte. Es gab kein heraus und kein hinein.

Es gab nur den Wunsch, zu überleben. Eilie hatte die Pistole von Annika bei sich, um ein Tier schießen zu können, wenn sie es sah.

Doch welchen Sinn hatte es noch, zu jagen? Bald würden alle Tiere tot sein, die innerhalb des äußeren Kokons geschossen werden konnten. Die Leute würden dann langsam verhungern, wenn sie nicht damit beginnen würden, sich gegenseitig aufzuessen. Und selbst wenn der äußere Kokon zerstört werden konnte, dann war offensichtlich die Welt gerade im Begriff, unterzugehen, und auch hier würde kein langes Leben mehr möglich sein. Eilie sah die Pistole an. Sie hatte die Möglichkeit, alles hier und jetzt zu beenden.

„Nein, was denkst du da?“

Der Moment der Schwäche war nur von kurzer Dauer. Sie schüttelte den Kopf und machte sich wieder auf den Weg.

Sie musste etwas zu essen finden. Eilie fühlte sich für die Menschen von Saranon verantwortlich und wollte dafür sorgen, dass sie so lange wie möglich würdevoll leben konnten.

Sie wusste gar nicht, wie lange sie wanderte auf der Suche nach Nahrung, doch als es plötzlich wärmer wurde, wusste sie, dass sie dem inneren Kokon nähergekommen war. Diesmal allerdings über einen kleinen Weg, den sie vorher noch nicht betreten hatte.

Der Kokon lag in der Mitte des kleinen Tals, in welchem die Fabrik früher gestanden hatte. Er schwebte einige Meter über dem Boden, der Himmel war durch den

äußeren Kokon nur noch dunkelgrau, der ganze Tag fühlte sich an, als stünde die Zeit still und die Welt verharrte in ewiger Dämmerung.

Eilie kletterte den Felsvorsprung, auf dem sie stand, hinab und trat so nah sie konnte an die leuchtende Kugel heran.

„WARUM?“, schrie sie.

„WAS SOLL DAS?“

Sie ballte ihre Hände zu Fäusten, Tränen liefen ihre Wangen hinab.

„Papa hat immer von dir gesprochen, als wärst du ein Engel! Er hatte gesagt, du seist liebevoll! Vertrauenswürdig! Zuverlässig! Er hat gesagt, du wärst eine hübsche Frau und dass du ihn geliebt hast.“

Eilie atmete kurz durch.

„DU LÜGNERIN! DU BIST EIN HÄSSLICHES MONSTER! DU BRINGST UNS ALLE UM!“

Die Wut stieg in ihr auf und nur ein Rest von Verstand hielt Eilie davon ab, hin zum Kokon zu stürmen. Wenn es wahr war, was Annika sagte, dann würde sie auch sterben falls sie so töricht war, dieser Kugel zu nahe zu kommen.

So wie es vermutlich Michael ergangen war.

Er hatte schlimmes getan und zugelassen. Annika hatte ihr erzählt, was in Rumänien geschehen war, wie Michael

versucht hatte, durch die Organisation sein Leben völlig neu zu beginnen.

Dennoch hatte er keinen solchen Tod verdient, fand Eilie. Buße tun war das eine, doch er hatte nicht einmal mehr die Chance gehabt, etwas Gutes zu tun.

Eilie war zu einem gewissen Teil dafür verantwortlich, dass ihm dieses Schicksal zuteil wurde. Und nun sollte sie sich nicht irgendwelchen Wahnvorstellungen hingeben, sondern das tun, was im Moment richtig war.

Aus diesem Grund mahnte sie sich zur Besonnenheit und erinnerte sich an die Aufgabe, die sie zu tun hatte. Sie nahm die Waffe in die Hand und drehte sich um.

Im nächsten Moment fiel ihr die Waffe aus der Hand und sie trat erschrocken einen Schritt zurück.

45 Annika | Kein Ausweg

Der Weg war kaum mehr zugänglich. Annika versuchte dennoch, den steinigen Pfad zu erklimmen, denn so erhoffte sie sich, auf den höchsten Punkt innerhalb des äußeren Kokons zu kommen. Sie wollte einen Überblick erhalten, wie die Gegend aussah, in der sie sich befand. Vielleicht gab es innerhalb dieses kaum sichtbaren Gefängnisses ja irgendwo einen Weg nach draußen.

Die wenigen Zufahrtsstraßen nach Saranon hatte sie bereits geprüft. Auch an diesem Tag befand sich wieder Militär auf der anderen Seite der milchigen Wand. Sie hatte versucht, mit den uniformierten Personen zu kommunizieren, doch die Barriere ließ keinen Laut durch. Und die Hitze, die von dieser Mauer ausging, war zu groß, um sich ihr ganz zu nähern. Auch wenn sie nicht so heiß war wie das, was die Menschen den inneren Kokon nannten.

Nach einer kurzen Weile erreichte Annika die kleine Anhöhe und sah sich um.

Es war wirklich eisig geworden. Auch wenn die Hülle keinen Laut hinein- oder herausließ, die Luft zog schneidend kalt über das ohnehin schon karge Tal. Annika hoffte inständig, dass Eilie etwas zu essen finden konnte.

Sie trug eine weite Hose mit Tarnfleckmuster und unter der Pelzjacke ein schmutziges, ehemals weißes Top.

Rundherum war die milchige Kuppel wie ein Schirm vor der Welt. Es sah nicht danach aus, als ob sie irgendwo durchlässig wäre.

Annika atmete tief durch. Diese Entwicklung der Geschehnisse hatte niemand voraussehen können. Dabei war alles, was sie wollte, ein sicheres, geregeltes Leben.

Als kleines Kind schon war sie immer die vernünftigere, ernste, erwachsene von zwei Schwestern gewesen. Ihre jüngere Schwester hingegen war immer schon unreif, unsicher, und sie hatte das Gefühl, dass sie immer Annikas Schutzes bedurft hatte. Daran hatte sich nie etwas geändert. So wurde sie kühl und berechnend. Nach einer Ausbildung an der Polizeiakademie kam sie zum Schluss, dass sie die besten Chancen auf ein stabiles Leben ohne Beachtung unnötiger verweichlichter Gesetze durch eine Karriere im Organisierten Verbrechen hatte.

Irgendwann war sie auf sich alleine gestellt, ihre Schwester verschwand mit einem zwielichtigen Mann in eine verheißungsvolle Zukunft irgendwo in eine große Stadt und ihre Eltern zeigten wie schon immer keine Nähe oder unterstützten sie in irgendeiner Form. So blieb ihr nichts mehr, als ihren eingeschlagenen Pfad weiterzugehen. Sie hätte viel erreicht, wenn sie die Kontrolle über das Wesen erlangt hätte, das Elvira

geworden war. Doch das war nun vorbei. Annika wünschte sich, sie hätte sich mehr zugestanden, Mensch zu sein. Ihr ganzes Leben war sie allein und hatte andere von sich gewiesen, doch jetzt, in den letzten Tagen, wollte sie noch Nähe spüren und Hilfe leisten. Sie konnte diejenige sein, die sie tief im Inneren immer schon sein wollte. Und sie war glücklich darüber, dass sie von Eilie, Rosalia und Manai die Chance bekam. Auch wenn diese nicht wussten, was Annika tatsächlich alles getan hatte.

Doch das war egal. Annika war sich sicher, dass die Welt bald dem Ende geweiht war. Sie wollte das Unvermeidliche nur noch so weit hinauszögern, wie es ging. Die letzten Tage wollte sie einfach nur sie selbst sein. Annika fuhr sich mit der Hand durch die kürzeren Haare. Eilie hatte sie mit einer Schere auf ihren Wunsch hin ungefähr auf Nackenhöhe abgeschnitten. Die Frisur hatte sie immer streng und zusammengebunden getragen, nun ließ sie die Haare frei fallen.

Sie blickte auf in den wolkenverhangenen, dunklen Himmel und sah sich noch etwas um.

In der Nähe des inneren Kokons sah sie einen Menschen. „Wer ist denn so verrückt, sich dem Ding zu nähern?“, murmelte sie und lief den Weg hinunter, um selbst dem Kokon ein Stück näher zu kommen. Kurz darauf erkannte sie Eilie, wie sie vor der leuchtenden Kugel stand und diese anschrte.

Annika spürte ein Gefühl von Mitleid. Bald würde alles vorbei sein und Eilie war nicht in der Lage, mit ihrer Familie abzuschließen. Neben dem Mitleid stach noch etwas Anderes in ihrer Brust. Schuldgefühle. Sie hatte der jungen Frau viel angetan. Doch allzu sehr konnte sie nicht ihren Gewissensbissen nachgeben, denn kurz darauf fuhr Eilie herum und trat einen Schritt zurück.

Bis zum Auftreten von Elvira hatte Annika an nichts Übersinnliches geglaubt. Es war schon schwer genug, die Situation zu akzeptieren, wie sie jetzt war, doch was Annika nun erblickte, ließ sie innerlich erschauern.

Vor Eilie stand der wahrhaftige Teufel.

Annika schüttelte kurz den Kopf und begann loszurennen. Sie wollte dafür sorgen, dass niemand in Saranon einsam sterben musste, wenn die Welt unterging. Das hatte Eilie nun wirklich nicht verdient.

Sie stürmte den Bergpfad hinab und strauchelte einige Male, doch sie fing sich immer wieder und lief weiter. Sie hatte keine Waffe, aber sie würde dafür sorgen, dass sich Eilie nicht alleine diesem Ungetüm stellen musste.

Der Teufel schien aus einer Wand gekommen zu sein, denn hinter ihm war kein Weg. Eilie stand mit dem Rücken zum großen Kokon, dem sich Annika von der anderen Seite her näherte. Als sie nur noch wenige Meter von der Lichtkugel entfernt war, wurde es beinahe

unerträglich heiß, doch Annika wollte so lange wie möglich hinter dem gleißenden Licht versteckt bleiben.

Doch irgendwann war die Hitze nicht mehr auszuhalten und Annika begann, einen Bogen um den Kokon zu laufen. Sie übersprang das ausgetrocknete Flussbett, welches ehemals durch das kleine Tal lief und stellte sich Eilie zur Seite.

Ihr Gesicht brannte, da sie der Hülle zu nahe gekommen war und sie atmete schwer, da sie wirklich schnell gerannt war. Trotz der schneidenden Kälte schwitzte sie. Annika stellte sich breitbeinig auf und sah dem Teufel in die Augen.

Sein Gesicht war eigentlich ganz hübsch und freundlich, doch mit den großen, schweren Hörnern auf dem Kopf und den kleinen Hörnern auf der Stirn wirkte er bedrohlich. Er trug eine schwarze Lederjacke und eine ebenso dunkle Hose.

Er sah sie ernst an, dann blickte er auf zum Kokon über ihnen. Sein Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an und er hob die beiden Hände vor seine Brust.

„Ich... ich will euch nichts tun!“, sagte er in einer ruhigen, angenehmen Stimme.

„Ich kann ihn verstehen!“

„Das wirst du auch nicht!“, keifte ihn Annika vorsichtshalber an. Sie bemühte sich, ihn besonders kalt

und ernst anzusehen, obwohl sie Gefahr lief, dass ihr die Füße einknickten.

Eilie wirkte wesentlich weniger besorgt.

„Wer bist du?“

„Mein Name ist Unico. Darf ich fragen, wo ich hier bin?“

Eilie lachte auf. Es war ein verzweifelttes Lachen.

„Bist du hier, um uns in die Hölle mitzunehmen? du bist auf der Erde, oder zumindest dem, was davon übrig ist.“

„Nein!“, hauchte Unico. „Nein!“

Er ging einen Schritt nach vorne, doch Eilie hob die Waffe.

„Keinen Schritt weiter! Du lässt uns in Frieden!“

Annika war von Eilies Mut überrascht. Sie konnte ihre Sicherheit nur spielen, doch Eilie wirkte bestimmt. Sie ließ sich ihr Leben nicht einfach nehmen. Irgendetwas an Unico aber ließ Annika entspannen, er wirkte nicht, als hätte er eine böse Absicht.

Er hob noch einmal beschwichtigend die Hände.

„Bitte... ich bin gekommen, um zu helfen. Was ist hier passiert?“

Eilie schwieg und hielt weiterhin die Waffe auf Unico gerichtet.

„Hat es etwas mit diesem Lichtball zu tun?“, fragte Unico, immer noch sehr ruhig.

Eilie senkte die Waffe.

„Vielmehr mit der Person in diesem Lichtball“, antwortete sie mit einer tonlosen, gebrochenen Stimme.

„Viri... Elvira...“, sagte Unico kaum hörbar.

Eilie zuckte zusammen.

„Du kennst meine Mutter?“

Nun kam Unico näher. Eilie hob die Waffe noch einmal an, doch er ließ sich davon nicht abhalten. Er griff mit seinem Zeigefinger unter Eilies Kinn und hob es hoch.

„Du bist... Viris Tochter?“

Tränen stiegen in den Augen des Teufels auf.

„Sag bitte... wie heißt dein Vater?“

Er hielt seinen Daumen immer noch an ihr Kinn, doch mit der Handfläche streichelte er ihre Wangen.

Annika fühlte, dass zwischen den beiden eine seltsame Vertrautheit herrschte. Eilie ließ die Waffe zu Boden fallen und sah Unico in die Augen.

„Manai... Manai Weber.“

Unico strich sich mit dem anderen Handrücken über das Gesicht und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Ich bin Unico... Unico aus Gaalkayo. Ich war einst der beste Freund von Elvira und ich bin ein Freund von Manai. Darf ich... mit ihm sprechen? Ist er hier irgendwo?“

Eilie nahm seine Hand und löste sie von ihrem Gesicht. Sie sah zu Annika hinüber und nickte.

„Ich kann dir nicht sagen, warum, aber ich... vertraue ihm. Sollen wir ihn zu Manai führen?“

Was sollte an diesen Tagen noch seltsamer werden? Annika zog die Schultern hoch und nickte dann schließlich ebenso.

„Ich denke schon.“

46 Manai | Ein alter Freund

Sie bemühte sich so sehr. Und er hatte solche Gewissensbisse, wenn er sie ansah. Im Crowne's war es warm, sehr warm, ihre Haare waren strähnig, ihre Stirn verschwitzt. Und dennoch kniete sie am Boden vor der Couch, auf der er lag, und reinigte seine Wunde am Bein. Als ob es noch etwas ausmachen würde, wenn die Wunde verheilen würde.

„Es tut mir so schrecklich leid“, sagte er.

Rosalia sah auf und lächelte. Ihr Gesicht war immer noch hübsch, aber die Anstrengungen der letzten Tage zeichneten sich auf ihren feinen Zügen ab. Unter den Augen hatten sich Ringe gebildet, die Lippen waren aufgeplatzt und die Haare hingen ihr ins Gesicht.

„Es muss dir nicht leidtun. Mir war immer bewusst, wie wichtig sie dir ist.“

Nach diesem Satz kümmerte sie sich wieder um seine Wunde.

„Und es ist ja nicht so, dass du ihr freiwillig gefolgt bist“, fügte sie hinzu, als sie konzentriert darauf achtete, die entzündeten Bereiche seines Beines nicht zu hart anzufassen.

Rosalia war so ein guter Mensch. Sie hatte es verdient, glücklich zu werden. Doch wie konnte in einer Zeit wie dieser überhaupt noch jemand glücklich werden?

Manai legte den Kopf in den Nacken. Er schloss die Augen und hörte die wild durcheinander sprechenden Menschen.

Alle Bewohner Saranons waren im Crowne's Diner. Die Besitzerin, Lauren, kümmerte sich darum, dass es warm war und sich die Leute wohlfühlten. Dennoch war der Speiseraum nicht für die hundertfünfzig Menschen ausgelegt, die sich darin befanden. Das Gewirr der Stimmen war laut, man konnte kaum einen ruhigen Gedanken fassen.

Manai kniff die geschlossenen Augen noch fester zusammen, als ob er so der Welt entfliehen konnte. Er konzentrierte sich auf sein inneres Selbst und nach einer Weile war es, als würde er die Stimmen um sich herum nicht mehr wahrnehmen. Es war, als ob die Stimmen erstorben waren, plötzlich war es vollkommen still. Manai genoss den Moment. Bis ihm auffiel, dass es nicht die Kraft seiner Gedanken war, welche die Laute der anderen verstummen ließ. Alle Menschen waren plötzlich still und auch Rosalia hatte aufgehört, seine Wunde zu versorgen.

Langsam hob Manai wieder seinen Kopf und öffnete die Augen.

Unico.

Er war es. Er hatte Hörner wie einst Ciseding. Große, prominente Hörner thronten auf dem Kopf, zwei kleinere

auf der Stirn. Früher hatte er wie einst Viri nur vier kleine Hörnchen auf der Stirn gehabt. Dennoch, es war Unico. Daran bestand kein Zweifel.

Manai konnte nicht sprechen und stützte sich auf.

Sein alter Freund trug Kleidung, die Autorität ausstrahlte. Der Stoff war schwarz und schwerer, dazu etwas gröber. Am Saum der Ärmel waren dünne rote Linien eingenäht, unterhalb der Lederjacke trug er ein rotes Hemd. Goldene Abzeichen waren auf seiner linken Brust angebracht, außerdem trug er schwarze Handschuhe.

Unico sah ihn an, seine Augen wurden feucht. Er trat langsam vor und kniete sich vor Manai auf den Boden. Rosalia wich einen Schritt zur Seite und sah zuerst auf ihn, dann auf Unico. Eine Mischung aus Angst und Sorge lag in ihrem Blick.

„Du bist alt geworden.“

„Und dir sind Hörner gewachsen.“

Unico beugte sich vor und umarmte Manai herzlich. Dieser reagierte auf die Umarmung und herzte ihn zurück. Minutenlang lagen sich die Männer in den Armen. Er hatte nicht gedacht, noch einmal an Hel erinnert zu werden. Nicht jetzt, so kurz vor dem Ende.

„Was machst du hier?“, fragte Manai schließlich verwundert.

Unico sah sich etwas um und blieb mit seinem Blick am Fenster hängen. Draußen hingen die dunklen Wolken vor dem Fenster, der kalte Wind peitschte über die Straßen. Es wurde langsam dunkel, und ohne Strom versank die Stadt langsam mit in dieser Finsternis.

„Ich versuche, alles in Ordnung zu bringen.“

Erst jetzt bemerkte Manai, dass auch seine Tochter und Annika wieder hier waren. Er war froh, Eilie zu sehen. Er wollte so viel Zeit mit ihr verbringen, wie noch möglich war und es schmerzte ihn jedes Mal, wenn er sie am Morgen verabschieden musste.

Zu Annika hatte er ein gespaltenes Verhältnis. Sie schien seit dem Vorfall mit Michael eine andere zu sein, vertrauensvoll und auf eine ungewöhnliche Art beinahe gebrochen. Es wirkte so, als hätte sie die Fassade der kühlen, berechnenden Frau verloren, aber Manai konnte nicht mit vollem Herzen daran glauben, dass sie sich geändert hatte. Annika hatte ihm aufgelauert. Sie war mit Michael einfach aufgetaucht. Das Misstrauen konnte er nicht aus seinem Geist verdrängen.

Er lächelte seine Tochter an. Sie lächelte schüchtern zurück. Eilie war unsicher.

„Wollt ihr einen Tisch?“

Lauren stand hinter Manai und deutete auf einen Tisch im Eck, den sie frei geräumt hatte. Es war ein größerer

runder Tisch, an dem normalerweise eine Familie speisen konnte.

Es gab viel zu erzählen, und so nahm Manai das Angebot dankend an. Eilie stützte ihn, als er zu dem Tisch hinüber humpelte. Unico, Rosalia, Eilie, Annika und er setzten sich um die Tafel herum. Die Gespräche der Leute begannen wieder lauter zu werden. Scheinbar war selbst der Auftritt eines Sayt, eines Wesens aus der Unterwelt wie Unico, nur noch ein kleiner Schockmoment für diese Menschen, die dem unausweichlichen Ende entgegenblickten.

Unico begann zu erzählen. Wie es seiner Heimat ging, wie er die Tore entdeckt hatte, die ihn zuerst in eine seltsame Welt führten und schließlich auf die Erde. Wie schockiert er gewesen war, diese Welten in diesem Stadium vorzufinden.

„Wisst ihr, wo sie ist?“, fragte er schließlich.

Manai ergriff das Wort.

„In der Mitte dieser Kugel, in einem leuchtenden Kokon. Oder sie hat sich in den Kokon verwandelt.“

„Vermutlich nicht. Sie hat sich wohl nur darin eingeschlossen, ob bewusst oder unbewusst.“

Er atmete kurz durch.

„Wie... sieht sie eigentlich aus... als Mensch?“

Es war schwer, an Viri zu denken. Die Viri, die er erlebt hatte, bis Eilie geboren wurde.

„Sie sah aus wie Viri, nur ohne ihre Hörner. Zumindest bis vor gut 30 Jahren. Seitdem ist sie ein Extant. Sie war... in jeder Form hübsch. Ein zierliches, freundliches und so unendlich liebevolles Mädchen, und auch jetzt hat sie sich... immer...“

Manai musste sich eine Träne aus dem Gesicht wischen. Er führte seine Beschreibung nicht mehr aus.

Unico vergrub seinen Kopf in den Händen, stützte sich dann wieder auf und kniff mit Daumen und Mittelfinger zwischen die Augen. Er sah sehr müde aus.

„Ein Extant? Das... hat sie nicht verdient.“

Es war alles zu früh. Viri kam zu schnell hier hoch. Sie wusste nicht, wie sie mit ihren Kräften umgehen sollte.“

„Welche Kräfte denn genau? Sie ist doch eine Art Göttin, nicht wahr?“, warf Eilie ein. Sie hatte ihre Scheu verloren und war gespannt Unicos Erklärung gefolgt.

Er sah sie an. Ihre Augen waren denen von Viri ähnlich, nur hatte Eilie durch ihre Augenbrauen immer einen etwas traurigeren Ausdruck im Gesicht als ihre Mutter.

„Richtig. Sie hat vom Erschaffer unserer Welten, Eding, alle Kräfte bekommen. Allerdings weiß von uns niemand, zu was diese Kräfte genau in der Lage sind. Es ging alles so schnell.“

„Hat sie sich denn nie damit beschäftigt, sie zu meistern?“, hakte Eilie nach.

Manai schüttelte den Kopf.

„Es hieß, sie solle ein ‚normales Leben‘ führen, um nach ihrem Tod nach Etheria zu kommen. Deswegen versuchte sie, nicht daran zu denken, wer sie war. Sie wollte nur mit mir ein ruhiges Leben führen und dir eine gute Mutter sein.“

Eilie deutete auf Unico, ihre Stirn lag tief in Falten.

„Aber er! Wie konnte er es schaffen, in unsere Welt zu gelangen?“

„Ich bin durch ein Tor geschritten“, antwortete Unico knapp.

„Aber woher kommt dieses Tor? Das muss es doch vorher gegeben haben?“

Unico hielt kurz inne.

„Nun... diese Tore kann nur der Schöpfer der Welten erschaffen, scheinbar hat Viri unbewusst diese Brücke angelegt. Sie hat es sogar geschafft, eine Welt zwischen den Welten zu erschaffen. Das ist alles recht beeindruckend, sie macht einiges richtig.“

Nach dieser Antwort verkrampften Eilies Finger so sehr, dass ihre Knöchel weiß wurden. Manai hatte seine Tochter selten in dieser Verfassung gesehen.

„Sie macht gar nichts richtig! Schau dich um! Eure Welt stirbt langsam aus, diese Welt geht unter und von der anderen Welt hat noch niemand was gehört. Was auch immer sie für ein Wesen ist, sie hat versagt! Ich hasse sie!“

Im Restaurant war es laut, die Stimmen der Menschen übertönten beinahe das Gespräch am Tisch, doch mit einem Mal wurde es still. Unico schlug mit einer solchen Wucht auf den runden Tisch, dass er sich verbog. Sein Blick war finster, er sah Eilie in die Augen. Niemand traute sich, auch nur ein Wort zu sagen. Manai hingegen war fasziniert. Einerseits hatte er Unico noch nie so wütend gesehen, andererseits hielt seine Tochter diesem Ausbruch stand und sah Unico immer noch in die Augen, wenngleich ihre Augen glänzten.

Dass sie so über Viri dachte, tat Manai im Herzen weh, doch er verstand auch seine Tochter. Sie hatte Viri nie so kennengelernt, wie sie wirklich war.

„Junge Frau.“

Unico sprach mit einer tiefen Stimme, er atmete schwer.

„Viri war die Einzige, die unsere festgefahrenen Wege hinterfragt hatte. Sie hatte nicht einfach die Menschen an sich genommen und jahrelanger Qual überlassen, sie sah sich an, wer zu ihr kam. Sie sah deinen Vater an und erkannte, dass er nicht nach Hel gehörte. Sie gab ihm eine Chance. Sie entließ ihn in die Freiheit. Ich wollte ihn

wieder einfangen, doch sie rettete ihn. Ohne sie hätte dein Vater nie eine Chance gehabt.“

Tränen standen in seinen Augen.

„Ich habe sie geliebt! All die Jahre habe ich dieses naive, gutgläubige Ding geliebt! Doch ich konnte erkennen, was sie in Manai sah. Ich half ihr, ihn zu verstecken und zusammen mit ihm konnten wir die Menschen zurückschlagen!

Und was war der Dank? Anstatt ihr Leben in Ruhe weiterführen zu können, wurde Manai getötet und ihr die Bürde einer Macht auferlegt, die sich keiner von uns vorstellen konnte. Sie blieb tapfer. Sie folgte Manai in eine unbekannte Welt und wollte ihr Bestes geben, um alles in Ordnung zu bringen.

Sie war das einsamste Wesen im ganzen Universum, ist dir das klar? Niemand konnte sie verstehen, niemand konnte ahnen, was sie dachte und fühlte. Nur die Liebe zu Manai - die konnte jeder sehen.“

Eilie liefen die Tränen an den Wangen herunter, doch sie sah Unico weiter ins Gesicht. Weder Rosalia noch Annika wollten etwas einwerfen.

„Sie hat versucht, Papa zu töten!“

„Nein, nein! Du verstehst nicht!“, antwortete Unico energisch.

„Ihre Seele war zu diesem Zeitpunkt in einer anderen Welt. Ich habe die Bewohner dort kennengelernt. Sie musste erst zu sich finden. Sie erinnerte sich an nichts und wusste nicht, wer sie war. Ihr Körper reagierte ohne Gefühle. Er konnte nur das ausführen, was Viri wichtig war. Gerechtigkeit. Es befand sich höchstens noch ein kleiner Teil ihres Selbst in der Hülle.“

Eilie sah ihn immer noch an. Ihre Augen glänzten voller Tränen. Sie kniff ihren Mund zusammen, ihre Lippen wurden weiß.

„Das ist... das... das ist mir alles zu viel!“

Sie rannte um den Tisch herum, schlängelte sich durch die Menschenmenge und rannte hinaus in die kalte Dunkelheit.

Manai sah ihr besorgt nach. Nun hatte er auch um seine Tochter Angst.

„Hast du ihre Arme gesehen?“, flüsterte Rosalia. Ihre Stimme bebte.

47 Eilie | Ein neues Ich

Laufen. Weglaufen. Sie wollte nur noch weglafen. Eilie war aus dem Crowne's gerannt, über den Parkplatz, durch eine enge Gasse hindurch und stützte sich nun an der Lehne einer Bank auf, die am Straßenrand der Hauptstraße stand.

Es war fast dunkel. Durch die finsternen, tiefhängenden Wolken kam nur noch wenig Licht und die gräulichen Schwaden des äußeren Kokons waren kaum noch zu erkennen, sodass die Welt nicht mehr so eingengt aussah. Und auch wenn die Umgebung nicht mehr so bedrohlich wirkte, so erinnerte Eilie der schneidend kalte Wind doch daran, wo sie sich befand. Sie sah zu Boden, doch sie erkannte kaum etwas. Die Stadt war dunkel. Nur von hinten erleuchtete das Crowne's den Ort ein bisschen, dieses Licht aber erreichte sie hier kaum.

Es dauerte eine kurze Weile, bis ein leuchtender, wabernder Schimmer hinter ihr erschien. Es war ein grünliches Licht. Eilie drehte sich um.

Hinter ihr stand Unico. In seiner Handfläche schwirrte dieses seltsame Leuchten. Er lächelte im Schein der Flamme.

„Deine Mutter hatte auch immer vergessen, ein Irrlicht mitzunehmen.“

„Was willst du hier?“, fragte Eilie knapp.

Unico ging an ihr vorbei und setzte sich auf die Bank, auf die sich Eilie stützte. Sie konnte einen Blick auf seinen Kopf werfen und betrachtete die großen Hörner im schwachen, tanzenden Licht.

„Es ist viel geschehen, nicht wahr? Und du weißt nicht, was du denken sollst.“

Eilie sah weg und versuchte, seinem Blick zu entgehen, obwohl er sich umdrehte, um ihr ins Gesicht zu sehen.

„Was weißt du schon?“

„Du tust Viri unrecht, doch ich habe auch Verständnis für dich. Du konntest sie nie kennenlernen, und das, was geschehen ist, ist wirklich schrecklich.“

Sie wandte sich nun doch ihm zu, er sah besorgt in die Ferne.

„Aber glaub mir“, redete er weiter, „all das Schlimme, was geschehen ist - darüber hatte und hat sie keine Kontrolle. Die Macht, die Kräfte, die sie besitzt... sie sind ihr zu viel. Sie sind beinahe unkontrollierbar. Besonders, wenn man sie von einem Moment auf den nächsten erhält, wie es bei Viri einst geschehen ist.“

„Aber wieso konnte sie ihre Kräfte so viele Jahre kontrollieren? Bevor ich geboren wurde, war doch alles gut.“

Unico ließ sein Licht von einer Hand zur anderen gleiten und dachte nach.

„Sie war zu einem Menschen geworden, als sie hier angekommen ist. Viri dachte nicht darüber nach, was sie war. Sie hatte vermutlich ihre Macht weitgehend ignoriert und sich einfach nur auf ihre Aufgabe konzentriert. Doch mit deiner Geburt... setzten sich die Kräfte frei.“

„Warum?“, hauchte Eilie und umklammerte ihre eigenen Arme. „Bin ich jetzt an allem Schuld?“

Unico stand auf, ließ das Irrlicht vor seiner Brust schweben und sah ihr tief in die Augen.

„Nein, Eilie. Du bist nicht schuld. Aber bei deiner Geburt hat Viri einen Teil ihrer Kräfte verloren, vermute ich.“

„Ihre Kräfte verloren?“

Unico nahm ihre Hand. Es fühlte sich seltsam an. Er hob ihren Arm an, sodass sie ihn im Licht sehen konnte. Er war dunkel, sah fast wie verbrannt aus und glänzte im Licht. Eilie erschrak und zog den Arm schnell zurück.

„Was ist das?“

Unico ergriff sie an den Schultern.

„Keine Angst. Es vergeht wieder. Aber du hättest dich da drin beinahe in einen Extant verwandelt.“

Sein Blick durchbohrte sie, Eilie konnte sich nicht bewegen.

„Eilie.“

Auch du hast Kräfte. Große Kräfte, das kann ich spüren. Bei deiner Geburt hast du viel von deiner Mutter geerbt. Nicht nur ihr Aussehen. Nein, sie hat dir Kräfte mitgegeben. Und die restliche Macht, die in ihr verblieb, setzte sich frei. Sie hat immer noch schier unendliche Reserven. Sie kann im Handstreich Welten erschaffen, die Zeit krümmen und verändern.“

Eilie hob noch einmal ihren glänzenden Arm und sah ihn an.

„Ich vermute, dass nur du deine Mutter wieder aus ihrem Kokon befreien kannst. Sie muss sich ihrer Kraft und Verantwortung wieder bewusst sein, denn wenn sie sich auf die Erinnerungen und Erfahrungen konzentriert, die ihr Eding überlassen hatte, dann weiß sie auch sicherlich, wie sie ihre Kräfte kontrollieren kann.“

Eilie winkte ab.

„Ich stand doch vor dem Kokon und habe geschrien und gerufen, doch sie hat mich nicht gehört.“

Sie hielt kurz inne.

„Und selbst wenn ich es versuchen würde, ich komme nicht nahe an sie heran. Es ist so unerträglich heiß dort...“

„Ich vermute, wir haben keine andere Wahl als es zu versuchen. Möglicherweise kann ich dir dabei helfen,

dem Kokon näherzukommen, aber, wenn wir zusammen...“

„NEIN“, warf Eilie ein.

„Ich will nicht! Und ich kann nicht. Ich hasse sie. Schau dich um! Schau dir an, was aus der Welt geworden ist! Schau dir an, wie deine Welt vegetiert! Schau Papa an! Er ist verstümmelt und der Mann den ich einst geliebt habe, ist tot! Schau in die Gesichter der armen Leute hier! Und an all dem Unglück hat sie Schuld!“

Sie ballte ihre Faust. Ihre schwarze, ledrige Faust.

„Viri soll... verschwinden. Weg. Sie bringt allen nur Unglück!“

Unico sah sie ungläubig an. Er hatte wohl nicht damit gerechnet, dass sie derart für ihre Mutter empfand. Eilie wollte sie selbst nicht einmal als ‚Mutter‘ bezeichnen, denn sie hatte Viri nie kennengelernt. Ihre ganze Familie war Manai.

Als sie ihn das erste Mal gesehen hatte, hatte Unico so bedrohlich mit seinen Hörnern ausgesehen. Er war angsteinflößend, doch jetzt sah er sie so ruhig und zutiefst traurig an. Sie empfand Mitleid mit ihm, denn er hing immer noch an seiner alten Freundin.

„Du...“, begann er seinen Satz, doch er hielt wieder ein und schluckte noch einmal.

„Du musst sie nicht mögen, aber... sie wird nicht verschwinden. Selbst... selbst wenn du möchtest, du kannst sie nicht v... vernichten.“

Unico atmete tief ein.

„Der einzige, der noch eine Bindung zu Viri hat, ist Manai, doch ich möchte ihn nicht noch der Gefahr aussetzen, sich dem Kokon zu nähern. Er ist letztendlich nur ein Mensch und du hast immerhin einen Teil von Elvira in dir. Würdest du versuchen, sie zu erreichen, dann sind die Chancen viel, viel größer.“

Er nahm noch einmal ihre Hand und sah ihr tief in die Augen.

„Du kannst es tun. Eilie. Bitte. Du bist Elviras Tochter. Hol sie aus diesem Wahn. Bitte!“

Eilie sah noch einmal auf ihren Arm. Sie war selbst ein halbes Monster. Die Welt war am Ende. Michael war tot. Und die einzige kleine Chance, die sie alle hatten, lag in ihren Händen.

Sie hasste Viri. Wenn Eilie sie sehen würde, dann musste sie alles tun, um die Kontrolle zu behalten. Aber das, was Unico sagte, ergab einen Sinn. Und so entschied Eilie sich, ihn zu begleiten. Doch eine Frage ließ sie nicht los.

„Unico. Du weißt so unbeschreiblich viel. Wo hast du all das Wissen gesammelt?“

Unico begann wieder, mit dem Irrlicht zu spielen.

„Ich hatte in den letzten Jahren Zugriff zu vielen Informationen in der zentralen Bibliothek unserer Welt. Vieles von dem, was ich dir eben gesagt habe, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es ist ein bisschen Wissen, ein bisschen Intuition...“

Eilie sah sich um, hin zum schwachen Licht des Crowne's.

„Es ist ein Himmelfahrtskommando. Aber was bleibt mir schon...?“

Unico stand auf und berührte Eilie an der Schulter.

„Ich werde alles tun, um dir zu helfen.“

48 Eilie | Die große Aufgabe

Sofort nach ihrem Gespräch lief sie mit Unico los in Richtung des inneren Kokons. Es war stockdunkel, aber mit seinem Licht ging er mit schnellen, großen Schritten voran. Eilie musste laufen, um ihm folgen zu können, doch er wies ihr so geschickt den Weg, dass sie gut Schritt halten konnte. Einmal wäre sie beinahe über einen dunklen Stein gestolpert, doch Unico fuhr sofort herum und fing sie auf.

Eilie war vollkommen außer Atem, als sie auf der Ebene angekommen waren, auf der sich der schimmernde, schwach leuchtende Kokon befand. Eilie ging in die Hocke und pustete schwer. Unico stand geduldig neben ihr und betrachtete die Hülle, unter welcher der Boden vor Hitze flimmerte. Hier, nur wenige Meter davon entfernt, war es bereits sehr warm und der Wind, der normalerweise kalt und unbarmherzig durch das Tal und die Berge wehte, war hier angenehm wie ein kühlender Luftzug an einem heißen Sommertag.

Eilie schwitzte, sie sah sich um. Das Tal war trocken, kein Laut eines Tieres war zu hören, die Welt schien hier bereits vollkommen tot zu sein. Trümmer des ehemaligen Fabrikgebäudes türmten sich zu einem traurigen Hügel voller Schutt auf, staubige Steine säumten das ehemalige Bett des kleinen Flusses, dessen Lauf einst durch das Tal

führte. Der Himmel war finster und grau, Sterne waren in dieser Welt nicht mehr zu sehen.

Sie sah auf ihre Hände, die sie auf den Knien abstützte. Sie wirkten immer noch schwarz und reflektierten das Licht des Kokons. Es sah aus, als hätte Eilie Handschuhe an. Doch es waren ihre Hände, ihre Haut, ihr Körper. Er veränderte sich. Vielleicht war ihr auch deswegen so heiß.

Eilie wunderte sich, ob sie nun überall so aussah und schob mit einer Hand die Jacke und den Pullover etwas hoch, um einen Blick auf ihren Bauch zu erhalten. Ein angenehmes Gefühl der Beruhigung machte sich in ihr breit als sie erkannte, dass ihre Magengegend wie immer aussah; zumindest der kleine Teil, den sie hier sehen konnte.

„Geht es dir gut?“

Unico hatte sich zu ihr gebeugt. Eilie mochte ihn, er kümmerte sich um sie und war um sie besorgt. Wäre die Zeit eine andere gewesen, so hätte sie ihn gerne zum Freund gehabt. Doch ungeachtet der Umstände war es angenehm, Zeit mit ihm zu verbringen. Deswegen lächelte sie ihn an.

„Ja, es war nur schwer, dir zu folgen. Du bist... schnell!“

Er lächelte verlegen zurück und nickte ihr zu.

„Ich habe mich eben etwas dem Kokon genähert“, erklärte er ihr ruhig.

„Es ist dort wirklich sehr heiß, aber ich kann dich in einen kühlenden Schild hüllen.“

Eilie sah ihn zweifelnd an. Unico hob die Schultern und sah sie etwas gequält an.

„Du hinterfragst wirklich alles, oder?“

Von seiner Ehrlichkeit ertappt, schmunzelte sie etwas, doch gleich wurde sie wieder ernst. Sehr ernst.

„Der Tod ist unausweichlich und kommt für uns alle sehr bald, aber ich möchte nicht hier und jetzt lebendig verbrennen. Vielleicht gibt es Gift oder eine Waffe im Crowne's, sodass wir einigermaßen schmerzfrei sterben können. Den Flammentod stelle ich mir... nein, den möchte ich nicht ertragen müssen.“

„In Hel gibt es viele sehr heiße Orte. Riesige Wüsten, die viel größer sind als diejenigen, die es hier in deiner Welt gibt. Wir Sayt müssen diese Wüsten durchqueren und deswegen haben wir die Fähigkeit, einen kleinen Bereich kurzzeitig etwas abzukühlen, um die langen Märsche etwas angenehmer zu machen.“

„Magie?“, hakte Eilie nach, doch Unico schüttelte den Kopf.

„Mir sind neben dieser Fähigkeit keine anderen bekannt. Vermutlich ist das wirklich nur etwas, das mit unserem

Körper zusammenhängt. Einige entwickeln die Fähigkeit auch gar nicht oder sehr spät. Ich habe sie noch nicht lange, Viri hatte sie nie.“

Einen kurzen Moment stockte seine Stimme.

„Zumindest nicht, solange sie noch eine von uns war.“

Eilie glaubte ihm. Doch sie spürte die Hitze, die der Kokon ausstrahlte und sie hatte Angst. Etwas in ihr wollte weiterleben, wollte irgendwann wieder glücklich sein, eine kleine Familie ihr eigen nennen. Sie hasste den Gedanken, dass bald alles vorbei sein würde und wollte einfach nur leben.

„Können wir... können wir es zumindest ausprobieren, bevor ich gehe?“

Unico nickte.

„Einmal können wir es testen. Ich weiß nicht, wie oft ich das wiederholen kann, aber du sollst wissen, wie sich der Effekt anfühlt.“

Und mit einem Schlag, völlig unerwartet, wurde es um Eilie herum kalt, sehr kalt. Sie fröstelte und umklammerte ihre Oberarme, ihr Körper zitterte. Sie sah auf und musste feststellen, dass Unico grinste. Ihre Reaktion musste wohl komisch ausgesehen haben.

„Das ist wirklich sehr kalt!“

Unico nickte, sah aber dann wieder besorgt drein.

„Es hat sich jetzt sehr kalt angefühlt, aber ich weiß nicht, wie heiß es wirklich ist, wenn du am Kokon stehst. Außerdem hält der Effekt nicht sehr lange an.“

Er ging einen Schritt auf sie zu und berührte sie an den Schultern. Sein Blick durchdrang sie, er war ernst und bestimmt, aber auch ein bisschen traurig.

„Eilie. Ich kann dir nicht versprechen, dass ich dir helfen kann. Ich weiß nicht, wie du in den Kokon kommst. Sobald du vorne stehst, liegt alles in deinen Händen. Aber es kann sein...“

Eilie hob ihre rechte Hand und führte den Zeigefinger vor seinen Mund.

„Sag es nicht. Ich weiß.“

Sie erhob sich und sah zum Kokon hinüber.

„Ich gehe“, sagte sie zu Unico, ohne ihn anzusehen.

„Zuerst versuche ich es ohne deine Hilfe. Wenn es unerträglich wird, dann schreie ich. Erst dann sorgst du für Abkühlung.“

„Wenn du es wünschst“, hörte sie hinter sich.

Ohne sich weiter Gedanken zu machen, ging Eilie los. Sie schritt auf den Kokon zu, in dem sich Elvira befand, ihre Mutter. Wer auch immer sie sein mochte, sie musste mit diesem Wahnsinn aufhören.

Mit jedem Schritt wurde die Hitze größer, nach wenigen Metern schloss sie die Augen, weil sie so unerträglich brannten. Jedes Mal, wenn sie einatmete, hatte Eilie das Gefühl, ihre Lungen wurden von innen heraus brennen. Dennoch setzte sie einen Fuß vor den anderen und gab nicht auf.

„Jetzt!“, schrie sie, als sie das Gefühl hatte, ihre Haut würde sich ablösen. Sie konnte beinahe vor Schmerz und Anstrengung nicht mehr stehen, doch mit einem Moment wurde die Luft kühler. Es war immer noch schrecklich heiß, aber zumindest konnte Eilie die Augen wieder öffnen und sehen, wo sie war. Sie stand direkt unter dem Kokon, der einige Meter über ihr schwebte.

Verzweiflung überkam sie, denn auch wenn sie jetzt hier war und einige Minuten stehen konnte, sie wusste nicht, wie sie nach oben kommen sollte.

So hoch konnte sie nicht springen und wie lange der Kälteschild noch halten würde, wusste Eilie auch nicht. Es fühlte sich an, als würde die Hoffnung mit ihr verbrennen.

„Lass mich rein! LASS MICH REIN! VIRI!“

Eilie schrie sich die Seele aus dem Leib, doch nichts geschah. Es konnte nicht sein. Es durfte nicht sein. Sie wollte hier nicht so enden, sie wollte nicht als kläglicher Haufen Kohle scheitern. Wenn schon alles zu Ende gehen

musste, dann wollte sie wenigstens in den Armen ihres Vaters sterben.

Es blieb ihr nichts übrig. Sie musste versuchen, zu springen. Die Hitze wurde bereits wieder stärker, der Kälteschild verlor seine Wirkung. Eilie ging in die Hocke und sammelte ihre Kraft. Ihre Kraft und ihren Willen, dort hinein zu kommen. Wenn Unico recht hatte, dann war sie mit einer gewissen Macht ausgestattet, die es ihr ermöglichen sollten, mit Elvira zu reden.

So sprang Eilie in die Hitze hinein. Es schmerzte und brannte fürchterlich. Sie hatte das Gefühl, ihre Haare würden vom Körper gebrannt, ihre Haut würde Schicht für Schicht verglühen und ihre Organe würden kochen. Nach einer Weile spürte sie nichts mehr.

49 Annika | Eine neue Gefahr

Es war ihr wirklich schwergefallen, das Crowne's zu verlassen. Manai war bemüht ruhig geblieben, als Unico und Eilie am Morgen nicht mehr dort waren. Er erklärte, dass Unico vermutlich einen Plan hätte, zu Viri zu gelangen, und dass Eilie dabei helfen sollte.

Der alte Mann sah so ruhig aus, doch innerlich war er unglücklich. Jeder, der ihn ansah, konnte das aus seinen Augen lesen. Rosalia, die nichts sagte, weil sie ihn liebte, und Annika, weil sie Manai gegenüber nicht indiskret sein wollte.

Wie immer blieb Rosalia bei ihm und pflegte seine Wunden im ehemaligen Restaurant. Annika sowie einige andere Unerschütterliche durchsuchten die kargen Hügel nach etwas Essbarem.

Annika stand auf einer Anhöhe und hielt sich an einem schroffen Felsen fest. Sie sah hinunter auf die Straße, an deren Ränder sich vertrocknete, graue Büsche im Wind wiegten. Die Straße war mit ihren vielen Rissen und Flickern sicherlich auch schon früher nicht schön gewesen, doch nun passte sie wunderbar in diese Zeit des Verfalls und des Untergangs. Überhaupt schien die ganze Welt grau. Die toten Pflanzen, die Felsen, die Straßen und auch der Himmel, der halb verdeckt von dem äußeren Kokon lag, waren grau. Einzig die orangenen Mittelstreifen der Straße mochten noch ein wenig Farbe

in diese triste Welt bringen. Wenigstens war es an diesem Tag ein wenig heller als an den Vortagen.

Selbst wenn sie die Straßen schon so viele Male abgesucht hatte, entschloss sie sich, noch einmal zu dem Weg hinunterzugehen. Vielleicht hatten sich einige ausgehungerte Tiere hier verirrt und waren auf dem Asphalt verendet.

Doch gerade als sie sich einen Meter nach unten bewegt hatte, hörte sie Stimmen. Ihr unbekannte Stimmen. Annika versteckte sich hinter einem höheren Felsen und versuchte, dem Gespräch zu lauschen.

„... kann nicht sein.“

„Psst, sei leise!“, sagte ein Mann.

Die andere Stimme konnte sie einem jüngeren Mann zuordnen.

„Aber hier ist doch niemand! Bisher war jedes Lebewesen, das wir gesehen haben, tot!“

„Dennoch, der Lieutenant hat uns zur Vorsicht gemahnt. Wir sollen zuerst einmal prüfen, ob hier noch irgendjemand lebt“, sagte nun wieder der ältere Herr.

„Jawohl!“

Das Militär musste es geschafft haben, den äußeren Kokon zu durchbrechen. Annika bekam es mit der Angst

zu tun und als die beiden Männer außer Hörweite waren, stürmte sie los.

Sie sprang über die Steine, stürmte die Anhöhe hoch und sprang über einen schmalen Grat, um im Zweifel nicht von den Männern gesehen zu werden.

Als sie über die Felsen hüpfte, kam Annika ins Schlittern und fiel schmerzhaft hin. Doch sie rappelte sich schnell wieder auf, wischte sich die Steine aus der Hand und rannte zurück nach Saranon.

Dort angekommen, stürmte sie über die leeren Straßen, hechtete über Parkbänke und lief über den Parkplatz des Crowne's. Sie riss die Tür auf und schlagartig verstummten alle Gespräche, die Blicke der Menschen waren auf sie gerichtet.

Annika hielt einen Moment inne, sie musste schwer atmen. Wie lange sie gelaufen war, konnte sie nicht ahnen, sie hatte jedes Zeitgefühl verloren. Sie blickte über das Restaurant, sah die ehemalige Theke, auf der einige vor allem ältere Menschen lagen. Die unbeleuchtete Küche dahinter wirkte finster, der Raum für Gäste davor war bis zum letzten Platz voll mit Menschen. Durch die schmutzigen Fenster kam etwas Licht hinein in das Zimmer, das ansonsten immer noch farbenfroh an bessere Zeiten erinnerte. Die Tische waren sauber und leuchteten im selben kräftigen Rot wie die

Stühle, von der etwas gelblichen Abhängedecke hingen verchromte Ventilatoren.

„Annika?“

Sie war wohl länger in der Tür stehen geblieben als sie es vorhatte, doch der Spurt zurück war offensichtlich doch anstrengender gewesen als sie es sich anfangs zugestanden hatte. Annika klammerte sich an den Türrahmen und wäre beinahe umgekippt. Doch das konnte sie sich jetzt nicht erlauben.

„Sie kommen“, hauchte sie.

„Wer?“

Es war Manai, der vor ihr stand, gestützt von Rosalia.

„Militär. Der Kokon ist durchbrochen.“

Ein Raunen ging durch die Menge, die Menschen wirkten angespannt und fröhlich.

„Versteht ihr nicht?“, rief Annika.

„Versteht ihr nicht, was uns geschieht, wenn sie uns finden? Wenn das Militär herausfindet, dass hier das Zentrum des ganzen Unglücks ist, das auf der Welt geschieht, werden sie versuchen, alles zu zerstören und vertuschen, was mit der Katastrophe zusammenhängt. Uns eingeschlossen.“

„Meinst du nicht, dass sie uns retten? Und uns in Gegenden transportieren, in denen es den Menschen noch besser geht?“, rief eine Stimme im Hintergrund.

Annika sah nach unten und lächelte. Es war ihr altes, höhnisches Lachen. Diese Menschen waren naiv. Sie sah auf, in die Menge hinein, da sie nicht wusste, wer sie angesprochen hatte.

„Ihr naiven Narren, eigentlich sollte ich euch gar nicht helfen“, dachte sie sich in einem Anflug ihres alten Seins. Doch sie rief sich zur Besinnung. Diese Annika gab es nicht mehr.

„Nein. Wenn die Regierung herausfindet, was hier geschah, werden wir bestenfalls befragt, bevor sie uns töten. Ihr Ziel wird sein, die Ursache des Unglücks zu vernichten. Und da niemand sagen kann, dass wir nicht mit dieser Ursache in Kontakt stehen, werden wir als Teil des Problems mit entsorgt.“

Sie lachte mit einem leichten Schnauben.

„Ich kenne die Abgründe der Menschen. Glaubt mir.“

„Aber was sollen wir tun?“, fragte Manai. Die Warmherzigkeit in seiner Stimme überraschte Annika und sorgte für einen Stich in ihrem Herzen. Sie wollte wirklich, dass es diesem Menschen gut ging.

Die Situation indes war völlig aussichtslos.

„Sie kommen von der östlichen Zufahrtsstraße. Wir müssen durch das Tal hindurch, im Westen gibt es auch eine Straße, die hierherführt. Auch wenn das nur ein besserer Wanderweg ist.“

Manai nickte und er sah zu Lauren hinüber. Auch die Wirtin hob kurz den Kopf und signalisierte Zustimmung.

„Dann sollten wir dort schnellstens hin.“

Er ging zurück und rief einigen Männern zu, die wenigen alten Leute und Kleinkinder zu tragen. Alle sollten sich beeilen, um dem Militär nur eine leere Stadt zu hinterlassen.

50 Eilie | Zusammenkunft

Anfangs dachte Eilie, sie wäre gestorben. Der Schmerz, den sie beim Sprung aus der schützenden, kühlen Hülle in den gleißenden, unerträglich heißen Kokon verspürt hatte, war so unbeschreiblich intensiv gewesen. Ihr Körper war verbrannt worden, und als das Gefühl schließlich nachließ und sie keinerlei Unbehagen mehr gefühlt hatte, da war sie sich sicher. Sie musste tot sein.

Doch nun lag sie hier, auf irgendeinem festen, harten Untergrund. Er war unbequem und die Seite, auf der sie lag, schmerzte.

Langsam öffnete Eilie die Augen. Ihr Kopf lag schief auf dem Boden. Es war eine Betonplatte, sie war staubig und es lagen überall kleinere Steinchen herum. Sie kratzte mit der Hand über die Ebene, es war ein unangenehmes Gefühl.

Mühevoll stützte sie sich mit den Armen ab und stand auf. Es drehte sich alles, ihr Kopf tat ihr unbeschreiblich weh, vom rechten Arm über den Nacken zog sich eine Spur des Schmerzes. Wenn sie sich auf diesen Schmerz konzentrierte, pochte ihr ganzer Kopf.

Sie sah ihre Hände an. Sie waren noch immer dunkler und ledrig, die Haut am Körper hingegen viel heller als sie es gewohnt war. Doch sie war noch ein Mensch. Die

Kleidung, die sie vorhin getragen hatte, war verbrannt und hing nur noch in Fetzen an ihrem Körper hinab.

Rund um sie herum lag Geröll. Die Platte, auf der sie stand, war nicht besonders groß – schon einige Meter weiter türmte sich weiterer Schutt auf. Aus den zerborstenen Betonbrocken ragten eiserne, rostige Stangen empor. Glassplitter und anderer Metallschrott lag weit verstreut herum. Es war warm, aber nicht zu heiß hier, der Himmel strahlte unbeschreiblich hell.

Nein... es war kein Himmel. Sie befand sich in einer kleinen Sphäre. Eilie war im Kokon. Sie sah sich weiter um.

Vor ihr türmten sich die Betonbrocken auf. Sie waren aufgerichtet und bildeten eine kleine, schiefe Treppe, die zu einer Art Hochsitz ragten. Eilie dachte nach, ‚Hochsitz‘ war vermutlich der falsche Begriff. Es war ein seltsamer Thron. Ein Thron, zusammengeschüttet aus Schutt und Abfall. Und dort oben saß sie.

Elvira.

Sie hatte noch immer die Gestalt des geflügelten, unheimlichen Wesens, das Eilie dereinst in Tauberburg zum ersten Mal gesehen hatte. Doch ihre Augen waren nicht mehr kalt und fern, sie sahen Eilie an. Eine tiefe Unsicherheit steckte in ihrem Blick, doch Eilie reckte den Unterkiefer hervor und sah Elvira finster an.

Eilie stand hier, mit ihren zerrissenen Kleidern, ihrer seltsam verfärbten Haut und der Gewissheit, dass die Welt um sie herum am Sterben war. Eine Welle von Wut durchfuhr sie und sie ballte die Fäuste. Elvira hingegen saß nur da und sah sie an.

„*Tu doch etwas*“, dache Eilie.

Im Hintergrund hörte sie ein Rauschen, das gedämpft nach Wind klang. Sie war tatsächlich im Kokon.

Elvira stand auf und schritt langsam die Treppen hinab. Sie blieb einige Meter vor Eilie stehen.

„Wer bist du?“, fragte sie mit einer krächzenden, heiseren Stimme.

Eilie spürte eine weitere heiße Woge durch ihren Körper fahren, doch sie blieb ruhig. Sie musste durchatmen und schloss die Augen. Sie hatte eine Aufgabe. Und wenn Unico Recht hatte, dann musste Eilie auch gerecht sein. Elvira hatte sie nur kurz gesehen, damals, in Michaels Schlafzimmer und auch auf dem Parkplatz war es lediglich ein flüchtiger Blick, den sie auf Eilie werfen konnte. Außerdem war sie nicht sie selbst. Nun schien sie es zu sein.

„Deine Tochter.“

Elvira ging noch einen weiteren Schritt nach vorne. Aus ihren gelben Augen sah sie Eilie intensiv an. Ihr Blick

wanderte mehrmals von Kopf bis Fuß und wieder hoch zum Kopf.

„Was... geschieht mit dir?“

Bevor Eilie antworten konnte, fiel Elvira auf die Knie. Sie sah ihr Kind noch einmal an und stützte sich mit den Händen ab.

„Es tut mir leid.“

Sie holte Luft.

„Es tut mir so unendlich leid. Sieh dich an, sieh dich an.“

Elvira begann zu schluchzen und schlug mit der Faust auf den Boden.

„S-sieh dir das hier an!“, schrie sie, in ihrer rauhen Stimme kaum verständlich.

„Sie-sieh dir dieses Elend an! Mir wurde gesagt, ich hätte die Macht, Welten zu erschaffen, Welten zu verändern, doch ich habe mich in diese Blase eingesperrt und komme nicht wieder von selbst heraus!“

Sie sah auf. Eilie stand immer noch mit geballten Fäusten vor Elvira und sah sie von oben herab an.

„Es ist zu viel.“

Eilie beugte sich hinab und griff mit der flachen Hand unter Elviras Kinn. In den Augen ihrer Mutter schien so etwas wie ein Funken Hoffnung aufzublitzen. Doch genauso schnell wie diese Hoffnung entstanden war,

wich ihre Miene Entsetzen, als Eilie mit ihren hässlichen, ledrigen Fingern den Hals von Elvira umklammerte und den Körper mit einer Hand hochzog. Sie flatterte kurz mit ihren riesigen Flügeln und ihre Klauen umklammerten Eilies Arme, drückten aber nicht zu.

Ganz im Gegensatz zu Eilie. Sie hielt den Hals in festem Griff, sodass Elvira nur mehr krächzende und japsende Laute von sich geben konnte. Doch sie wehrte sich nicht.

„Du schwaches, wertloses Stück!“, spie Eilie regelrecht aus.

„Meine Welt liegt in Trümmern, mein Freund ist tot, mein Vater von dir schrecklich verunstaltet und verletzt. Und vermutlich auch bald tot. Du hast so viel Unglück und Leid über diese Welt gebracht.

Unico und Manai halten unbeschreiblich viel von dir, sie sind voller Hoffnung und so zuversichtlich, dass alles gut werden würde, sobald du nur wieder zu dir finden würdest.

Doch was hast du wohl gefunden? Ich sehe eine traurige Kreatur, voll mit Selbstmitleid und ohne Mut, etwas zu tun.“

Sie drückte den Griff noch fester zu und hob Elvira so hoch, dass diese keinen Kontakt mehr mit dem Boden hatte. Ihre Füße zappelten hilflos. Woher Eilie diese Kraft hatte, wusste sie nicht. Elvira hingegen verdrehte die Augen.

Bevor Schlimmeres geschehen konnte, stieß Eilie sie ab und Elvira stolperte nach hinten. Sie taumelte einen Schritt und fiel dann zu Boden. Mit einem Arm stützte sie sich auf, mit der anderen Klaue rieb sie sich den Hals. Sie sah Eilie mit einem Blick an, der selbst ihren Hass durchbohren konnte und einen Funken Mitleid in ihr weckte. Es war eine Mischung aus Entsetzen, Enttäuschung, Überraschung und Trauer, die sie noch nie zuvor gesehen hatte.

Im Kokon war es trocken und warm, die Stille war erdrückend. Elvira lag auf dem Boden und hielt den Blick gesenkt. Sie atmete schwer und hielt immer noch ihren Hals.

Eilie fand ihren Hass und ihre Wut so gerechtfertigt, und doch verspürte sie einen Anflug von Mitleid für diese Kreatur, die dort am Boden lag.

„Eilie.“

Sie erschrak und wich einen kleinen Schritt zurück. Elvira stand langsam auf und sah sie an. Ihr weißer Hals war an der Stelle blau verfärbt, an der Eilie zugeedrückt hatte.

„Du hast recht. Ich habe nichts getan, um der Welt zu helfen.“

Eilie sah zu Boden und verschränkte die Arme.

„Unico sagte, du bist die einzige, die noch etwas tun kann.“

Elvira hob ihre Hand und wollte einen Schritt auf Eilie zugehen, doch sie zögerte.

„Bitte... lass mich fragen. Woher kennst du Unico?“

„Er tauchte auf, kurz nachdem...“, sie deutete auf den Kokon, „...DAS hier geschehen ist. Offenbar besteht zwischen den Welten ein Portal.“

„Unico...“, flüsterte Elvira.

„Und... Manai?“, fügte sie unsicher hinzu.

„Er lebt. Sein Bein ist verletzt, sein Oberkörper verunstaltet, aber er lebt.“

Elvira atmete kurz durch und wirkte für einen Moment erleichtert, doch dann sah sie Eilie wieder in die Augen.

„Und woher wusstest du, was ich bin? Hat dir Unico von mir erzählt?“

Eilie schüttelte den Kopf.

„Nein, das habe ich von Rosalia erfahren.“

„Rosalia?“

„Das ist Papas... Bekannte. Eine Freundin... er hat sich ihr anvertraut“, log Eilie. Sie wusste nicht, warum sie hier nicht die Wahrheit sagte, doch es erschien ihr besser,

Rosalia nicht als die Lebensgefährtin ihres Vaters anzukündigen.

Eine Berührung riss sie aus ihren Gedanken und Eilie zuckte erschrocken zurück, als Viri vor ihr stand und ihre Hand hielt, doch sie ließ nicht los.

„Eilie, mein Kind. Willst du... mir zuhören?“

Sie bemühte sich, ihren ernstesten Gesichtsausdruck beizubehalten.

„Ja. Erzähle.“

„Ich habe von Eding, dem Schöpfer der Welten, alle Kräfte erhalten, die er noch hatte. Er hat mich zu seiner Nachfolgerin bestimmt.“

„Das... weiß ich bereits“, warf Eilie ruhig ein. Elvira sah auf.

„Oh... von Rosalia?“

Eilie nickte.

„Als ich hier auf der Erde geboren wurde, habe ich sofort versucht, zu verstehen, welche Kräfte ich hatte. Doch ich konnte nie aus eigenem Willen heraus darauf zugreifen. Es waren immer die unbewussten Momente, in denen ich spürte, wer ich bin.“

Ich konnte Manai finden, das Schicksal drehte sich von alleine so, dass wir beinahe Nachbarn wurden, obwohl wir an so verschiedenen Orten geboren wurden.

Manai hatte mir berichtet, dass ich offenbar den Lauf der Dinge geändert habe und einige Details in dieser Welt anders sind, als die, die er früher kannte. All das habe ich nie absichtlich getan.

Doch immer, wenn ich versucht habe, die Quelle der Macht in mir zu finden, fand ich nur einen glühenden, heißen Kern. Und es tat immer fürchterlich weh, wenn ich versuchte, ihn zu erreichen. Ich fühlte mich, als würde ich innerlich verbrennen. Manchmal lag ich tagelang im Bett und krümmte mich vor Schmerzen.“

Sie sah Eilie tief in die Augen.

„Und so blieb mir nur, das zu tun, was mir Ciseding auf den Weg gegeben hatte. Ich musste ein normales, menschliches Leben führen. Deswegen wollte ich mit meinem Manai eine Familie gründen. Ich habe mich so auf dich gefreut! Doch es ging alles schief, ich... konnte meine Kraft nicht kontrollieren. Das einzige, was ich hätte tun sollen, ich habe es nicht geschafft, ich...“

Elvira ließ Eilies Hände los und sah wieder zu Boden.

„Aber... ich bin schon wieder ‚weinerlich‘, nicht wahr?“

Es war nun Eilie, die Elviras Hand nahm.

„Manai liebt dich so sehr! Und auch Unico! Sie alle haben Vertrauen in dich! Kannst du... nicht noch einmal nachsehen, ob du an die Quelle deiner Kräfte kommst?“

Tränen flossen Elviras Wangen hinunter, doch sie schüttelte den Kopf.

„Als auf Manai geschossen worden war, ging ich in mich und wollte meinen Liebsten beschützen. Du siehst, was geschehen ist. Mein Innerstes ist für alle eine Gefahr.“

Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

„Eding... vor mir... Er hatte unbeschreiblich lange Zeit, seine Kräfte zu entdecken und darauf zuzugreifen. Wer weiß, wie viele Fehlschläge er hatte, bevor er das schuf, was jetzt unsere Welten sind.“

Mit einem kurzen Schnauben setzte sie ein schiefes Lächeln auf.

„Vielleicht hat er auch einige Welten zerstört, bevor er welche schaffen konnte.“

Mit jedem Satz, den ihre Mutter sprach, verstand Eilie umso mehr, wie schwierig, oder gar unmöglich es war, mit solch einer unbeschreiblichen Kraft umzugehen. Dass sie nicht einfach zaubern konnte, um alles wiedergutzumachen.

Und Eilie sah, wie sehr sich Elvira bemüht hatte. Die Quelle der Kraft in ihrem Inneren fraß sie auf, sie konnte nicht frei darüber verfügen. Eilie sah nun zu sich hinab. Auch sie war wohl mehr als nur ein Mensch, doch sie konnte ihre Kraft ebenso wenig wie ihre Mutter vor ihr kontrollieren. Aus ihrer Wut heraus hatte sie sich

verändert, war beinahe ein solches Wesen geworden wie das, vor dem sie sich einst so gefürchtet hatte.

Einerseits brachte ihr diese Erkenntnis Frieden, denn sie konnte nun verstehen, warum sie die ganzen Jahre keine Mutter gehabt hatte. Sie war nicht mehr wütend, weil sie alleine gelassen worden war, nein, sie verstand. Und mit dieser Erkenntnis wurde ihr auch klar, dass die Welt nun nicht mehr zu retten war. Elvira würde nie in der Lage sein, so schnell zu lernen, wie sie mit ihrer Macht umgehen sollte, als dass noch etwas getan werden konnte.

Alles war dem Untergang geweiht.

Vor ihr stand Elvira, mit derselben Erkenntnis, die Eilie nun hatte. Doch Elvira wusste, dass sie die Welt noch retten hätte können, wenn sie nur gewusst hätte, wie.

Sie musste fürchterlich einsam sein.

Elvira war in diese Situation geraten, ohne etwas getan zu haben, was diese unerträgliche Bürde rechtfertigen würde.

Und was tat Eilie? Eilie würgte sie und warf sie wie Vieh zu Boden.

Ihr wurde heiß, das Herz in ihrer Brust pochte und ihr war zum Heulen zumute.

„M... mama.“

Eilie ging einen Schritt nach vorne und umarmte ihre Mutter. Elvira war zuerst erschrocken, doch dann hob sie ihre schweren Klauen und drückte Eilie fest an sich. Eilie schluchzte auf und weinte stockend auf der Schulter ihrer Mutter. Doch Elvira blieb ruhig, ihre Klaue streichelte über Eilies Rücken und sie beruhigte sich. Keine der beiden sagte mehr etwas. Der Moment schien eine Ewigkeit zu überdauern und doch war er viel zu schnell vorbei, als Elvira sie etwas zurückschob.

Sie lächelte zufrieden.

„Eilie.“

Elvira ging einen Schritt zurück, sah sich um und nahm eine der schweren Stahlstangen, die vom Beton abgebrochen waren und am Boden herumlagen.

„Ich weiß jetzt, was ich tun kann.“

51 Manai | Kein Entkommen

Anfangs noch hatte sich Rosalia bereit erklärt, ihn zu tragen. Doch Manai lehnte ab. Sein Bein war gut geschient und verbunden, er konnte mit den Krücken, die er von Lauren erhalten hatte, gut vorangehen. Rosalia sollte sich lieber um den kleinen Jungen Mick kümmern. Eine Bewohnerin von Saranon konnte ihr noch einen alten Kinderwagen geben, zum Glück war Mick der einzige Säugling. Auch Kleinkinder gab es keine, schon vor dem Ende der Welt war Saranon langsam zum Sterben verurteilt gewesen.

Es war ein Flüchtlingstreck. Die Schlange von hunderten von Menschen zog sich durch die Straßen der Stadt, hin zu dem schmalen Weg, der zur ehemaligen Fabrik führte. Annika hatte vorgeschlagen, auf die Hochebene zu fliehen, mit weitem Abstand vorbei am inneren Kokon, um durch eine weitere Zufahrtsstraße zur anderen Seite der äußeren Hülle zu gelangen.

Die Menschen waren geschwächt und ohne Mut. Die Lücke im Kokon allerdings gab ihnen etwas Hoffnung, sodass sie die Strapazen der Wanderung auf sich nahmen. Einige blieben in der Stadt, sie vertrauten auf das Militär und hofften, endlich wieder frisches Essen und klares Wasser zu trinken zu bekommen. Doch die meisten Bewohner befürchteten, dass genau das eintrat, was Annika vorhersagte: Jeder, der in der Nähe des

Kokons wohnte, würde verhört werden und galt für die Welt, die da kommen sollte, als mögliche Gefahr. Falls es überhaupt noch eine Chance für die Erde gab.

Nur wenige Kilometer waren zu bestreiten, doch diese waren für die ausgehungerten Leute eine unbeschreibliche Anstrengung. Die Menge kam sehr langsam voran und so dauerte es einige Stunden, um von der Stadt auf die hohe Ebene zu kommen. Sogar humpelnd konnte er Annika und Rosalia an der Spitze der Fliehenden begleiten. Alle drei schwiegen, konzentriert darauf, die Leute vor dem Zugriff der Soldaten zu schützen.

Am Ende der Straße befanden sich die verfallene Schranke und ein kleiner Wendeplatz, auf dem noch immer Annikas Wagen stand.

„Verdammt“, zischte Annika.

Manai hatte gerade noch seinen Blick auf die Menschen aus Saranon gerichtet, als er an einem Felsen vorbei zur Schranke ging. Er musste sich den Ärmel vor die Augen halten, so sehr schmerzte ihn das Licht.

Der innere Kokon leuchtete viel heller als zuvor. Das Leuchten war unerträglich hell und es war schon hier an der Schranke sehr warm. Die Menschen hatten keine Möglichkeit, diesen Kokon zu umgehen. Sie waren gefangen. Es gab keinen Ausweg mehr.

„Halt!“, schrie Annika der Gruppe zu.

„Warum geht es nicht weiter?“, fragte eine Frauenstimme.

„Es ist so hell!“, rief ein alter Mann.

„Wir sind alle verloren!“, hörte man mehrere Menschen sagen.

„NEIN! NEIN!“

Annika setzte sich auf den Boden und ließ den Kopf hängen.

„Nein...“

Sie saß ruhig dort und starrte auf den sandigen, trockenen Untergrund. Rosalia beugte sich zu ihr hinunter, nachdem sie Manai den Kinderwagen gegeben hatte.

„Annika?“

Die junge Frau sah Rosalia ins Gesicht, ihr Blick leer und von tiefer Trauer.

„Ich habe euch ins Verderben geführt. Es... es tut mir leid. Der Kokon wird heller und größer...“

„Nein!“, rief eine Frau im hinteren Teil der Gruppe. Michael sah sich um, über die Köpfe der Menschen, vorbei an den tristen, trockenen Felsen hin zum immer heller werdenden Himmel. Risse durchzogen den äußeren Kokon und er löste sich an einigen Stellen bereits auf.

Doch es war weder die rissige Hülle, die den Menschen Angst machte, noch der helle Kokon. Annikas Worte hatte so weit hinten niemand gehört. Alles wurde still und Manai wusste, was den Menschen so viel Angst machte.

Es waren Motorgeräusche. Dem Geräusch nach waren es schwere Lastkraftwagen, oder sogar Panzer, welche die Straße entlang rollten. Schweres Raunen, jaulende Maschinen, die sich ihren Weg über die schlechten Straßen bahnten.

Schon wenige Augenblicke, nachdem die Maschinen zu hören waren, sah Manai die Rauchwolken der Motoren. Mit jedem Aufschrei der Motoren, wenn wieder eine kleine Steigung zu überwinden war, stieg eine Säule schwarzen Dunstes auf.

Manai nahm seine Krücken.

„Rosalia? Pass auf den Jungen auf.“

Rosalia ließ Annika alleine und ging wieder zum Kinderwagen.

Manai bahnte sich den Weg durch die Leute aus Saranon und ging die Straße entlang. Er wollte die Armee in Empfang nehmen. So ging er einige Meter und stellte sich etwas abseits der Gruppe auf die Straße. Es dauerte nicht lange, bis ein olivgrüner Lastwagen angefahren kam. Der Wagen blieb stehen und ein hochrangiger Offizier stieg aus.

52 Eilie | Abschied

Elvira hielt die Stange hoch, die sie vom Boden aufgenommen hatte und sah sie an.

„Was hast du vor?“, fragte Eilie zögerlich und versuchte sich ihrer Mutter zu nähern, doch sie konnte sich nicht mehr bewegen. Sie war wie gelähmt.

Elvira lächelte sie an.

„Vielen Dank, mein Kind. Es war so ein wunderschöner Moment, dich zu umarmen und zu fühlen, dass du mir vergeben hast.“

„Natürlich... du... ich... du konntest doch nichts dafür!“

„Und doch weiß ich, was ich tun kann.“

Sie hielt die Stange hoch und sah sie an. Es war ein rostiges, in sich gedrehtes Stück Metall, das schief und verbogen war.

„Meine Kräfte... habe ich von Eding erhalten. Die erste Welt, von der alle Lebewesen verschwanden, war sein Etheria. Doch die Erde und Hel existieren noch. Die Existenz ist bedroht, doch sie sind da.

Und... meine Aufgabe war es, hier das Leben eines Menschen bis zum Tode zu führen, sodass ich danach nach Etheria aufsteigen kann.

Genau das habe ich erreicht. Ich hatte einen Mann, der mich liebt, ich habe mich unter den Menschen

aufgehalten, ich habe ein Kind bekommen. Es war... es... es war eine wunderbare Zeit!“

Mit diesen Worten umklammerte sie die Stange fest mit ihren Klauen, hielt sie nach vorne und rammte sie sich durch den Oberkörper. Elvira blieb stehen und sah Eilie an, ihr Gesichtsausdruck war friedlich, sie lächelte. Schwarzes, dickes Blut begann aus der Wunde zu tropfen.

Noch einmal umgriff sie das Metall, riss es wieder aus ihrem Körper hinaus und warf die blutige Stange weg. Ihr Stand wurde unsicher, sie ging in die Knie und fiel zur Seite. Nun konnte sich auch Eilie wieder lösen und lief sofort zu Elvira. Sie konnte vor Tränen kaum sehen, als sie sich neben ihre Mutter kniete und ihren Oberkörper anhob.

Die Wunde blutete fürchterlich. Das beinahe schwarze Blut bildete eine Pfütze, in der Elvira lag. Als die warme Flüssigkeit Eilies Knie erreichte, erschauerte sie.

„Mama... warum? Was hast du dir gedacht! So wirst du... du stirbst!“

Elvira aber nickte.

„Es muss sein. Ich muss... nach Etheria.“

„Aber du weißt doch gar nicht, ob du so in diese Welt kommst! Warum...“

„Ich kenne keinen anderen Weg. Ich weiß nicht, wie man Portale erschafft. Es gibt keinen besseren Weg. Hier wird... alles nur schlimmer.“

Elvira begann, Blut zu husten. Ihr Mund war nun ebenso schwarz wie die Wunde in ihrem Bauch.

„Eilie, meine Tochter. Bitte vergib mir, ich... liebe dich. Und sag auch Manai dass... ich ihn immer lieben werde.“

Sie hustete noch einmal schwer auf und sackte dann in sich zusammen. Eilie umklammerte ihren leblosen Körper noch einmal fest und weinte bitterlich.

„Mama...“

Doch Eilie hatte nicht viel Zeit, sich der Trauer hinzugeben. In dem Moment, in dem Elvira starb, bebte der Boden und das Lichtschild des Kokons zersprang. Ein kalter Luftzug erfasste sie und der Boden sackte einige Meter nach unten ab, wieder in die Grube hinein, die er ausgehoben hatte.

Der Aufprall fuhr Eilie durch den ganzen Körper hindurch, doch mehr als eine Prellung schien sie nicht erlitten zu haben, denn sie konnte sofort wieder klar denken.

Im ersten Moment konnte sie nichts sehen, da überall Staub aufgewirbelt wurde. Eilie musste husten und versuchte, ihn mit den Händen weg zu wedeln.

Als sie die Augen wieder öffnen konnte, sah sie, dass ihr ganzer Körper mit Staub bedeckt war. Doch auch unter der grauen Schicht konnte sie erkennen, dass ihre Haut wieder die Farbe eines Menschen hatte. Eilie wischte etwas vom Schmutz am Unterarm weg. Die Haut war nicht mehr ledrig und hatte wieder die übliche helle Hautfarbe.

Ansonsten gab sie ein erbärmliches Bild ab. Ihre Kleidung war zerrissen, sie kniete beinahe nackt und mit Schürfwunden übersät in der Mitte eines Schutthaufens. Doch sie spürte den Schmerz nicht, sondern vielmehr Hoffnung.

Der Himmel war strahlend blau. Einige dünne, streifige Wolken waren dort zu sehen. Der äußere Kokon musste sich auch völlig aufgelöst haben.

Elvira hatte also scheinbar doch recht gehabt. Mit ihrem Tod hatte sie auch ihren negativen Einfluss auf die Welt beendet. Den negativen Einfluss, den sie nie beabsichtigt hatte. Sie war nur ein nettes, unschuldiges Mädchen gewesen, das ihr kleines Glück gesucht hatte. Doch nun hatte sie die Bürde, nicht nur eine, sondern alle Welten zu retten.

Eilie wischte sich die Träne aus dem Gesicht, die sich schon wieder ihren Weg über die Wangen bahnte, und sah hinauf in den Himmel.

„Hoffentlich kommst du dort an, wo du hinwolltest.“

„Elie?“

Sie fuhr herum, als sie eine bekannte Stimme hörte.
Unico.

53 Unico | Die Evakuierung

Nachdem Eilie in den inneren Kokon gesprungen war, geschah zunächst nichts. Unico hatte die leuchtende Kugel fest im Blick, doch er konnte nichts sehen oder gar hören.

Kurze Zeit später allerdings wurde es heiß. Unerträglich heiß. Und auch das Licht wurde heller – der Kokon begann, sich auszudehnen. Unico versuchte von der Quelle der Hitze wegzukommen und wurde dadurch nach hinten an eine Felswand gedrückt, schließlich konnte er sich hinter einem größeren Findling verstecken, um nicht vollständig der steigenden Hitze ausgesetzt zu sein.

Dennoch war es fast nicht auszuhalten. Unico musste fürchterlich schwitzen, er hatte das Gefühl, seine Lungen würden in der heißen Luft von innen verbrannt. Er atmete langsam und ruhig, um nicht in eine Panik zu verfallen.

Um sich zu beruhigen, dachte er an die alten Zeiten in Hel. Wie er damals in der Schule Viri immer geholfen hatte, durch die Prüfungen zu kommen, da sie das Prinzip der Sammler nicht verstehen wollte. Ständig hatte sie die althergebrachten Gesetze der Sayt hinterfragt, denen sie folgten.

Danach kam die schöne Zeit der ersten Jahre. Die Aufträge hatten sie vor keine Herausforderung gestellt, er

kam in Hel herum und hatte auch schon mit Ayrina in ihrem Luftschiff mitfliegen dürfen. So entdeckte er die Sümpfe von Vargladia, die satten grünen Berge um Helgard und die Oase von Predinas. Er hatte schnell gelernt und es zu etwas gebracht, doch als er zurück nach Gaalkayo, seiner Heimat kam, hatte Viri einen Menschen bei sich zu Hause aufgefunden und ihn versteckt. Und so begann all das, was danach geschah. Unico musste schmunzeln. Hätte er damals Manai einfach ausgeliefert, würde er jetzt nicht hier schwitzend an einem beinahe glühenden Felsen sitzen und um sein Leben fürchten.

Doch es war richtig, was Viri getan hatte. Ohne sie hätte niemand bemerkt, dass die Welt starb. Ohne sie wäre man möglicherweise zu spät auf die Rebellion der Menschen aufmerksam geworden und er wäre ohnehin bald tot gewesen.

Doch noch bevor er sich mit dem Gedanken arrangieren konnte, bald sein Leben zu lassen, ließ die Hitze nach und ein gewaltiger Krach durchbrach die Stille.

Das gleißende Licht des Kokons hatte nachgelassen und gab einen blauen Himmel frei. Beide Hüllen waren verschwunden.

Unico erschrak. Was hatte das zu bedeuten?

Schnell sprang er über den immer noch heißen Felsen und sah Eilie inmitten der Trümmer liegen. Ihre Kleidung war zerrissen, sie saß halbnackt in einem Berg

voller Schutt und Asche. Sie war verletzt und blutete überall am Körper. Doch sie sah wieder wie ein Mensch aus.

Nur wo war Viri?

„Eilie?“

Die junge Frau sah ihn mit einem leeren Blick an. Dann schloss sie die Augen, wandte ihren Kopf dem Boden zu und atmete schwer.

„Sie ist weg“, kommentierte sie kurz.

„Weg?“

Eilie blickte wieder auf, eine Mischung aus tiefer Trauer und auch ein bisschen Hoffnung lagen in ihrer Miene. Die Augen waren rot unterlaufen, Tränen ließen sie glasig wirken.

„Sie meinte... dass sie weiß, wie sie nach Etheria kommen kann. Danach kann ich mich an nichts erinnern.“

Unico fühlte einen schweren Stich in seinem Herzen, er zuckte kurz zusammen. Insgeheim hatte er gehofft, seine alte Freundin noch einmal zu sehen, die Möglichkeit war zum Greifen nahe gewesen und nun war sie fort. Doch Viri war eben nun so mächtig wie Eding. Sie würde nicht einfach sterben. Unico war sich sicher, seine Freundin war irgendwo am Leben.

Gerade als Unico fragen wollte, was im Kokon geschehen war, hörte er das Trampeln vieler Schritte. Unico sah sich um, die Bewohner von Saranon eilten zu Eilie und ihm.

An vorderster Stelle lief Rosalia, sie trug ein Kind im Arm.

„Eilie, U... Unico!“, rief sie, schwer atmend. Ihr Gesicht war rot angelaufen, Schweiß stand ihr auf der Stirn. Die Bewohner, teilweise alt und schwach, wirkten ebenso ausgelaugt und entkräftet. Sie mussten alle sehr schnell gerannt sein.

Eilie stand auf. Sie trug nur mehr einige schmutzige Fetzen am Körper, sie war verletzt und doch stand sie aufrecht dort. Sie drückte ihre Schultern durch, schob sich die verklebten Haarsträhnen aus dem Gesicht und sah auf die Menge der Menschen aus Saranon.

„Was ist geschehen?“

„Soldaten... noch bevor der Kokon völlig zusammengebrochen ist, konnten sie durch Lücken in der Hülle eindringen. Wir fliehen vor ihnen, da wir nicht wissen, was mit uns geschieht. Wir wollten über den kleinen Weg hinter dem Tal entkommen, doch sie haben uns eingeholt.“

Eilie drehte sich um und sah Unico an. Ihr Blick war fest und ernst, ihre grünen Augen strahlten ihn an. Sie überlegte einen Moment, bevor sie sprach.

„Unico, wie bist du hierher gelangt? du sagtest, über ein Tor? Wo liegt es?“

Er war über ihren kühlen, klaren Gedanken überrascht. Doch sie hatte Recht. Er war von hier irgendwo gekommen. Das Portal musste ganz in der Nähe sein.

Unico schaute sich die Gegend genauer an und dann erkannte er einige Meter hinter sich auch das Tor, durch das er gekommen war. Es war nur eine kaum erkennbare Luftverzerrung.

Doch war es klug, diese Leute in die andere Welt zu bringen? Die Menschen, die er dort getroffen hatte, Demeter und Chandelier, wirkten nicht besonders wohlhabend oder sich ihrer Umgebung sicher.

„Wie groß ist die Gefahr, die von diesen ‚Soldaten‘ ausgeht?“, fragte er deshalb Rosalia.

„Wir vermuten, sie sperren uns ein, befragen uns... sie werden uns nicht mehr lebendig in die freie Gesellschaft entlassen. Bestenfalls... bleiben wir unser Leben lang in irgendeinem Lager oder irgendeiner Kaserne eingesperrt.“

„Ich weiß nicht, wohin ich euch führen kann.“

Es war die Wahrheit. Er konnte ihnen nicht versprechen, dass die Welt von Chandelier eine bessere war als diese hier. Doch Rosalia und Eilie schienen seine Worte falsch verstanden zu haben. Sie sahen ihn enttäuscht an.

Unico schüttelte den Kopf.

„Nein, ihr versteht nicht. Ich weiß, wo das Portal ist. Aber ich weiß nicht, ob dahinter eine sichere Welt wartet.“

„Alles ist besser als das hier“, kommentierte Eilie. Sie sah für Unico so verändert aus, so ernst, so kühl. Er erkannte sie kaum wieder. Doch er nickte Rosalia zu.

„Folgt mir.“

Eilie sah sich um, dann wirbelte sie herum zu Rosalia.

„Papa. Wo ist Papa?“

Rosalia senkte den Blick.

„Er ist noch weiter hinten, er will mit den Militärs verhandeln, oder sie aufhalten.“

Ohne ein weiteres Wort lief Eilie los. Sie rannte an Rosalia und der Gruppe vorbei, auf die Straße zu, die vom Tal wegführte, dorthin, wo Rosalia gedeutet hatte.

Unico wollte ihr nacheilen, doch Rosalia deutete ihm an, stehenzubleiben.

„Bitte... es ist wichtig. Führe uns in das Tor.“

Eilie war auf sich alleine gestellt. Unico beschloss, diesen Menschen zu helfen und führte sie zum Portal. Wenn sie es geschafft hatten, das Tor zu durchschreiten, würde er zu Eilie laufen. Das war sein Plan.

54 Eilie | Keine Worte

Ohne auf sich zu achten, stürmte Eilie los. Die Vorstellung war unerträglich, ihr Vater, gezeichnet von Elviras Wunden, alleine vor Soldaten oder noch höheren Militärs.

Sie rannte vorbei an den Menschen aus Saranon, die nun die Chance hatten, ein neues Leben zu beginnen, wenn sie Unico durch das Tor folgten. Auch wenn ihr tief im Inneren klar war, dass das, was vor ihnen lag, genauso gefährlich sein konnte wie das Militär, das hier auf sie wartete.

Beinahe wäre sie gestolpert, als sich ihr ein alter Mann in den Weg stellte. Sie war schon fast bei den Felsen, die den Eingang zum Tal markierten und konnte nicht ausweichen. So unterbrach Eilie ihren Lauf und sah den Mann finster an, doch ohne ein Wort hielt er ihr seinen Mantel entgegen. Sie sah kurz an sich hinab, ihre Kleidung bestand ja nur mehr aus wenigen Fetzen. Dankbar nahm sie den langen Mantel an, nickte dem Mann zu und bedeutete ihm, der Gruppe zu folgen.

Unbeirrt lief sie wieder los, nur um schon hinter den Felsen den Lastwagen des Militärs zu sehen. Es war nur ein einzelner großer Wagen. Vor ihm standen einige Soldaten, offenbar nur einfache Ränge, und ein höherrangiger Anführer. Sie wusste nicht, wie das Militär in den Vereinigten Staaten organisiert war und in diesem

Moment hatte Eilie auch kein Interesse daran, das zu lernen.

„HEE!“, rief sie und zog die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich. Der Anführer sah sie an, zeigte aber keine Anzeichen, eine Waffe zu ziehen. Eilie blieb ruhig stehen.

Sie sah sich um. Keiner der Soldaten zeigte irgendeine Aktivität, alle schienen nur zu warten. Es war ein bizarres Bild. Sechs Soldaten starrten sie an. Hinter ihnen ein blauer, hoffnungsvoller Himmel und am Boden graue, staubige, steinige Ödnis.

Und zwischen Eilie und den Soldaten ein lebloser Körper.

Manai.

Eilie sprang nach vorne, sie hörte das Klicken einiger Waffen. Sie beugte sich herab und sah ihren Vater auf dem staubigen Untergrund liegen.

„Papa?“

Es konnte nicht sein. Es durfte nicht.

„Papa!“

Sie hob ihn an und rüttelte an ihm, doch er bewegte sich nicht mehr. Zuerst sah sie auf und wollte die Soldaten anschreien, die Soldaten, von denen einige mittlerweile die Waffe auf sie gerichtet hatte, doch dann bemerkte sie die Wunde auf dem Körper ihres Vaters.

Die tiefe, klaffende Wunde in seinem Oberkörper.

Als sich Elvira die Stange in den Körper gerammt hatte und von dieser Welt geschieden war, löste sich alles auf, was sie getan hatte. Einerseits der Kokon. Aber auch die Wundversorgung der schweren Verletzung, die Viri ihrem Vater zugefügt hatte.

„Papa!“

Sie umklammerte seinen Oberkörper und begann bitter zu weinen. Sie schluchzte hart auf und schrie mit aller Kraft heraus, was sie fühlte. Und immer wieder klammerte sie sich an den leblosen Körper ihres Vaters.

Es war der schrecklichste Moment, den sie je erlebt hatte. Eilie fühlte sich, als würde ihr Herz verbrennen, als würde eine glühende Klaue all ihre Eingeweide zerreißen. Der Schmerz war überwältigend.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie in ein ruhigeres Weinen überging und nicht mehr schrie oder laut schluchzte. Eilie fühlte sich noch nicht besser, doch ihr fehlte alleine die Kraft, weiter ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

Der ältere Soldat trat vor.

„Miss, es tut mir leid. Wir haben ihm nichts getan.“

Er legte seine Hand auf ihre Schulter, am liebsten hätte sie ihn weggestoßen. Doch ihr Verstand riet ihr, das nicht zu tun.

„Ich weiß“, hauchte sie.

Die Soldaten steckten ihre Waffen wieder weg und der Anführer, reichte Eilie die Hand, um sie aufzustützen.

„Lieutenant McGlynn, zu ihren Diensten, Miss. Kommen Sie mit. Wir werden ihren Vater auf den Lastwagen heben und dann fahren wir zurück in das Basislager.“

Eilie nahm seine Hand und stand auf, doch ihre Knie waren zu weich. McGlynn fing sie auf und stützte sie.

Das war wahrlich kein glückliches Ende. Gerade erst hatte sie Frieden mit ihrer Mutter geschlossen, schon brach der letzte Rest ihrer Welt über Eilie zusammen. Ihre Mutter war weg, vermutlich tot, ihr Vater, der ständige Begleiter und feste Hafen in ihrem Leben, war sicher tot.

Nun konnte sie auch gleich mit McGlynn und seinen Männern mitgehen. Welchen Unterschied machte es noch, ob sie gute oder schlechte Absichten hatten? Eilie hatte ja niemanden mehr.

Mick.

Sie musste sich doch um das Kind kümmern, das Michael seiner Mutter entrissen hatte.

Rosalia.

Die Frau, die Manai liebte. Sie hatte alles für ihren Lebensgefährten getan. Rosalia hatte das Recht, zu erfahren, was mit ihrem Liebsten geschehen war.

Eilie dachte nach. Ihr Herz tat unerträglich weh, sie hatte keine Kraft mehr, ihr Leben war ihr beinahe egal. Doch sie konnte sich nicht aufgeben, solange es Menschen gab, für die sie wichtig war.

Mühsam versuchte sie, von alleine zu stehen. Eilie wandte alle Kraft auf und schaffte es schließlich. Wackelig schwankte sie hin und her, doch sie stand. McGlynn sah sie ungläubig an, als sie sich von ihm wegschob.

„Nein, ich... bleibe hier.“

Er ging einen Schritt auf sie zu und nahm ihre Hand wieder.

„Miss, es geht Ihnen nicht gut. Kommen Sie mit uns, ruhen Sie sich aus und dann sehen wir weiter, ja?“

Eilie hatte das Gefühl, dass er es wirklich gut mit ihr meinte. Doch sie musste zurück zum Portal.

„Nein, es... geht nicht.“

Doch McGlynn ließ sie nicht los. Er zog sie ein Stück zu sich und griff unter ihre Knie, um sie zu tragen. Mit einem kräftigen Ruck hob er Eilie an und hielt sie mit starkem Griff fest. Eilie hatte nicht mehr genügend Stärke, um sich aus der Umklammerung zu befreien.

„Es tut mir leid, aber das ist das Beste für Sie.“

McGlynn sah ihr nicht in das Gesicht, sondern drehte sich um und schritt auf den Lastwagen zu.

„Nein, sie bleibt hier.“

Die Stimme ging ihr durch Mark und Bein. Vor der Gruppe von Soldaten hatte sich Unico aufgestellt. Seine Augen leuchteten beinahe und er schritt auf McGlynn zu. Die Soldaten zogen ihre Waffen, doch Unico sprang zur Seite, lief von Soldat zu Soldat und konnte einen jeden entwaffnen, bevor sie überhaupt bemerkt hatten, was geschehen war. Er schlug ihnen Gewehre und Messer aus den Händen, schließlich fielen sie nach einer Berührung durch ihn zu Boden.

Nachdem er sich um die Soldaten gekümmert hatte, ging Unico wieder auf die beiden zu. McGlynn ging rückwärts, mit Eilie im Arm konnte er keine Waffe ziehen.

„Ich kümmere mich darum. Sie sind in Sicherheit“, flüsterte er ihr zu. Doch Eilie wollte nicht in die Sicherheit, die ihr der Lieutenant bieten konnte. Sie brachte alle Kraft auf, die in ihr lag und entkam seinem Griff. Eilie sprang auf und lief zu Unico hinüber, der sie mit seinem linken Arm auffing und festhielt. Eilie indes klammerte sich an seinen Oberkörper.

„Was zum Teufel seid Ihr?“, zischte McGlynn, von der Wendung der Ereignisse überrascht.

„Ein ebensolcher, es ist mir eine Ehre“, stellte sich Unico vor.

„Geh zurück zu deinem Wagen, nimm deine Leute mit und verschwinde“, setzte er hinzu.

Als McGlynn eine Pistole ziehen wollte, stürmte Unico vor, schlug ihm in den Magen und entriss ihm seine Waffe.

„Denke nicht daran. Geh nun!“

Der Lieutenant stolperte nach vorne und ging zu seinen Leuten. Er drehte sich noch einmal zu Unico um.

„Wir kommen wieder.“

Unico reagierte nicht mehr darauf. Er nahm Eilie wie es McGlynn vorher gemacht hatte, hob sie an und lief los.

„Wir müssen uns beeilen“, erklärte er ungefragt.

„Wir wissen schließlich nicht, wann die Menschen zurückkommen.“

Behände sprang er über einige kleinere Felsen und am Schutthaufen vorbei, der einst der innere Kokon war. Zum Schluss hastete er an einem größeren Findling vorbei.

„Da ist es!“, rief er.

Zusammen mit Eilie im Arm lief er auf eine wabernde Luftverwirbelung zu. Eilie kreischte auf, als sie dachte, sie würde gleich in einem Felsen landen, doch als sie das

wabernde Tor passierten, war sie plötzlich in einer anderen Welt.

Unico stellte sie wieder auf die eigenen Beine und Eilie sah sich um. Es war eine grüne Gegend. Eine schöne Welt. Der Himmel strahlte in einem bläulichen Violett, es musste früher Morgen sein.

Vor ihr war eine große Wiese und dort standen auch die Bewohner von Saranon. Aus der Menge trat eine junge Frau mit einem Kind im Arm. Rosalia.

55 Unico | Ein Zwischenschritt

Die beiden jungen Frauen lagen sich in den Armen, eine von ihnen hielt ein Kind, die andere, Eilie, herzte abwechselnd die Frau und den Säugling. Eine dritte Frau stand etwas abseits daneben und sah traurig zu Boden.

Es waren nur diese drei Frauen, die trotz ihrer Trauer eine solche offen zeigten. Ansonsten spürte Unico die Anspannung auf der Grasfläche vor Chandeliers Stadt, Relsh.

Er hatte sich auf eine kleine Anhöhe abseits der Wiese aufgestellt und sah sich die Situation genau an. Direkt vor den frisch errichteten Mauern der Stadt hatten sich viele Bewohner eingefunden, sie beobachteten die neu angekommenen Menschen. Die Menschen von der Erde, die in gebührendem Abstand zu den Leuten aus Relsh unsicher warteten. Sie sahen ausgelaugt aus, kraftlos und müde, schmutzig und grau.

Doch sie wagten es nicht, noch weiter nach vorne zu gehen und zögerten, zauderten und diskutierten untereinander. Ihnen fehlten die Anweisungen der Führungsfiguren, die drei jungen Frauen. Diese waren gerade damit beschäftigt, sich gegenseitig Kraft zu geben.

Gegen die grauen Gestalten sahen die Bewohner aus Relsh gut aus. Sie waren braun gebrannt von der vielen Arbeit im Freien. Gesättigt und gestärkt standen sie in

bunten Kleidern da, aber auch sie trauten sich nicht, sich den Neuankömmlingen zu nähern.

„Wer sind diese Leute?“

Chandelier hatte sich neben Unico gestellt, doch dieser hatte sich so auf die gespannte Atmosphäre konzentriert, dass er nun überrascht war.

„Sie mussten fliehen. Ich habe sie zum Portal geführt, damit sie in eure Welt kommen können.“

Er sah zu Chandelier hinüber, dieser hielt sich seine rechte Hand an die Schläfe und sah Unico zweifelnd an.

„Sie mussten vor einer schlimmen Bedrohung geflohen sein, wenn ihnen die Aussicht auf diese Welt als die bessere Möglichkeit erschien.“

Unico sah nochmal hinab zu den Leuten aus Relsh und hob schließlich den Blick an, um die Stadt anzusehen, die gerade errichtet worden war. Neben dem großen Steinhaus von Chandelier und Demeter waren viele andere Gebäude gerade in der Entstehung, für Unico schien diese junge, unfertige Stadt wie ein Zeichen der Hoffnung.

„Deine Leute sehen ganz gut aus“, stellte er daher nüchtern fest.

„Ja, bisher blieben größere Katastrophen oder Unwägbarkeiten aus“, gab Chandelier zu.

„Aber die Welt ist uns immer noch unbekannt. Wir kennen nur die Baustelle von Relsh und das Land einige Tagesmärsche um diesen Ort herum. Wir wissen nicht, was dahinter ist.“

„Doch bisher habt ihr nur fruchtbare Böden und kräftiges Vieh gefunden, ist dem nicht so?“

„Ja doch, aber...“

„Die Menschen hier“, unterbrach ihn Unico, „hatten die umgekehrte Perspektive. Alles, was sie kannten, war schlecht oder bedrohlich. Ihr Land war tot und das Heer ihrer Landesväter wollte sie ausfindig machen. Bei ihnen hätte alles gut enden können, doch es sah nicht danach aus.“

„Ihr Land war tot?“

Chandeliers Neugierde war geweckt.

„Ich war dort. Keine Pflanze wuchs mehr weit und breit, der Boden war grau und trocken. Wasser war nur schwer zu finden, diese Menschen haben gelitten.“

„Ich verstehe. Wer... wer sind diese drei?“

Er deutete auf Eilie und die anderen beiden Frauen.

„Sie haben die Leute überredet, durch das Portal zu gehen.“

Unico zog Chandelier zu sich her und deutete mit dem Finger auf Eilie.

„Diese hier, Eilie, hat besonders gelitten. Sie hat sich verletzt und auch noch vor wenigen Stunden Vater und Mutter verloren.“

Er senkte den Blick.

„Chandelier, nimm die Menschen bei dir auf. Sie können Euch helfen und schaden euch bestimmt nicht. Es ist doch genügend Vieh und Ackerland vorhanden.“

Hinter der Stadt bestellten einige Menschen gerade große Felder, Ochsen zogen die Pflüge durch den Boden, der dunkel glänzend durchgewühlt wurde. Es war ein satter, kräftiger Boden.

Chandelier schmunzelte.

„Ich hatte nie die Absicht, sie nicht aufzunehmen.“

Unico klopfte ihm auf die Schulter.

„Dann geh hinab und sag Deinen Leuten, dass sie nichts zu befürchten haben. Nimm sie auf und kümmere dich bitte besonders um Eilie.“

„Ich werde mit Demeter reden.“

Unico war mit dem Verlauf der Geschehnisse nicht zufrieden. Viri war verschwunden, Manai tot. Er kämpfte gegen seine Gefühle an, denn in diesem Moment war es zu wichtig, einen kühlen Kopf zu bewahren. Er hoffte nur inständig, dass es Viri gelungen war, tatsächlich nach Etheria zu reisen. Wenn sie gestorben war, dann wären

bald alle Welten tot. Doch diesen Gedanken wagte er nicht einmal zu denken.

Er hatte genug gesehen. Es war Zeit, zurückzukehren. Seine Freunde zu Hause mussten sich unbeschreibliche Sorgen machen und gerade Morel und Ayrina hatten zu erfahren, was mit Viri und Manai geschehen war.

„Chandelier!“, rief er seinem neuen Freund nach.

Dieser wirbelte herum, als er gerade dabei war, zur Wiese hinunter zu gehen.

„Ja, Unico?“

„Das Portal... in der kleinen Kapelle. Existiert es noch?“

„Die letzten Tage war es noch hier, ich habe auch einmal einen Blick hindurch geworfen, sah aber nur eine eingestürzte Hütte und einen kleinen Teich...“

Es war an der Zeit, zurück nach Hel zu gehen. Auch wenn hier alles friedlich schien, so waren die Probleme seiner Welt noch nicht gelöst worden, deshalb eilte Unico selbst in die Stadt hinunter, über die frisch gepflasterten Straßen zu der kleinen Kapelle, in der er angekommen war.

Nun war es wirklich Zeit, zu gehen. Da gerade alle damit beschäftigt waren, sich in dieser neuen Situation zurechtzufinden, hielt Unico es für sinnvoll, ohne Verabschiedung wieder nach Hause zu gehen.

Die Eingangstüre der kleinen Hütte knarzte hinter ihm und Unico drehte sich um. Scheinbar hatte doch jemand bemerkt, wie er in die Stadt geeilt war.

Es war Eilie, die hinter ihm stand.

Sie sah fürchterlich aus, überall zerkratzt und aufgeschürft, die Haare lagen genauso staubig und grau auf ihrem Kopf wie die Farbe dem viel zu großen alten Mantel, die sie trug. Ihre Augen waren rot unterlaufen, der Blick leer.

„Gehst du?“

Unico nickte.

Eilie ging auf ihn zu und umarmte ihn. Es war eine herzliche, innige Umarmung, doch Unico fühlte sich nicht wohl dabei. Eilie sollte ihre Kräfte auf andere Dinge lenken. Sie ließ ihn los, ging einen Schritt zurück und nahm seine Hand.

„Danke, dass du Mutter nicht aufgegeben hast. Ich hoffe... sie ist jetzt an dem Ort, an dem sie uns helfen kann. Und ich hoffe, dass ich sie wiedersehe. Ich muss ihr doch erzählen, was mit Papa...“

Unico drückte sie noch einmal an sich.

„Wenn Sie Erfolg hat, wird sie uns sicherlich alle besuchen kommen.“

Eilie atmete in seinen Armen tief durch, sie wirkte nun etwas ruhiger.

„Ich muss gehen, junge Eilie. Wenn wir uns wiedersehen, wird alles gut sein, ja?“

Sie nickte und ging zurück zur Türe. Sie drehte sich noch einmal um, und setzte das beste Lächeln auf, das sie zu leisten imstande war.

Unico drehte sich um und wollte durch das Tor hindurchgehen, doch er hielt inne. Eilie stand noch hinter ihm.

Sie hatte einen Teil von Viris Kräften erhalten. Niemand konnte sagen, wozu sie imstande war. Vielleicht konnte sie Hel und auch dieser Welt helfen. Doch um herauszufinden, ob sie etwas ausrichten konnte, musste jemand sagen können, was sie überhaupt war. Oder zumindest, welche Kräfte sie besaß.

Von allen Lebewesen, die er kannte, konnte nur ein einziges Geschöpf in der Lage sein, das zu beurteilen. Ciseding, das erste Wesen, das von Eding die Macht erhalten hatte, eine ganze Welt zu führen.

Unico drehte sich um und sah das unsichere Bündel an, das Eilie war. Sie wirkte so zart und zerbrechlich, doch er selbst hatte schon erfahren dürfen, wie stark sie war. Und diese Einschätzung beschränkte sich nicht nur auf die Kräfte, die sie erhalten hatte. Eilie war ein mutiges

Mädchen. Und sie konnte mehr, als beim Aufbau von
Relsh zu helfen.

„Willst du mitkommen?“, fragte er sie deshalb.

56 Eilie | In einer neuen Welt

Die Münze hatte ein wunderschönes Motiv. Sie zeigte einen hohen, spitz zulaufenden Turm vor einer Berglandschaft, mit dünnen, schön gezeichneten Wolken am Himmel. Auf der anderen Seite waren vier Symbole eingraviert.

Auch wenn sie schön war, so glänzte sie überhaupt nicht mehr. Sie musste schon durch viele Hände gegangen sein. Eilie drehte sie immer wieder um und sah sie ständig an.

Unter dem Schatten einer großen Silberweide saß Eilie an einem kleinen Bach. Das Wasser plätscherte, als es die vielen großen Steine in der Mitte berührte, am Ufer wuchsen gelbe und weiße Blumen. Sie atmete durch, sah auf das Bergpanorama im Hintergrund und spielte wieder etwas mit der Münze, bevor sie die Augen schloss.

Sie konnte selbst nicht glauben, wo sie gelandet war. Sie war in der Hölle. Niemals hätte sie gedacht, dass dieser Ort so schön sein konnte. Hier, nahe der Hauptstadt dieser doch so friedlichen Welt. Eilie drehte sich um und sah die große Stadt an, die hinter ihr lag. Heute würde sie den Anführer, Ciseding, treffen. Unico hatte ihr versprochen, dass dieser Ciseding viel über sie, Viri und ihre Kräfte wusste.

Unico bot ihr an, sie durch Helgard zu führen, doch Eilie lehnte ab. Sie mochte den alten Freund ihrer Mutter wirklich gerne, aber nach den vielen Tagen im engen Luftschiff zusammen mit ihm, seiner Frau Ayrina und einer kleinen Gruppe von Technikern war sie froh, einige Stunden für sich zu haben. Besonders, weil sie dieser Fluss so sehr an ihre alte Heimat in Tauberburg erinnerte.

Eilie hoffte inständig, dass sich die Erde wieder beruhigte, die Wetterkapriolen ein Ende nahmen und alles wieder so war, wie es sein sollte. Jedoch für sie würde nie wieder etwas so sein, wie es einst gewesen war.

Sie hatte so unbeschreiblich viel erlebt und gelernt in den vergangenen Monaten. Von der übereifrigen Mitarbeiterin von Interpol, die wegen ihrer zu selbständigen Ermittlungen gefeuert wurde, war fast nichts mehr übrig.

Sie war Eilie, Tochter von Manai und Elvira, hatte offenbar unbekannte, starke Kräfte innewohnend und war nun in einer gänzlich anderen Welt, um von deren Anführer zu erfahren, was mit ihr weiter geschehen sollte.

Annika und Rosalia waren anfangs skeptisch gewesen, als Eilie ihnen mitteilte, dass sie mit Unico mitreisen würde. Natürlich hatte sie wieder vor, zurückzukehren und den beiden beim Aufbau ihrer neuen Existenz in Relsh zu

helfen, doch Unico meinte, sie solle unbedingt mit ihm kommen. Im Luftschiff eröffnete er ihr, dass sie vielleicht in der Lage sein könnte, die Tore zwischen den Welten zu öffnen, so wie auch Viri dazu imstande war. Auf diese Weise wäre es vielleicht möglich, eine Brücke zwischen den Welten aufzubauen, und zwar nicht nur zwischen Hel und der Erde, sondern vielleicht sogar bis hoch nach Etheria.

Annika hatte indes von Chandelier, dem Bürgermeister von Relsh, den Auftrag erhalten, die Gegend zu erkunden. Sie war froh um diese Aufgabe gewesen, denn Annika war mittlerweile am liebsten alleine, und eine Aufgabe draußen in der Natur schien ihr zu gefallen.

Rosalia kümmerte sich mit Demeter darum, dass sich die Bewohner von Relsh und die Flüchtlinge aus Saranon näher kennen lernten. Auch wenn die Bewohner der amerikanischen Stadt darauf bestanden, nicht selbst nach Relsh zu ziehen, sondern eine eigene kleine Siedlung südlich davon zu gründen. Alle halfen dabei, in der Nähe von Relsh eine Burg zu bauen, falls in der neuen Welt doch Gefahren bekannt werden sollten.

Eilie reiste mit Unico zusammen nach Hel und lernte zuerst den Wald von Gaalkayo kennen, einen dunklen, kalten und wenig einladenden Ort. Doch die Stadt war voll netter Bewohner, die sie lächelnd begrüßten. Unico meinte, das läge daran, weil sie Elvira so ähnlich sah. In Gaalkayo lernte Eilie auch die Aufgaben von Sammlern

und Vollstreckern kennen. Sie fühlte sich unwohl und daran erinnert, doch in der Hölle angekommen zu sein. Die Menschen wurden eingesammelt und einer schrecklichen Bestimmung übergeben.

Allerdings wurden alle Menschen dahingehend geprüft, ob sie auch wirklich in Hel ankommen sollten und nicht durch das Ungleichgewicht der Welten eigentlich nach Etheria gehörten. Solche Menschen wurden in alte, verlassene Städte rund um Gaalkayo gebracht, sie sollten dort die Siedlungen wiederaufbauen. Dass diese Prüfungen gemacht wurden, das war der Verdienst von Elvira gewesen.

Ihr Inneres war wie verbrannt vor Trauer über den Verlust ihres Vaters und ihres Freundes und die Enttäuschung darüber, nur so einen kurzen glücklichen Moment mit ihrer Mutter gehabt zu haben. Eilie war sich sicher, dass sie nie wieder dieselbe sein würde wie sie einst gewesen war. Sie hätte sich noch so gerne mit Michael ausgesprochen. Er war dumm gewesen, doch er hatte doch Vieles nur gut gemeint. Ihrem Vater waren einige letzte glückliche Tage mit seiner alten Liebe vergönnt gewesen, doch mit seiner Tochter blieb ihm solch eine glückliche Zeit verwehrt. Und auch Elvira hätte sie gerne näher kennengelernt, durch den Schmerz über den Verlust aber tat ihr diese Enttäuschung am wenigsten weh.

Sie hoffte so sehr, dass Elvira wirklich die Geschieke der Welten noch ändern konnte und sie in Etheria angekommen war. Auch wenn ihr das alles unglaublich seltsam vorkam.

Eilie hielt sich die Münze an die Brust, die sie im leerstehenden Haus ihrer Mutter gefunden hatte. Sie dachte an ihren Vater, stand auf und atmete durch. Eine kalte Windböe kam auf und Eilie fröstelte. Doch nun verließ sie den Bach, ging einige steinerne Treppen hoch zur Hauptstraße und in Richtung des großen Turms.

Ciseding sollte nicht warten.

Coda

Die Ebenen von Joston

Die Ränder der Wolken leuchteten vor dem dunklen, beinahe schwarzen Nachthimmel. Ein Mond stand hell leuchtend hoch am Firmament, er war die einzige Lichtquelle in dieser finsternen Stunde.

Sie war wieder einmal erwacht. Viri atmete schwer durch. Mühevoll sortierte sie ihre Gedanken und war im ersten Moment erleichtert, da sie diesmal ihr Bewusstsein und ihre Erinnerungen hatte. Sie lag wieder einmal in einer Wiese, die Nacht war frisch, ein kalter Wind wehte über die hohen Gräser und trug einige Blütenblätter mit sich, die im fahlen Licht des Mondes glitzerten.

Viri griff mit ihren Händen in das Gras. Sie konnte es fühlen. Hoffnung keimte in ihr auf und sie hob den Arm vor ihr Gesicht. Es war eine Hand, keine Klaue. Ihre Brust und ihr Kopf pochten und schmerzten fürchterlich, als sie sich aufsetzte und versuchte, zu erkennen was sie nun war, wie sie aussah.

Erst jetzt realisierte sie, dass sie auf dem Rücken gelegen hatte. Viri griff mit der Hand nach hinten und fühlte nichts. Sie war überrascht und verängstigt gleichzeitig, denn sie war davon ausgegangen, dass ihre Gestalt wieder die des Mädchens Rena war, wenn sie erst in Etheria angekommen wäre. Sie sprang auf und wäre beinahe vor Übelkeit und Schwindel wieder hingefallen, doch sie konnte stehen bleiben.

Sie stand inmitten einer beinahe unendlich weiten Landschaft, die hohen Gräser erstreckten sich bis zum Horizont, bis sie im Dunkel der finsternen Wolken nicht mehr zu erkennen waren.

Es war zwar Nacht, doch nun wusste sie, wo sie war. Sie hatte von diesem Ort bereits einmal geträumt. Damals, in Hel, als sie aus einem abstürzenden Luftschiff gefallen war.

Langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit und sie meinte, mehr erkennen zu können. So drehte sie sich einmal um die eigene Achse und konnte schließlich den Tempel erspähen, den sie suchte. Er war ganz klein, beinahe nicht zu erkennen, doch er war hier.

Hoffnungsvoll schritt Viri voran, bahnte sich ihren Weg durch die Halme und die hohen Blüten, die geschlossenen Sonnenblumen und die Heidesträucher.

Nach einer kurzen Weile wurde der Tempel größer und genau wie sie es einst erträumt hatte, lag vor dem Tempel ein großer Teich, in dem sich das Mondlicht spiegelte. Das Wasser war unbeschreiblich klar, sogar in dieser Finsternis konnte sie bis zum Grund sehen, lange Seegräser lagen flach auf dem Boden des Tümpels. Neugierig beugte sie sich vor, und so konnte sie sich in der Spiegelung des Wassers erkennen.

Sie war Viri. Die Viri, die in Hel gelebt hatte. Wieso hatte sie diese Gestalt? Langsam hatte sie das Gefühl, dass

etwas nicht in Ordnung war. Noch einmal sah sie sich um. Das hier war der Ort, von dem sie geträumt hatte. Sie war sich sicher. Das hier war nicht Hel und auch nicht die Welt, in der sie Demeter, Tesserakt und Chandelier getroffen hatte.

Zur Sicherheit tastete sie noch einmal ihren Kopf ab und konnte die vier kleinen Hörner fühlen, die auf ihrer Stirn lagen.

Aber sie war doch keine Sayt mehr. Sie war eine Mal'ach. Einst geboren in Etheria und nun war sie wieder hier.

„Nein“, rief sie sich zur Vernunft.

Ihre Macht hatte sie schon in Situationen gebracht, die völlig unlogisch waren. Vielleicht war das nur wieder eine Auswirkung ihrer grenzenlosen Kräfte.

Ohne sich weiter hineinzusteigern ging sie durch den Teich hindurch, da wie in ihrem Traum die Treppen direkt in das Wasser führten und bestieg die weißen Marmortreppen des Tempels. Schließlich kam sie vor der großen Holztür zum Stehen.

Viri drückte die Türe auf und trat in eine mit vielen Fackeln beleuchtete Halle. Das rötliche Licht spiegelte sich auf den glatt polierten Säulen, der Boden war mit ockerfarbenen Steinplatten ausgelegt. In der Mitte stand ein Thron und saß mächtig auf goldenen Stufen. Der Stuhl war aus Marmor, sehr hoch und ein goldener Stern strahlte an seiner Spitze.

Die Konstruktion war so hoch und mächtig, dass an seiner hohen Lehne zwei Fackeln hingen.

Und auf dem Thron saß jemand.

Viri wich zurück, sie bekam eine Gänsehaut. Dort saß eine lange, hagere Gestalt. Ein Mann mit blonden, kurzen Haaren. Er trug keinen Bart, und doch konnte man unter seinen Augen viele Falten erkennen. Die Pupillen waren eisblau, der Blick in die Ferne gerichtet. Hinter seinem Rücken konnte sie mächtige Schwingen erkennen, die Nägel an den Fingern waren lang gewachsen und ebenso blau wie die Augen.

Er trug eine weiße Toga, über die sich Goldfäden zogen, die Füße waren in Sandalen eingebunden.

Der Mann sah zu ihr hinab. Es war ein durchdringender Blick und Viri hielt sich die Hand vor die Brust. Es schien direkt dort zu stechen.

Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem sanften Lächeln.

„Elvira, mein Kind. Es ist an der Zeit, dass du kommst.“